This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX TAYW Q

50512.7

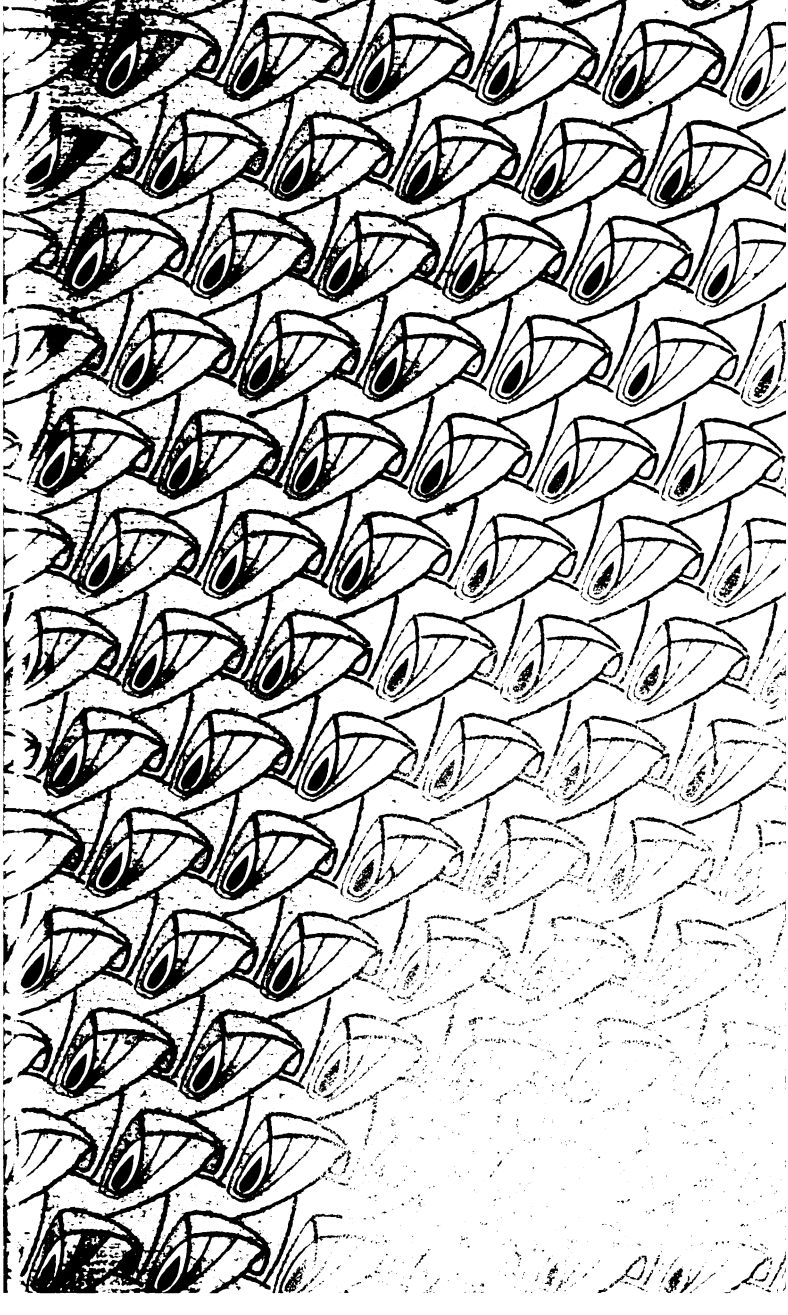
HARVARD COLLEGE LIBRARY

FROM THE LIBRARY OF

GEORGE EDWARD RICHARDS

A.B. 1867, M.D. 1883

THE GIFT OF
ANNA M. RICHARDS
1919



Paul Heyse

Romane und Novellen

Wohlfeile Ausgabe

Zweite Serie: Novellen

Zwanzigster Band

Stuttgart und Berlin 1908
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Paul Heyse

Novellen

Zwanzigster Band

Märchen und Spukgeschichten

Inhalt

Holdrio — Das Märchen vom Herzblut — Die vier Geschwister — Der Jungbrunnen — Lilith — Die gute Frau — Johannisnacht — Das Märchen von Niels mit der offenen Hand — Die Nixe — Die Dryas — Die schöne Abigail — Mittagszauber — 's Lisabethle — Das Waldlachen — Das Haus „Zum ungläubigen Thomas"

Stuttgart und Berlin 1908
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

50512.7

HARVARD COLLEGE LIBRARY
THE GIFT OF
MRS. GEORGE E. RICHARDS
NOV. 1, 1919.

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Holdrio

oder

Das Märchen vom wohlerzogenen Königssohn

(1898)

Es war einmal ein junger Königssohn, Prinz Florio genannt, den seine Mutter, da ihr hoher Gemahl früh verstorben war, mit absonderlicher Liebe und Sorgfalt erziehen ließ. Als er das neunzehnte Jahr erreicht hatte, war er denn auch ein so ausbündig wohlerzogener Jüngling geworden, daß die Mütter im ganzen Reich ihn ihren minder tugendhaften Söhnen zum Vorbild aufstellten, während die Väter heimlich den Kopf schüttelten und flüsterten, der hochselige Monarch würde seinem Thronerben wohl etwas mehr Freiheit gegönnt haben, den Most seiner Jugend verbrausen zu lassen.

Denn die überzärtliche Mutter hatte ihrem einzigen Kinde, damit sein Fuß nie über ein Steinchen strauchle, zwei treue Hüter beigesellt, die Tag und Nacht nicht von seiner Seite wichen, einen Kriegs- und einen Friedenshofmeister. Diese beiden ehrwürdigen Herren hatten die wissenschaftliche und sittliche Bildung des jungen Prinzen zu leiten, bis er mit Vollendung des zwanzigsten Jahres den Thron besteigen würde. Außerdem daß ihre Unterweisung den größten Teil der Tagesstunden ausfüllte, wurde der hohe Zögling auch noch in allen körperlichen Künsten und Fertigkeiten durch besondere Lehrmeister unterrichtet, und zu dem Fecht-, Tanz- und Reitlehrer kam noch ein gelehrter Professor, der ihm in der Menschenkenntnis Lektionen gab, einer Wissenschaft, die für einen Königssohn, der in Zukunft Land und Leute regieren soll, wichtiger ist, als selbst eine genaue Kenntnis des Gothaischen

Kalenders. Auch pflegt das Studium derselben eine vergnügliche Sache zu sein, wenn es nur in der richtigen Art betrieben wird. Leider aber, statt das Lehrbuch der wirklichen Welt und des menschlichen Lebens vor dem Jüngling aufzuschlagen, bestand der Unterricht einzig im Auswendiglernen gewisser Regeln und Maximen und im Vorzeigen eines dicken Bilderbuches, in welchem die verschiedenen menschlichen Leidenschaften, Triebe, Laster und Tugenden in fratzenhaften Charakterköpfen dargestellt waren, so daß der Erfolg dieser Lehrstunden nicht viel besser war, als wenn man einem Knaben auf dem trockenen Lande das Schwimmen beibringen will.

Zudem hatte die besorgte Mutter verfügt, daß bei diesem Unterricht ein Hauptkapitel des ganzen Lehrstoffes überschlagen werde: die Wissenschaft vom weiblichen Geschlecht, vielleicht in der richtigen Erkenntnis, daß die Weisheit aller Weisen an den unergründlichen Rätseln dieser schwachen und doch unüberwindlichen Wesen zu Schanden werde und es niemand zu ersparen sei, erst durch Schaden klug zu werden. Davor aber ihr Söhnchen so lange als möglich zu behüten, duldete sie in ihrem Hofstaat nur Frauen und Fräuleins von gesetzten Jahren, die eine Häßlichkeitsprobe zu bestehen hatten, ehe sie in ihren Dienst treten durften. Daß es außer diesen noch anmutigere Geschöpfe des anderen Geschlechts gebe, war dem Prinzen nur dadurch bekannt geworden, daß er zuweilen am Fenster des königlichen Schlosses durch ein Opernglas in die Stadt hinaussah, wo hübsche junge Kinder allein oder mit ihren Familien über den Marktplatz gingen und manchmal auch einen neugierigen Blick nach den Fenstern des Schlosses emporsandten, hinter denen der schöne Königssohn wie ein gefangener Paradiesvogel in seinem Käfig ihre Gedanken beschäftigte.

Ins Freie durfte er nur zu den körperlichen Übungen, auch dann nur in den Hofraum oder Garten, so lockend auch über die Mauer desselben die Wipfel des weiten Parks herüberwinkten. Nur eine einzige Stunde nach Tische war ihm freigegeben, ohne Aufsicht sich im Garten zu ergehen, da der Professor der Menschenkenntnis der Königin-Mutter vorgestellt hatte, ein junger Mensch müsse auch Gelegenheit haben, sich

im richtigen Gebrauch der Freiheit zu üben. Diese Freiheit bestand freilich nur darin, daß er sich selbst entscheiden konnte, welchen der abgezirkelten Gartenwege er wandeln und von welchen Bäumen er sich zum Nachtisch einige reife Früchte pflücken wolle. Doch schon die Versuchung, die in jungen Gemütern mächtig ist, gerade in unreife Äpfel und Birnen zu beißen, war ihm als sündhaft so kräftig dargestellt worden, daß er nicht wagte, ein solches Gelüst zu befriedigen.

Nun geschah es an einem dieser Nachmittage im Sommer, daß das gute junge Herrlein bei seinem Gartenspaziergang an das Ende des Hauptweges gelangte und zum erstenmal die schwere eiserne Gittertür offen fand. Vielleicht hätte ein ausdrückliches Verbot, die Schwelle nicht zu überschreiten, so viel Macht über sein wohlerzogenes Gemüt gehabt, um die Neugier, wie es wohl da draußen aussehe, zu ersticken. Da aber niemand an einen solchen Fall gedacht hatte, regte sich auch in unserm Prinzen keine Sorge, als ob es ein Mißbrauch seiner knapp bemessenen Freiheit wäre, sich etwas weiter vom Schlosse zu entfernen.

Wie er nun vollends in die Schattenwege des Parks eingetreten war und bald von der breiten Straße abbiegend sich in wildwüchsige Seitenpfade verirrte, wurde ihm das Herz so weit und der Sinn so fröhlich, daß er ein Schelmenliedchen zu singen anfing, das er von einer der Kammerfrauen seiner Mutter gelernt hatte. Ihm war, als habe er nie den Himmel so hoch und die Lüfte so balsamisch gefunden, und sein Blut stürmte ihm so heiß zum Herzen, daß er zuweilen stehen bleiben mußte, um Atem zu schöpfen.

Herrgott! sagte er vor sich hin, hätte ich doch nie geglaubt, daß die Welt so schön und das Leben so lustig sei! Ich will die Mutter bitten, daß sie mich öfters in den Wald hinausläßt. Wie hier alles so fröhlich durcheinander wächst: kein Zweig wird beschnitten, die Blätter liegen auf dem Weg, und die Brombeeren wuchern darüber hin. Und dazu singen alle Vögel weit heller als in unserm Schloßgarten!

Unter solchen glücklichen Betrachtungen war er immer tiefer in den Wald hineingeschritten, als er auf einmal stutzte

und stillhielt. Auf einer grasbewachsenen Lichtung nämlich sah er einen jungen Menschen sitzen, mit übereinandergeschlagenen Beinen auf einen moosigen Baumstumpf hingekauert, der ihn mit einem lustigen Zwinkern der kleinen schwarzen Augen und einem nachlässigen Nicken des Hauptes begrüßte, doch ohne das schief aufs linke Ohr gedrückte Hütchen zu lüften.

Das befremdete ein wenig den wohlerzogenen Königssohn, der gewohnt war, daß jedermann mit abgezogenem Hut ihm begegnete. Da ihm aber der wunderliche Geselle im übrigen gefiel, nickte auch er ihm herablassend zu und fragte: Wer bist du und wie kommst du in diesen Wald?

Von der Landstraße her, entgegnete der muntere Bursche, da ich nach deinem Schlosse wollte und die Wachen am großen Tor mich zurückwiesen. Ich wünschte dich zu sprechen und habe hier auf dich gewartet.

Und was hast du von mir gewollt? fragte der Prinz, der an dem schlanken, verwogenen Fremdling immer mehr Gefallen fand. Wie heißest du übrigens, und was für eine Kunst oder Gewerbe treibst du?

Mein Name ist Holdrio, sagte der andere, der sich auf seinem Sitz hin und her wiegte, und da du nach meinem Gewerbe fragst, sollst du wissen, daß ich Prinzenerzieher bin.

Du? spottete der Königssohn. Und darum willst du zu mir, der ich bereits sehr wohlerzogen bin, während du selbst eine so mangelhafte Erziehung genossen hast, daß du nicht einmal weißt, wie ungehörig es ist, einen Prinzen mit du anzureden, statt mit Königliche Hoheit?

Ich nehme mir diese Freiheit, sagte der Fremde, weil der Erzieher immer eine Respektsperson ist, der ohne solchen devoten Schnickschnack mit seinem Zögling verkehrt. Wenn du aber meinst, deine Erziehung sei vollendet, so muß ich dir sagen, daß sie in einem hochwichtigen Punkt völlig vernachlässigt worden ist.

Der wäre —?

Du hast noch nicht gelernt, dumme Streiche zu machen; eine Kunst, ohne die aus einem jungen Menschen nie etwas Rechtes werden kann.

Der Prinz sah ihn mit großen Augen an. Dumme Streiche? sagte er. Was ist das?

Das ist, daß einer auch einmal die Courage hat, über die Schnur zu hauen, etwas zu tun, wonach seinem Herzen gelüstet, auch wenn es ihm die Frau Mutter und hundert Hofmeister verboten haben. Verstehst du, was ich meine?

Der gute Königssohn blickte einigermaßen verdutzt in die Wolken hinauf und dann wieder auf den grünen Rasen.

Etwas tun, was verboten ist, ist ja eben — verboten! stammelte er.

Ja, aber es braucht darum noch keine Sünde zu sein. Alte Leute wissen nicht mehr, was junge Menschen zu ihrem Seelenheil bedürfen. Das müssen diese in ihrem eigenen Herzen spüren und sich herausnehmen, danach zu handeln, wenn sie nicht ewig am Gängelbande bleiben wollen. Darum aber ist es gar nicht so dumm, das zu tun, was die weisen Alten dumme Streiche nennen, sondern vielmehr eben das Klügste, was ein guter Juvenil anstellen kann, um sich mündig zu machen, zumal ein Königssohn, der späterhin viel weniger als andere Sterbliche seinem Herzen folgen darf, da alle Welt auf ihn blickt und die sogenannte Staatsräson ihm die Brust einschnürt.

Hierauf entstand eine kleine Pause, während deren der Fremde von seinem Sitz herunterglitt und einen Tannenzapfen nach einem Eichhörnchen schnellte, das der Unterredung neugierig zugehört hatte.

Dann sagte der Prinz: Ich hätte wohl Lust, Holdrio, dich in dieser Kunst zum Lehrmeister anzunehmen. Denn in der Tat, es ist mir oft vorgekommen, als hätte ich einen eisernen Reifen um die Brust, der immer, wenn mein Herz schneller und heißer schlagen wollte, es zurückzwang. Und heut zum erstenmal, als ich über die Schwelle des Gartens in die Wildnis trat, ist mir's zu Mut gewesen, als fiele mir eine Kette von den Füßen und jene eiserne Klammer vom Herzen. Wenn du mich in die Lehre nehmen und in dem unterweisen willst, was du dumme Streiche nennst, soll's dein Schade nicht sein, vorausgesetzt, daß die Mutter nichts dagegen hat.

Ja, wenn du die fragen willst, achselzuckte Holdrio, bin

ich nicht dein Mann. Niemand macht dumme Streiche mit Erlaubnis der Vorgesetzten. Nein; du mußt die Lektionen bei mir geheim halten, und wegen des Honorars sei ohne Sorgen. Es ist mir Lohn genug, einen talentvollen Schüler zu haben, und wenn du willst, können wir den Unterricht gleich jetzt anfangen.

Die Augen des Prinzen leuchteten.

Ich verlange mir nichts Besseres. Aber wie?

Das laß meine Sorge sein. Zunächst wollen wir noch ein wenig weiterschlendern. Du weißt noch gar nicht, wie wundervoll die Welt jenseits deiner Gartenmauer ist!

* * *

Indem er das sagte, schob er seinen Arm zutraulich in den seines Zöglings und schlug einen Seitenpfad ein, der sie bald aus dem Dickicht hinausführte. Als sie den Waldrand erreicht hatten, blieb der Königssohn mit einem Ausruf des Entzückens stehen. Vor ihm breitete sich im goldenen Sonnenlicht eine weite Landschaft aus mit blühenden Tälern, sanften Höhenzügen, Wäldern und Kornfeldern, dazwischen verstreut kleine Gehöfte schimmerten, von Schwalben umflogen. Ein breiter Fluß, der hier und da einen Bach mit blinkenden Wellen aufnahm, zog durch das lachende Land und trug kleine Schiffe, deren Segel sich im Winde blähten.

Nein, wie schön! rief der Prinz. Wo sind wir hier?

In dem glücklichen Lande deiner Königlichen Hoheit, antwortete Holdrio lachend. Deine weisen Erzieher haben dir's bisher nur auf der Landkarte gezeigt, damit du nicht zu früh danach verlangtest, in deinem Reich herumzufahren und dich als Herren zu fühlen. Aber hier wollen wir nicht einwurzeln, auch heute noch nicht deine getreuen Untertanen inkognito begrüßen. Es ist heiß, und wir werden wohltun, uns im Schatten dieser hohen Buchen und Eichen zu halten.

So gingen sie weiter, wieder Arm in Arm, und der Königssohn schaute dabei unverwandt in die lachende Ferne, während ihm die Stirn glühte und die Glieder taumelten, als wandle er im Traum, oder ein feuriger Wein habe ihm das Blut erhitzt.

Als sie daher an eine Stelle kamen, wo zu Füßen eines dichtbewaldeten Hügels ein Weiher lag, dessen tiefe, klare Flut ihnen Kühle entgegenhauchte, blieb Holdrio stehen und sagte: Hier wollen wir ein wenig rasten und dann uns durch ein Bad erfrischen.

Wo denkst du hin! sagte Florio. Unten in jenem Dorfe hat es schon fünf Uhr geschlagen. Mein Professor der Menschenkenntnis erwartet mich zur Lektion.

Die zu schwänzen ist einer der klügsten dummen Streiche, die du heute noch machen kannst.

Aber im Freien zu baden ist mir nie erlaubt worden.

Und hast du dich nicht zuweilen danach gesehnt? So folge heute deinem Herzen. Niemand wird uns hier überraschen. Und sieh nur, wie blank und rein der Grund durch die helle Flut heraufsieht.

Also fügte sich der Prinz mit einigem Herzklopfen. Als sie aber aus dem Bade wieder herausstiegen und auf dem sonnigen Ufer gelagert sich langsam trockneten, überkam den wohlerzogenen jungen Herrn ein solches Wonnegefühl, zum erstenmal seine blanken Gliedmaßen auf einem kräftig duftenden Mooslager auszustrecken, statt auf dem seidenen Ruhebett neben der silbernen Badewanne, daß er seinem neuen Mentor erklärte, er fühle sich als einen neuen Menschen, und wenn das die Frucht dummer Streiche wäre, werde er diese Kunst eifriger studieren als irgend eine andere.

Darauf schlüpften sie wieder in ihre Kleider, Holdrio in sein graues Wams, der Prinz in sein fürstliches Habit von weißer, goldgestickter Seide, und vertieften sich von neuem in das liebliche Waldrevier, während Holdrio allerlei übermütige Melodien pfiff, und der wohlerzogene Königssohn sich im stillen über sich selbst wunderte, daß er noch immer gehorsam neben seinem neuen Lehrmeister hinwandelte, obwohl man ihn im Schlosse längst vermißt haben mußte. Er ließ seine Augen wieder wie in einem glücklichen Traum herumgehen, und auf einmal hafteten sie an einem überaus herrlich hochgewachsenen Baum, der seine Zweige über eine Waldwiese ausbreitete, in so bequem zum Aufstieg einladenden Abständen, daß große

Vögel und Eichhörnchen dieser natürlichen Leitersprossen sich fleißig bedienten.

Möchtest du auch hinauf? fragte Holdrio. Ich sehe, du besinnst dich nur, weil deine ängstliche Mutter dir das Klettern verboten hat. Aber versuch es dreist! Wenn du herunterfällst, sollst du in meine Arme fallen.

Alsbald machte der Prinz sich daran, sein Gelüst zu befriedigen, und da er ein gelenker Springinsfeld war, klomm er vergnüglich durch die aufgescheuchten Waldtiere bis in den obersten Wipfel, wo er einen Jubelruf erschallen ließ, dem sein Mentor unten ein kräftiges Echo entgegensandte. Im Hinabsteigen aber blieb der Unbedachte mit seinem weiten Beinkleid an einem vorstehenden spitzen Ast hängen, und da er sich losmachen wollte, fuhr ein langer Riß in die schimmernde Seide, so daß sein Begleiter, der ihn unten empfing, in ein fröhliches Gelächter ausbrach.

Du wirst noch ganz anderes Lehrgeld in meiner Schule zahlen, als einen Schlitz im Gewand, rief er. Doch die Frau Mutter soll dich nicht mit Schelten empfangen, wenn du ihr so vor die Augen träteſt. Ich weiß, wie wir den Schaden ausbessern, und du sollst mir noch danken, daß ich dich dazu verleitet habe.

* * *

Damit faßte er ihn wieder unter und führte ihn aus dem Walde hinaus zu einer offenen Halde, auf der ein sauberes Häuschen stand. Auf einem Schilde über der Tür las man die Worte: „Zur Waldschenke", und einige Tische und Bänke auf beiden Seiten ließen erkennen, daß es nicht an Leuten fehlte, die sich hier im Freien an einem kühlen Trunk zu erquicken liebten. Heute sah man keinen Menschen dort sitzen, nur aus den offenen Fenstern der Trinkstube drinnen drang Lärm von streitenden Stimmen, da gerade ein paar Bauern mit einem Jagdgehilfen beim Kartenspiel saßen und beständig mit den harten Knöcheln der derben Fäuste ihre Karten auf den Tisch hintrumpften.

Als aber die beiden jungen Leute sich der Türe näherten,

trat ein Mädchen heraus, das Holdrio wie eine alte Bekannte mit einem „Guten Tag, Annchen!“ begrüßte. Das schlanke junge Kind, das kaum siebzehn sein mochte, sah ihn wie einen Wildfremden groß an, nickte auch dem Königssohn ohne viel Umstände zu und fragte, was die Herren begehrten.

Wein, Annchen! sagte Holdrio, vom besten, der in eurem Keller ist, und bring ihn uns hier ins Freie.

Damit ließ er sich an einem der Tische nieder, die Beine lang auf die Bank gestreckt und mit seinem lustigen Lächeln den guten Königssohn betrachtend, der dem Annchen, das im Hause verschwunden war, wie einer Fee oder Engelserscheinung nachstarrte.

Ich sehe, das gute Ding findet Gnade vor deinen hochprinzlichen Augen, sagte Holdrio. Auch ist sie ein braves Kind, das dem Vater, der ein Trunkenbold ist, ganz allein mit einem einzigen Knechtlein das Haus versieht und die Wirtschaft führt. Wer die einmal zum Weibe bekommt, ist gut versorgt, nur darf er freilich kein Königssohn sein, denn höfische Manieren kennt sie nicht.

Was redest du! brauste Florio auf. Keines von allen Hoffräuleins meiner Mutter bewegt sich nur halb so zierlich; und wie sie dich anblickte, als du so vertraut mit ihr tatest, — sie ist das Reizendste, was ich je gesehen habe!

Nun, wie du meinst, warf Holdrio gleichmütig hin. Jedenfalls wird sie's nicht übelnehmen, wenn du's ihr sagst.

Indem trat das Annchen wieder zu den beiden hinaus, eine blanke Flasche, in der es wie Gold schimmerte, nebst zwei Gläsern auf einem zinnernen Teller tragend. Sie setzte das Geschirr auf den Tisch, schenkte die Gläser voll und wollte sich mit einem Wohl bekomm's! wieder entfernen. Holla! sagte Holdrio, sie bei dem runden nackten Ärmchen packend, so geschwind entwischest du uns nicht, kleine Hexe! Da, nimm das Glas und kredenz es erst dem Herrlein, in welchem du einen hochgeborenen und wohlerzogenen Prinzen, deinen künftigen Landesherrn, verehren sollst. Er ist im Zuge damit, zu lernen, wie man dumme Streiche macht, und du tätest ein gutes Werk, ihm dabei ein bißchen an die Hand zu gehen. Zunächst

aber hole dein Nähzeug und verbinde ihm die klaffende Wunde an seinem Schenkel. Wenn es in guter Absicht geschieht, braucht eine getreue Untertanin sich nicht zu scheuen, ihrem Souverän etwas am Zeuge zu flicken.

Das Mädchen, das schon das eine Glas ergriffen und sich dem Prinzen genähert hatte, erschrak nicht wenig, da es hörte, welch hohen Gast es vor sich hatte. Da aber jedes hübsche Kind im stillen sich seiner Macht und Ebenbürtigkeit dem hochgeborensten Mannsbild gegenüber bewußt ist, faßte sie sich rasch, nippte mit ihrem Schelmenmündchen an dem Glase und reichte es dann zierlich knicksend dem Königssohn, der, weit verlegener als sie, das Glas in Empfang nahm und, die Lippen an die Stelle setzend, wo sie getrunken hatte, das goldene Feuer auf einen Zug hinunterstürzte.

Holdrio, sagte er, während das Änncheu flink wie ein Vogel wieder ins Haus huschte, die oder keine muß meine Königin werden.

Hierüber wird ja wohl noch ein mehreres zu reden sein, versetzte der andere sehr gleichmütig. Einstweilen genügt es, wenn du dich am Feuer dieser schwarzen Augen ein wenig versengst. Das ist alles, was ich fürs erste von meinem gelehrigen Schüler verlange. — Der Tausend! Sieh nur, wie der Grasaff sich herausgeputzt hat, seitdem er erfahren, daß dir das blaueste Blut in den Adern rinnt.

Es war aber kein großer Aufwand, den das Änncheu in der Eile mit seinem Anzug gemacht hatte, bloß daß es sein Haar, das vom schönsten Braun war, ein wenig sorgsamer gestrählt und eine frische Krause um das schlanke Hälschen geknüpft hatte. Nun kam sie mit einem lieblichen Erglühen des ganzen Gesichts auf den Prinzen zu, Nadel und Faden in der einen Hand und eine große Schere in der andern. Mit einer verlegenen Gebärde lud sie ihn ein, sich auf die Bank zu setzen und ihr das verwundete Beinkleid zuzuwenden. Dann kniete sie an seiner Seite nieder und begann flink und geschickt mit einem langen Seidenfaden den klaffenden Schlitz zusammenzuheften. Während ihrer Arbeit sprach keines ein Wort. Der Königssohn sah unverwandt auf ihren zierlichen Kopf herab, den die krausen

goldbraunen Löckchen umflogen, und auf die kleinen von Sonne und Arbeit gebräunten Finger, die längs der weißen Seide nur so zu tanzen schienen.

Es hält nun wohl, sagte das Ännchen, da es sich mit einem kleinen Seufzer von den Knieen erhob. Aber bitte, Herr Prinz, laßt niemand wissen, daß ich die Stiche gemacht habe, ich schämte mich zu Tode, denn meine Hände sind zu grob für so feine Arbeit, auch habe ich mir nicht getraut, da ich es Eurer Majestät am Leibe machen mußte, so langsam daran zu sticheln, wie es nötig gewesen wäre.

Du hast das so herrlich zu stande gebracht, der Hofschneider könnt' es nicht besser! sagte der Prinz in großer Verwirrung. Dann aber fiel ihm ein, daß er sich dem lieben Kinde für diesen Liebesdienst in keiner Weise erkenntlich zeigen, ja nicht einmal den Wein bezahlen konnte, da er kein Taschengeld bekam. Leihe mir deinen Beutel! raunte er Holdrio zu. Der aber zuckte mit den Achseln.

Ich bin ein Vagabund, sagte er, und trage nie Geld in der Tasche. Für diesmal aber sei unbesorgt. Auch das Schuldenmachen gehört zu den dummen Streichen, die ein junger Mensch verüben muß, und ich denke, du bist nicht zum letztenmal in der Waldschenke gewesen. Gelt, Ännchen, dein zukünftiger Landesherr hat so viel Kredit bei dir, daß er dir heute die Zeche schuldig bleiben kann?

Statt aller Antwort haschte das schöne Kind nach der Hand des Prinzen, einen ehrfurchtsvollen Kuß darauf zu drücken. Der Jüngling aber entzog ihr die Hand, umfaßte ihr schlankes Gestältchen, und da sie sich erschrocken ihm entwand, konnte er mit seinen sehnsüchtigen Lippen nur eben die Härchen an ihrer Stirne streifen. Dann flog sie zitternd und in rote Glut getaucht ins Haus zurück.

* * *

Für heute wollen wir die Lektion beschließen, sagte Holdrio, indem sie den Rückweg antraten. Aller Anfang ist schwer, ich bin aber mit deinem Eifer und deinen guten Fortschritten zufrieden und denke, wenn du dich ferner befleißigst, einen

Musterschüler an dir zu haben. Ich bringe dich nun nach dem Schloß zurück. Natürlich wirst du deiner Frau Mutter nicht auf die Nase binden, wie gut du diese Stunden angewandt hast. Frauen haben Vorurteile, und deine beiden Gouverneure sind nichts Besseres als alte Weiber.

So plauderte er munter an seinen Zögling hin, der mit gesenktem Kopf wieder wie ein Träumender neben ihm herschritt, während immer die funkelnden schwarzen Augen und krausen Härchen von der Waldschenke vor seiner Seele tanzten. Er wachte erst auf, als er von vielen Stimmen seinen Namen rufen hörte und Fackelschein durch die Stämme des Waldes glimmen sah. Es waren die Boten, die die Königin ausgesandt hatte, nach dem verlorenen Sohn zu spähen. Dieser besann sich jetzt erst, wie er der erzürnten Mutter gegenübertreten sollte. Doch da er sich nach seinem Lehrmeister umsah, dessen Rat zu erbitten, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß Holdrio spurlos verschwunden war.

Er hatte aber nicht lange Zeit, sich hierüber Gedanken zu machen. Denn der ganze Schwarm seiner Erzieher und viele Würdenträger des Hofes umringten ihn und bestürmten ihn mit Glückwünschen wie einen Geretteten und mit Fragen, wohin er sich denn verloren habe. Hierüber gab er erst seiner Mutter Bescheid, indem er die erste Lüge seines Lebens hervorstotterte, nämlich, er habe sich, da er das Gartentor offen gefunden, in den Wald gewagt und dort müde gelaufen, bis er endlich in Schlaf gesunken sei und allerlei schöne Träume gehabt habe.

Die Königin-Mutter schickte ihn sogleich zu Bett, damit er nicht etwa die feuchte Waldesluft mit einem Fieber zu büßen hätte. Vor dem Fieber freilich, das ihn noch lange nach Mitternacht wachhielt, konnte sie ihn nicht bewahren.

Das verließ ihn auch nicht, als er am hellen Tage wieder nach seinem Lektionsplan Stunde um Stunde hinschleichen ließ, so unaufmerksam, wie seine Lehrer sich's nicht entsinnen konnten, da er nur den einen Gedanken hatte, wie er den Unterricht seines Freundes Holdrio ferner genießen möchte.

Als aber die Nacht gekommen war, litt es ihn nicht in

seinem Zimmer. Er stieg sacht über den Lakaien hinweg, der vor seiner Türe schnarchte, nickte den beiden schlafenden Pädagogen im zweiten Vorzimmer ein Gute Nacht! zu und schlich sich auf den Zehen nach der Schatzkammer, zu der er sich am Tage zuvor den Schlüssel mit List zu verschaffen gewußt hatte. Als er drin war, öffnete er hastig die Schränke und Truhen, so daß der Mond auf die Pracht der goldenen Geschmeide und blitzenden Steine sein Licht werfen konnte. Er achtete aber nicht auf die Kronjuwelen, das hohe Diadem, den Zepter und Reichsapfel, noch auf alle Prunkgeräte und kostbaren Kleinodien. Nur eine Schnur großer bläulicher Perlen, mit einem goldenen Schlößchen, darin ein schöner Rubin funkelte, wählte er aus all dem Reichtum und ließ sie in seine Tasche gleiten. Dann schlüpfte er aus dem Gemach ins Freie, verschloß es hinter sich und stieg in den mondbeglänzten Garten hinab.

Daß er diesmal das Gitter nicht offen finden würde, wußte er wohl, das schreckte ihn aber nicht. Er hatte sich in ein dunkles, enganschließendes Gewand gekleidet, das ihm nicht hinderlich war, als er am Pfirsichspalier der Gartenmauer hinaufklomm. Wie er aber die Höhe erreicht hatte und nun hinuntersprang, erschrak er im ersten Augenblick wie ein ertappter Dieb und frohlockte im nächsten, da er an einen Baum gelehnt seinen Lehrmeister Holdrio stehen und lustig das Hütchen schwenkend ihn begrüßen sah.

Bravo! So gefällst du mir! rief der Meister seinem Schüler entgegen. Wer es in unserer Kunst zu etwas bringen will, muß auch die Nachtarbeit nicht scheuen, da gerade die allerschönsten dummen Streiche von jeher bei Mondschein verübt worden sind. Ich weiß, es hat dir keine Ruhe gelassen, deine Schulden zu bezahlen. Mit deiner Erlaubnis aber will ich dich ein wenig begleiten, da du sonst im dicken Walde von Irrlichtern genarrt werden könntest.

Er faßte ihn wieder unter den Arm, und sie wanderten in leisen Gesprächen dahin, wie wenn sie den schlafenden Wald nicht aufwecken wollten. Als sie endlich zu der Waldschenke kamen, sahen sie das Haus wie verzaubert im Mondschein liegen; im Gärtchen auf der einen Seite dufteten alle Blumen,

und die Vögel in ihren Nestern zirpten verschlafen aus dem Traum; auf der anderen Seite, wo ein Grasanger, mit etlichen Fruchtbäumen bestanden, sich bis zum Walde hinzog, sahen sie ein lichtgelbes Pferd friedlich weiden, neben ihm ein junges Fohlen, das bei den nahenden Schritten scharf die Ohren spitzte und in ängstlichen Sprüngen an dem niederen Staket, das die Wiese umgrenzte, dahinflog, während seine Mutter nur wie fragend den Kopf hob und ihn dann wieder in das duftende Futter zwischen ihren Hufen eintauchte.

Nun müssen wir die Hexe heraustrommeln, sagte Holdrio. Er schien mit der Örtlichkeit wohlbekannt, denn er klopfte gleich an das richtige Fenster, dessen Laden sich ein wenig öffnete, um das schlanke weiße Näschen der jungen Wirtstochter in dem Spalt erscheinen zu lassen. Der wohlerzogene Königssohn harrte indes mit Herzklopfen, welchen Erfolg die eifrige Zwiesprach haben würde, die sein Freund und Meister mit dem Mädchen pflog. Er hatte aber nicht lang sich zu gedulden. Denn nach fünf Minuten wurde der Laden vollends aufgestoßen, und das Änncheu, nur mit einem roten Rock und weißen Kamisol bekleidet, übrigens barfuß und mit lose zusammengestecktem Haar, schwang sich über den Sims in die Nacht hinaus.

Um Gottes willen, ihr Herren, sagte sie, weckt nur den Vater nicht! Er schlüge mich tot, wenn er merkte, ich hätte noch so spät in der Nacht Besuch. Auch bin ich nur herausgeflitzt, euch zu bitten, daß ihr gleich wieder fortgeht. Ich könnt' euch nicht einmal zu einem Trunk Wein verhelfen.

Schau nur deinen Prinzen an, lachte Holdrio, der ist ohnehin schon mehr, als gut ist, berauscht. Und nun höre, was er dir zu sagen hat. Ich unterhalte mich indes mit der braven Liese, der auch unter den Bäumen dort wohler ist als in ihrem dumpfen Stall.

Änncheu, sagte jetzt der Prinz, ich bin dir noch das Geld für den Wein von gestern und den Lohn für deine Schneiderei schuldig geblieben. Ich habe aber kein Geld, und so mußt du dies Geschmeide von mir annehmen. Da ich doch bald den ganzen Kronschatz mein nennen werde, darf ich diese kleine Perlenschnur wohl heute schon verschenken.

Er zog sie aus der Tasche und wollte sie ihr um den Hals legen. Aber sie wehrte ihn mit beiden Händen beharrlich ab, und als er Miene machte, sie mit Gewalt gegen die Mauer zu drängen und ihr so das Geschmeide aufzunötigen, entwand sie sich kräftig seiner Umschlingung und flüchtete über das niedere Staket in die Baumwiese, wo Holdrio bei der Stute stand und ihr liebkosend über Hals und Nüstern strich.

Willst du einmal reiten, Kind? raunte er. Sie nickte und sah sich dabei fragend nach dem Prinzen um, der ihr mit schwermütiger Miene nachkam. Holdrio aber lief in den Stall, holte eine wollene Decke und einen leichten Zaum, und nachdem er beides dem frommen Tier auf- und angelegt hatte, hob er das flinke Mädchen hinauf und führte die Liese am Zügel sacht in der Baumwiese herum, während der wohlerzogene Königssohn mißmutig hinterdreinschlich und das Füllen, den dicken Kopf am Fell der Mutter reibend, immer an ihrer Seite blieb. Dann blieb Holdrio stehen und sagte: Wie wär's, Prinz Florio, wenn du dich hinter das Änncken hinaufschwängest? Es ist Platz für zwei auf der weichen Decke, und es könnte dann eine lustige Reiterei geben.

Das ließ sich der Verdrossene, dessen Gesicht sich auf einmal aufhellte, nicht zweimal sagen. Im Nu saß er auf dem breiten Rücken des Pferdes, so daß das Änncken, das sich fest an die Mähne geklammert hatte, einen leisen Schrei ausstieß. Hupla! schnalzte Holdrio mit der Zunge und gab der Stute einen kräftigen Schlag auf den Schenkel. Mit einem raschen Sprung setzte das Pferd über das niedere Staket, das Junge kletterte etwas unbeholfen der Mutter nach, und so trabten die Paare, sobald sie im Freien waren, munter die Straße entlang, die am Waldsaum hinführte. Hinter ihnen drein klang Holdrios lustiges Lachen.

* * *

Dem Prinzen aber war wunderlich zu Mut. Das Änncken hatte die Mähne fahren lassen und statt dessen die schlanke Gestalt des Reiters umklammert. Die Scheu, sich so nah an ihren künftigen Landesherrn zu schmiegen, verlor sich bald,

da ihr war, als hätte sie nie in ihrem Leben so weich und warm gesessen. Dem Prinzen aber, der auf den braunen Schopf und den weißen Nacken des jungen Kindes herabsah, klopfte das Blut in den Schläfen, und so gern er ein kleines Zwiegespräch angefangen hätte, konnte er das erste Wort nicht finden. Erst als sie eine Weile so fortgeritten waren, während nur die Liese von Zeit zu Zeit mit fröhlichem Wiehern die Stille unterbrach, faßte er sich ein Herz, zu fragen, ob sie auch bequem sitze. Sie nickte nur und drückte dabei ihr Näschen noch dichter gegen seine Brust. Manchmal blieb die Liese stehen, um ein würziges Kraut am Wege abzurupfen oder sich nach ihrem Sprößling umzusehen, der sie in drolligen Kapriolen umsprang. Dann hob auch das Annchen den Kopf, sah aber nicht zu ihrem Kavalier empor, sondern in die weite Landschaft hinaus, die im Mondnebel sich in silbernem Duft ausbreitete. Die Wälder und reifen Kornfelder standen ganz still, nur die Wellen, die in dem sanft rauschenden Fluß hie und da aufblitzten, ließen erkennen, daß noch Leben in der schlummernden Weite sei.

Was seufzest du? fragte der Prinz leise und berührte mit seinen heißen Lippen das Haar des jungen Kindes.

Weil es so schön ist in der Welt! hauchte sie kaum hörbar. Aber wir müssen wieder zurück. Wenn der Vater aufwachte — —

Statt aller Antwort drückte der Prinz dem Pferde die Fersen in die Weichen, und sie trabten weiter. Wie lange noch, wußte keines. Am liebsten wären sie ohne Aufhören bis ans Ende der Welt geritten. Die Liese aber schien es endlich doch müde zu werden, zwei Menschen auf ihrem Rücken zu tragen, zumal sie bisher nicht zum Reiten erzogen, sondern nur in den Pflug oder vor einen Wagen gespannt worden war. Auf einmal stand sie still und war durch kein Zureden oder Fersenstupfen zum Weitergehen zu bewegen.

Wir müssen sie wohl ein wenig rasten lassen, sagte der Prinz, sprang hinab und hob das Mädchen sorgsam von seinem hohen Sitz zur Erde nieder. Sofort kam das Füllen herangesprungen und steckte den Kopf unter den Leib der Mutter, an ihrem Euter seinen Durst zu löschen. Das Annchen aber sagte lächelnd: Jetzt sollt' ich in unsern Keller hinuntersteigen

und Euch einen frischen Trunk holen können. Aber wartet; es duftet hier nach Erd- und Himbeeren. Ich will Euch rasch eine Handvoll pflücken.

Damit lief sie ins Dickicht hinein, und der Prinz hörte sie im Laube rascheln, saß im Gras nieder und sah in die lichten Wipfel hinauf, durch die das goldene Mondlicht hereinquoll. Eine Nachtigall sang ganz nahe in einem weißblühenden Holderbusch, das machte sein Herz so sehnsüchtig schwellen, daß er seine Krone darum gegeben hätte, hier im Verborgenen mit dem Änncheu bis an sein seliges Ende hausen und träumen zu können. Da trat sie wieder aus den Zweigen heraus, in ihrem Röckchen tragend, was sie an Beeren gesammelt hatte. Sie wollte vor ihm stehen bleiben, daß er die Früchte aus ihrem Schoß naschen könnte. Er aber ergriff ihren schlanken braunen Arm und zog sie neben sich nieder, und da sie sagte: Alles ist für Euch! steckte er ihr, redlich teilend, eine Beere um die andere zwischen die lachenden roten Lippen, bis die letzte verspeist war.

Dann stand er auf, wieder nach ihrem Pferde zu sehen, das aber keine Lust bezeigte, sie wieder aufsitzen zu lassen. Die Decke war ihm dabei von dem breiten Rücken geglitten; die hob der Königssohn auf und brachte sie zu seiner Gefährtin. Die Liese will noch eine Weile grasen, sagte er. Inzwischen sollst du ein wenig schlafen. Komm! Der Tau fällt kühl. Ich will dich in die Decke wickeln, dann bewach' ich deinen Schlaf, daß keine Kröte oder Schlange dir übers Gesicht kriecht.

So tat er, obwohl die Errötende sich erst gewaltig sträubte. Als sie dann wehrlos wie ein Wickelkind auf dem grünen Lager ruhte, kniete er neben ihr hin, band ihr jetzt die Perlenschnur um den Hals und sagte: Schlaf wohl, meine kleine Königin! Darauf bückte er sich zu ihr hinab und küßte sie einmal herzlich auf den Mund, der noch von den Himbeeren duftete. Sie litt es geduldig, drückte dabei die Augen vor Seligkeit ein und seufzte leise. Und so, da rings die Blätter säuselten und die Nachtigall immerfort ihr Schlummerlied flötete, blieben die Augen des jungen Kindes geschlossen, und sie war bald in festen Schlaf gesunken.

Florio aber saß noch eine Weile neben ihr und weidete sich an ihrem Anblick, der ihm das Holdeste schien, was die Erde je getragen habe. Es war ihm ganz Ernst damit, daß er sie seine Königin genannt hatte. Er meinte, wenn die Mutter sie sähe, wie liebreizend und unschuldig sie sei, werde auch sie nichts dagegen haben, daß er dies einfache Kind neben sich auf den Thron setze. In solchen glücklichen Gedanken überfiel auch ihn endlich eine weiche Müdigkeit. Er streckte sich neben der Schläferin ins Gras, schob sanft seinen Arm unter ihren Nacken, damit der kleine Kopf bequemer ruhte, küßte noch einmal behutsam ihre halbgeöffneten roten Lippen und versank gleichfalls in einen traumlosen Schlaf.

* * *

Als die helle Sonne am Morgen ihm endlich die Augen öffnete und er sich mit taumelnden Sinnen aufrichtete, durchfuhr ihn ein heftiger Schrecken: die Schläferin an seiner Seite war verschwunden, mit ihr die Liese und ihr Junges; vor ihm aber standen seine beiden Hofmeister nebst einigen Lakaien, und auf der Straße am Walde erblickte er eine Hofkutsche mit vier Pferden bespannt. Er öffnete eben den Mund zu der Frage, was mit Annchen geschehen sei, als einer der Hofmeister sich vor ihm verneigte und ihm das Wort abschnitt, indem er ihm einen guten Morgen wünschte und ihn einlud, in den Wagen zu steigen und nach dem Schlosse zurückzufahren, wo seine königliche Frau Mutter schon wegen seines Ausbleibens in schwerer Sorge gewesen sei.

Willenlos, da er ernstlich darüber nachgrübelte, ob er nicht am Ende vom Annchen und dem nächtlichen Ritt bloß geträumt hätte, ließ er sich von den beiden Alten in die Mitte nehmen und nach Hause zurückgeleiten. Er verriet aber der Mutter gegenüber, die ihn mit heftigen Vorwürfen wegen seines nächtlichen Abenteuers empfing, mit keinem Wort den wahren Hergang. Nur als er hörte, man habe eine leichtsinnige Person mit ihm gefunden, und da sie eine Perlenschnur aus dem Kronschatz gestohlen, sei sie in den Turm gesteckt worden, brauste er auf und erklärte, das arme Kind sei unschuldig, da

er selbst ihr das Geschmeide geschenkt habe, und er sei fest entschlossen, sich mit ihr zu vermählen, weshalb er darauf bestehe, daß sie sofort aus der Haft entlassen werde.

Die Königin sah die beiden Hofmeister mit einem vorwurfsvollen Blicke an, daß ihre Erziehung keine bessere Frucht getragen habe. Dann erwiderte sie ihrem so gänzlich verwandelten Sohn, das Mädchen werde erst in Freiheit gesetzt werden, wenn er sich auf die Brautfahrt an den benachbarten Hof begeben habe, mit dessen einziger Tochter er sich nach festbeschlossener Verabredung mit ihren Eltern binnen weniger Monate vermählen solle.

Zu ihrem bittern Erstaunen aber fand die Mutter ihren Sohn nicht mehr so gefügig wie sonst, da er schon durch Holdrios Lehre und Umgang ein wenig verwildert war. Das einzige, wozu er sich nach langen, ernsten und liebevollen Vorstellungen herbeiließ, war, zu versprechen, daß er auf das Annchen verzichten und die ihm bestimmte Braut in Augenschein nehmen wolle, wenn das liebe Kind sofort aus der Haft entlassen, ihm auch die Perlenschnur nicht abgenommen würde, da es schimpflich für einen Königssohn wäre, ein Geschenk zurückzufordern. Hierein willigte endlich die Mutter widerstrebend, nachdem der Sohn ihr gelobt hatte, keinen Versuch zu machen, die angesponnene Liebschaft heimlich fortzusetzen.

Er hielt auch sein Versprechen, doch mit so schwerem Herzen, daß es einen Stein erbarmen konnte, wie er darüber alle Munterkeit verlor und so blaß und mager wurde, wie ein gemalter junger Heiliger in der Schloßkapelle. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, beeilte die Mutter die Brautfahrt, und schon acht Tage nach jenem Mondscheinritt setzte sich vom Schlosse aus ein glänzender Zug in Bewegung, in dessen Mitte die Kutsche mit dem Brautwerber fuhr, der eine Miene zeigte, als ob er eher zu einer Hinrichtung, als zu hochzeitlichen Festen reiste.

* * *

Sie waren aber noch eine Stunde Weges von der fremden Hauptstadt entfernt, als der Kutscher anhielt, und da die beiden

Gouverneure, die auf dem Rücksitz mitfuhren, nach der Ursache fragten, erwiderte er, ein junger Herr, der am Wege gesessen, habe ihm zugewinkt und befohlen, zu halten, bis er mit der jungen Königlichen Hoheit ein Wort geredet habe.

Sogleich erschien denn auch der Fremde am Wagenschlag und war niemand anders als der heimliche Freund und Lehrmeister des Prinzen, jetzt in einer schmucken Hoftracht, in der ihn selbst sein Zögling nicht sogleich erkannte. Er verneigte sich tief vor dem erstaunten Florio und fragte dann ganz unbefangen, ob nicht noch ein Platz im Wagen frei sei; da er desselben Weges reise, wäre es ihm lieb, mitgenommen zu werden.

Die beiden Hofmeister sahen einander ratlos an. Da sie aber für diesen Fall keine Vorschrift hatten, auch der Prinz sofort den Wagenschlag öffnete, mußten sie es geschehen lassen, daß der Fremde ohne weiteres einstieg und sich sogar neben den Prinzen setzte. Worauf er dem Kutscher zurief, jetzt nur geschwinde fortzufahren.

Als sie dann die Grenze des benachbarten Königreichs erreichten, fanden sie dort einen schönen Triumphbogen, an welchem in goldenen Buchstaben die Inschrift „Willkommen!" angebracht war. Hier wartete ihrer der Kronprinz des Landes, ein langer blonder Jüngling, der zu seinem künftigen Schwager in den Wagen stieg und mit ihm nach dem königlichen Schlosse fuhr. Unten am Portal desselben empfing ihn der König in Person mit allen Würdenträgern, und nachdem Prinz Florio dem dicken alten Herrn, dem seine Krone auf dem kahlen Kopf wackelte, sein Gefolge vorgestellt hatte, darunter auch seinen Freund Baron Holdrio, stiegen sie die breite Marmortreppe hinauf in den Thronsaal, wo die Königin mit ihrer Tochter und sämtlichen Hofdamen den Schwiegersohn aufs huldvollste empfing und ihn sofort seiner jungen Braut vorstellte.

Der Prinz aber hatte kaum einen Blick auf das Prinzeßchen geworfen, als er am liebsten kehrt gemacht hätte und eilig wieder nach Hause gereist wäre.

Denn Prinzessin Blandine erschien ihm mehr wie eine mit Goldschmuck und kostbaren Steinen aufgeputzte

Wachsfigur, denn wie ein lebendiges junges Menschenkind. Die Züge ihres Gesichtes waren zwar nicht unlieblich, aber so regungslos wie ein geschnitztes Bild, dazu ihre kleine Gestalt schon jetzt von so übermäßiger Fülle, daß man fürchten mußte, schon in wenigen Jahren werde sie ihrer Mutter gleichen, die infolge des sorgenfreien und müßigen Stillsitzens auf dem Thron zu einem unförmlichen Umfang gediehen war. So stand die Tochter neben ihr, wie ein Tönnchen neben einem Oxhoftfaß, wenn bei so hohen Personen ein so unehrerbietiger Vergleich gestattet ist.

Daß aber der Schreck dem Brautwerber die Rede verschlug und er sich nur mit einer gezwungenen Gebärde vor seiner Zukünftigen verneigte, wurde ihm in den Augen des gesamten Hofstaats nicht zum Nachteil ausgelegt. Vielmehr fanden es die Herren nur begreiflich, daß die Reize der Prinzessin ihren Freier verwirrten, während die Damen unter sich flüsterten, er sei ein entzückender junger Mann und rechtfertige den Ruf vollkommener Wohlerzogenheit, der ihm vorangegangen.

Bei der Galatafel nun, zu der man sich sofort verfügte, kam der Prinz natürlich neben seiner hohen Braut zu sitzen. Doch alle seine Bemühungen, nachdem er sich von der ersten Bestürzung erholt hatte, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, scheiterten an dem fast feierlichen Ernst, mit dem die Prinzessin sich den aufgetragenen Gerichten widmete, so daß sie nur ein kaum hörbares Danke! von sich gab, wenn ihr Nachbar ihr das Glas von neuem vollgoß.

Je länger das Mahl dauerte, je unseliger wurde dem gefeierten Gast zu Mut. Zudem beneidete er immer glühender seinen lustigen Mentor Holdrio, der ihm gerade gegenüber an der Seite einer in Schönheit und Frische glänzenden jungen Dame saß, der Frau des alten Hofmarschalls, die oft zu ihm hinüberblickte und ihrem Nachbarn allerlei boshafte Anmerkungen ins Ohr zu flüstern schien. Als die Tafel endlich aufgehoben wurde und der Ball begann, schritt Florio, nachdem er die Prinzessin zu ihrer Mutter zurückgeführt hatte, auf die reizende Frau zu und bat sie um den nächsten Tanz. Sie sah ihm mit einem spitzbübisch feinen Lächeln in die Augen und

legte ihren weißen Arm in den seinen, worauf sie mit ihm nach den Klängen der Musik durch den Saal schwebte. Doch hatte sie dabei noch Atem übrig, ihn zu fragen, welchen Eindruck seine hohe Braut auf ihn gemacht habe, und als er errötend schwieg, setzte sie eifrig hinzu: man könne die Prinzessin nicht auf den ersten Blick nach ihrem wahren Werte schätzen. Wenn ihm daranliege, sie näher kennen zu lernen, wolle sie ihm gern ein getreues Bild ihres Gemüts und Wesens entwerfen, unter vier Augen, da hier nicht der Ort dazu sei. Sie pflege täglich am frühesten Morgen im Park spazieren zu gehen. Wenn er sie dort aufsuchen wolle —

Hier brach die Musik ab, und sofort näherte sich der Hofmarschall dem Prinzen und erlaubte sich, Seiner Königlichen Hoheit in tiefster Ehrfurcht zu bemerken, daß der erste Tanz nach der Etikette mit der königlichen Braut zu tanzen gewesen wäre. Diesen Fehler nachträglich so gut es ging zu verbessern, forderte der Bräutigam, heimlich sein Geschick verwünschend, die Prinzessin zum nächsten Tanze auf und hatte nicht geringe Mühe, das schwerfällige Figürchen, das sich schläfrig an ihn hing, mit Anstand durch den weiten Saal zu schleifen. Dann aber, sich die Stirne trocknend, bat er die Majestäten für heut um Urlaub, da er von der Reise angegriffen sei und sich in seine Gemächer zurückziehen möchte.

Kaum fand er sich hier allein, nachdem er seine beiden Hofmeister verabschiedet hatte, als „Baron" Holdrio bei ihm eintrat. Er fand den Prinzen auf einem Ruhebett liegend, mit der Miene der tiefsten Niedergeschlagenheit, wie einen Menschen, der über verzweifelten Entschlüssen brütet.

Du brauchst mir kein Wort zu sagen über deinen Seelenzustand, lieber Zögling, rief er ihm entgegen. Hier handelt es sich nur darum, was du zu tun gedenkst, ob du willens bist, dies Püppchen, das mit seinen haferblonden Haaren, der weißen Haut und den gerötеten Augenlidern wie ein fettes weißes Kaninchen aussieht, trotz alle dem zu deiner Königin zu machen, oder ihr den Verlobungsring zurückzugeben.

O Holdrio, stöhnte der Prinz, versetze dich in meine Lage! Die Mutter hat mir erklärt, wenn ich dies seit langem beschlossene

Ehebündnis nicht einginge, werde es zwischen den beiden Höfen zu einer Todfeindschaft und zwischen den beiden Reichen zu einem mörderischen Kriege kommen. Und ich —

Und du, als ein wohlerzogener Sohn, wirst dich knirschend unter das Joch fügen, da du in meiner Schule noch nicht lange genug gesessen bist, um den Hals aus der Schlinge zu ziehen. Dies habe ich vorausgesehen und bin dir eben darum hierher gefolgt, um dir im Notfall den Rücken zu stärken. Übrigens haben deine künftigen Schwiegereltern einen Koch, der seine Sache versteht, und wenn sie dir den in deine junge Ehe mitgeben, ließe sich manches verschmerzen.

Du hast gut spotten! rief der Unglückliche. Deine liebenswürdige Tischgefährtin hat dich bei guter Laune erhalten. Auch sie aber scheint sich über mich lustig zu machen, da sie mir morgen früh im Garten von all den verborgenen Gaben und Tugenden meiner Zukünftigen ein Loblied singen möchte. Daß ich ein Narr wäre, ihr dazu Gelegenheit zu geben!

Mit deiner Erlaubnis, lieber Prinz, versetzte Holdrio sehr ernsthaft, du wärest ein Narr, es n i c h t zu tun. Versprich mir, dich morgen früh zu dem Stelldichein im Garten einzufinden, um das ich dich übrigens beneide. Ich bürge dir dafür, daß all deine Nöte dadurch gehoben werden und du für diesmal noch mit einem blauen Auge davonkommst.

Damit verließ er seinen Zögling, der die Nacht in schweren Träumen verbrachte, da ein weißes Kaninchen sich ihm beständig auf den Schoß setzte und mit Kohlblättern gefüttert sein wollte. Als endlich der Morgen heraufdämmerte, entschloß er sich nach langem Zweifeln und Schwanken, dem Rate seines getreuen Meisters und Freundes zu folgen und sich in den Garten hinabzuschleichen.

Im Schlosse begegnete er erst wenigen schläfrig herumschwankenden Lakaien, die ihn verwundert anstarrten, da die Majestäten noch nicht aufgestanden seien und Prinzessin Blandine vor drei Stunden nicht sichtbar sein würde.

Florio aber ging in sich gekehrt die hohen Treppen hinab und betrat den taufrischen Garten, in welchem schon alle Vögel ihr Morgenlied anhoben. Auch war er noch nicht weit

in die schöngepflegten Anlagen vorgeschritten, als er ein weißes Kleid zwischen den Taxushecken und Rosenbeeten schimmern sah und sofort die schlanke Gestalt der jungen Hofmarschallin erkannte.

Guten Morgen, Prinz! rief sie ihm entgegen, wobei ihre blanken Zähnchen lustig zwischen den roten Lippen hervorblitzten. Schön, daß Ihr Wort haltet. Denn wahrlich, mir liegt viel daran, Euch eine gute Meinung von unserer Prinzeß beizubringen, da, falls Ihr Euch nicht entschließen könntet, sie heimzuführen, auch ich hier zurückbleiben müßte, wo es zum Sterben langweilig zugeht. Folge ich aber meiner jungen Königin an Euern Hof, so hoff' ich, da Ihr ein ritterlicher junger Herr seid, wir werden ein vergnügliches Leben führen. Die junge Hoheit freilich ist von etwas bequemer Komplexion, schläft gern lang in den Tag hinein, liebt eine gute Tafel und hat bis jetzt nur Interesse für ihre Hunde, deren sie ein ganzes Dutzend von allen Arten und Unarten besitzt, und die zu füttern bisher ihr einziges ernstes Geschäft war. Das wird alles anders werden, wenn sie erst einen lieben Gemahl hat und einen Haufen kleiner Kinder, die zu füttern, zu waschen und zu kämmen ergötzlicher ist, als die kleinen Kläffer zu versorgen. Und da sie im übrigen alles gehen läßt, wie's Gott gefällt, und die gute Stunde selber ist, werdet ihr eine recht behagliche Ehe miteinander führen.

Der Prinz hatte all diese Reden nur mit halbem Ohre gehört, da ihn die Anmut der eifrigen Sprecherin völlig gefangen hielt. Sogar das Bild des armen Annchens verblaßte neben dieser reifen und übermütigen Schönheit, die in ihrem losen Morgengewande nur noch verführerischer aussah. Als sie sich daher an einer traulichen Stelle auf eine Bank niederließ und ihn einlud, sich neben sie zu setzen, fing er, gleichsam um seiner ersten Liebe Treue zu halten, vom Annchen zu reden an, und daß er überhaupt keine Neigung spüre, sich mit einer anderen zu vermählen und nur der Staatsräson gehorcht habe, als er um Prinzessin Blandine warb. Die kluge Frau bezeigte das tiefste Mitgefühl mit seinem jungen Herzeleid, äußerte mit einem Seufzer, auch anderen werde oft nicht zu teil, was

sie in ihrem Herzen ersehnten, und für das versagte volle Glück müßten sie sich dann mit guter Freundschaft trösten. Das griff der mehr und mehr verliebte Königssohn begierig auf, faßte die zarte Hand der schönen Frau und fragte schüchtern, ob er hoffen dürfe, durch ihre Freundschaft getröstet zu werden, und als sie mit geheuchelter Verwirrung erwiderte, sie zweifle, ob sie dessen würdig sei, raunte er ihr ins Ohr, sie sei das zauberhafteste Wesen, das ihm je begegnet, und wenn sie in seiner Nähe bleibe und ihn ein wenig lieb haben könnte — ob sie das können würde? — Gewiß! hauchte sie. Auch ich bin ja nicht glücklich, und ein so liebenswürdiger Freund, wie Ihr, könnte mir wohl über manche schwere Stunde hinweghelfen. Nur freilich —

Nein, keine Bedenken! rief der glühende junge Herr, indem er den Arm um ihren Nacken schlang, und laßt uns gleich auf der Stelle den Freundschaftsbund mit einem brüderlichen Kuß besiegeln.

Damit neigte er sich dicht zu ihr und berührte feurig ihre Lippen, um die ein feines Lächeln schwebte. Aber wie vom Blitz gerührt fuhr er jählings zurück, denn hinter dem nächsten Busch hervor trat kein Geringerer als sein königlicher Schwiegervater in eigener Person, in einem langen Morgenrock von Goldbrokat; statt der Krone ein samtenes Käppchen, an dem eine goldene Troddel hing, auf dem blanken Schädel.

Im ersten Augenblick standen sich die drei wortlos gegenüber. Der König aber fand zuerst die Sprache wieder, zog die weißen Brauen in die Höhe und überschüttete seinen Eidam mit Vorwürfen, daß er am ersten Morgen, nachdem er seiner Braut vorgestellt worden, einer anderen Dame den Hof zu machen sich habe erlauben können. Dieses Vergehen werde er nur wieder gutmachen, wenn er die Hochzeit beschleunige, dagegen seine Mitschuldige für immer den Hof werde verlassen müssen.

Seid getrost, schöne Freundin, versetzte der Prinz, da er sah, daß die Marschalkin weinend auf die Bank zurücksank; ich würde es als eine schimpfliche Felonie betrachten, wenn ich Euch nicht hielte, was ich Euch soeben gelobt habe. Eher würde ich auf die Ehe mit der Prinzessin verzichten, als auf

unseren Freundschaftsbund, was ich Eurer Königlichen Majestät hiermit in aller Ehrfurcht als mein letztes Wort verkünde. Und nun gebt mir Euern Arm, holde Frau, und laßt Euch ins Schloß führen.

Sie erhob sich zögernd. Der König aber, der vor Entrüstung kirschrot im Gesicht geworden war, rief: Wenn dies Euer Liebden letztes Wort ist, sind Hochdieselben unwürdig, die Hand meiner Tochter zu erhalten. Also überlegt wohl, was Ihr tut.

Hier ist nichts mehr zu überlegen, erwiderte der Prinz, sich hoch aufrichtend. Ich verzichte hiermit auf die Ehre, Eurer Majestät Schwiegersohn zu werden, und bitte, mich der hohen Gemahlin und Prinzessin Tochter zu Gnaden zu empfehlen, da ich noch in dieser Stunde Euer Liebden Schloß und Reich verlassen werde.

* * *

Als der Prinz dann wirklich mit den beiden höchst bestürzten Hofmeistern, denen er über seinen plötzlichen Entschluß keinerlei Aufklärung gab, den Reisewagen wieder bestieg, trat aus der Volksmenge, die sich trotz der frühen Stunde vor dem Schlosse versammelt hatte, Baron Holdrio an den Wagenschlag heran, verneigte sich mit einem feinen Zwinkern der klugen Augen vor dem jungen Herrn und sagte: Ich beurlaube mich für diesmal von Eurer Königlichen Hoheit und erkläre Hochdemselben meine allerhöchste Zufriedenheit.

Im nächsten Augenblick war er verschwunden.

Von seiner Frau Mutter wurde der Brautwerber, der ohne Braut heimkehrte, mit den heftigsten Vorwürfen empfangen. Wenn er übrigens gedacht habe, seine Liebschaft mit der Dirne aus der Waldschenke jetzt wieder anspinnen zu können, so habe er sich verrechnet. Das Mädchen sei inzwischen mit einem Förster aus der Nachbarschaft verheiratet worden, der es sich höflich verbitten werde, wenn der hohe Herr geruhen wollte, sich fernerhin zu seiner jungen Frau herabzulassen.

Hierüber verfiel Prinz Florio in eine schwarze Melancholie, der er jedoch nicht lange nachzuhängen Zeit hatte. Denn ihm auf dem Fuße folgte die Kriegserklärung des benachbarten

Königs, der für den Schimpf, den man seiner Tochter angetan, blutige Sühne zu nehmen drohte.

Dem Prinzen kam dies nur erwünscht, um seinem Liebeskummer in wilden Taten Luft zu machen. Als aber der Heereszug zum Abmarsch gegen den Feind bereit stand, berief ihn die Königin in ihr Gemach, setzte ihm einen zierlichen goldenen Helm aufs Haupt, gürtete ihm einen feinen Hofdegen um und las ihm einen Paragraphen des Staatsgrundgesetzes vor, in welchem verordnet war, daß die Prinzen des königlichen Hauses sich unter keinen Umständen in ein Gefecht zu mischen, sondern dem Gang der Schlacht nur durch ein Fernrohr zu folgen hätten.

In tiefer Beschämung hörte der wohlerzogene Thronerbe diese Vorlesung an, verabschiedete sich schweigend von seiner zärtlichen Mutter und folgte mit gesenktem Kopf auf seinem zahmen Pferde dem ausrückenden Heer, von seinem Kriegshofmeister und dem kommandierenden General in die Mitte genommen.

Als sie aber an dem Ort angelangt waren, wo das Lager aufgeschlagen wurde und am nächsten Tage die entscheidende Schlacht geschlagen werden sollte, erschien plötzlich in der Rüstung eines einfachen Soldaten der wohlbekannte junge Freund, der um die Gnade bat, dem Prinzen als Schildknappe zur Seite bleiben zu dürfen. Hiergegen hatte der Hofmeister nichts einzuwenden. Holdrio aber flüsterte dem trübsinnigen Herrlein zu, er solle gutes Mutes sein, es werde sich schon Gelegenheit finden, seiner strengen Überwachung zu entwischen und etliche rühmliche dumme Streiche zu machen.

Dazu kam es denn auch gleich am nächsten Tage. Denn in dem Zelt auf einer Anhöhe, von der aus man den Gang der Schlacht beobachten konnte, war neben dem Prinzen nur sein Lehrer in der Kriegskunst zurückgeblieben, der, während draußen die Geschütze donnerten, die Trompeten schmetterten und die Pferde wieherten, über eine Landkarte gebückt seinem hohen Schüler die Stellungen beider Heere und den strategischen Plan erläuterte. Da der wackere Mann schon bejahrt war und die letzte Nacht nicht sonderlich geschlafen hatte, nickte er

über seinem Vortrag ein. Da erschien Holdrio geräuschlos am Eingang des Zeltes, winkte dem Prinzen, sein Fernrohr niederzulegen und herauszukommen, und sagte ihm draußen mit einem Blick auf das Schlachtfeld, die Sache scheine schief zu gehen, die Seinigen seien auf beiden Flügeln ins Weichen gebracht, jetzt sei es Zeit, mitten ins Getümmel hineinzureiten und durch den Anblick ihres künftigen Königs die gesunkenen Geister von neuem anzufeuern.

Im Nu hatte der Prinz, dessen Augen leuchteten, sich in die Waffenrüstung seines Freundes geworfen und dessen starkes Roß bestiegen. Als er dann mit hochgeschwungenem Degen die Anhöhe hinuntersprengte, wurde er schon von weitem von seinen Landeskindern erkannt und mit brausendem Jubel begrüßt. Sofort wandte sich das Glück. Der General erschrak zwar, daß der Prinz all seine weisen Anordnungen über den Haufen warf und mitten in das Gewühl hineinritt, eine Fahne schwingend, die er dem verwundeten Bannerträger aus der Hand genommen hatte. Als aber nach wenigen Stunden der Sieg erfochten, der feindliche Thronfolger von Prinz Florio mit eigener Hand gefangen genommen und sein Heer in die Flucht geschlagen war, ritt er auf den ganz mit Blut und Staub bedeckten jungen Sieger zu, salutierte tief mit dem Degen und brachte ihm ein Hurra aus, in das alles Kriegsvolk begeistert einstimmte.

* * *

Die Folge dieses denkwürdigen Tages war, daß der besiegte Monarch gegen die Auslieferung seines Sohnes sich zum Frieden bequemte und eine ansehnliche Kriegsentschädigung zu zahlen gelobte. Prinz Florio aber sollte des Triumphes, mit dem er in seine Hauptstadt einzog, nicht lange froh werden. Denn bei dem bloßen Bericht, welchen Gefahren ihr Söhnchen sich ausgesetzt hatte, wurde seiner Frau Mutter so wind und weh ums Herz, daß sie in eine Ohnmacht sank, aus der sie nicht wieder zum Leben erwachte.

Ihr guter Sohn betrauerte sie mit aufrichtigem Herzen, da die Strenge, mit der sie ihn erzogen hatte, nur aus liebe-

vollen Vorurteilen entsprungen war. Von dem prunkvollen Begräbnis aber, das er ihr veranstaltete, zog er sofort in die Kirche, sich daselbst zum König krönen zu lassen, denn das Reich durfte keinen Tag lang seines sichtbaren Herrschers entbehren.

Auch diese feierliche Handlung wurde mit allem Pomp vollzogen, nur daß der Hochaltar, von dem der junge König die Krone nahm, dicht umflort war. Als der Gekrönte dann aus dem Portal hinausschritt und durch das Spalier, das die unabsehliche Volksmenge gebildet hatte, sich nach dem königlichen Schlosse begab, erblickte er in der vordersten Reihe das vertraute Gesicht seines Lehrmeisters Holdrio, der huldigend vor der jungen Majestät ein Knie beugte. Es machte kein geringes Aufsehen, daß der König bei diesem unbekannten, unscheinbaren Fremdling stehen blieb, ihn aufrichtete und in die Arme schloß. Folge mir ins Schloß, sagte er leise zu ihm. Hinfort sollst du in meiner Nähe bleiben, und ich will dich mit Ehren und Würden reich belohnen für alles, was du an mir getan hast.

Eure Majestät wolle verzeihen, erwiderte Holdrio mit einem leisen Lächeln, von jetzt an würde mein Dienst und guter Rat unnütz, ja verderblich sein. Ein König, der seinem Volke voranleuchten soll, darf sich, auch wenn er noch jung an Jahren ist, keine dummen Streiche mehr erlauben. Auch wäre ich für ein seßhaftes Leben nicht geschaffen, da ich überhaupt kein gewöhnlicher guter Staatsbürger sein kann, sondern eine Art landstreichender Kobold bin, der durch die Welt ziehen und überall, wo er guten jungen Leuten aus der Enge ihrer Zucht und Überwachung heraushelfen kann, ihnen seine Unterweisung anbieten muß. Und so entlasset mich in Gnaden, und möge es Euch bis ans Ende Eurer Tage wohlergehen!

Damit verneigte er sich vor seinem Zögling, ihn noch einmal vertraulich auf die Schulter klopfend, zum Zeichen, daß er mit ihm zufrieden sei. Dann war er zum größten Erstaunen aller Umstehenden so spurlos verschwunden, als ob der Erdboden ihn eingeschluckt hätte.

* * *

Von dem weiteren Leben, den Kämpfen und Siegen des jungen Königs soll hier nichts berichtet werden. Wer Näheres darüber erfahren will, möge die Chroniken und Geschichtsbücher jenes Reiches nachschlagen. Hier sei nur so viel gesagt, daß er eine lange und gesegnete Regierung führte, eine Gemahlin nahm, mit der er in friedlicher Ehe lebte, und die ihm seine Kinder weiser und freier erziehen half, als seine eigene Mutter es für heilsam befunden hatte.

Als er dann aber endlich gleichfalls der Zeitlichkeit den Zoll bezahlen mußte und auf seinem Sterbebette mit ruhiger Seele von allen Seinigen und dem gesamten Hofstaat Abschied nahm, sah er mit schon halb erlöschendem Auge bescheiden neben der Tür seinen alten Freund Holdrio stehen, der sich mit einem Tüchlein die Augen trocknete. Da richtete er sich noch einmal in den Kissen auf, winkte die vertraute Gestalt zu sich heran und reichte ihm die Hand. Lieber Alter, sagte er, ich danke dir, daß du noch einmal gekommen bist, mir Fahrwohl zu sagen, damit ich dir noch einmal danken kann. Denn soviel Gutes und Großes mir auch in meinem langen Leben durch die Gnade des Herrn zu teil geworden, nichts hat mich wieder so bis ins innerste Herz erfreut und beseligt, wie die dummen Streiche, zu denen du in meiner fröhlichen Jugend mich angeleitet hast.

Da überflog das Gesicht des Greisen noch einmal ein verklärtes Lächeln, wie wenn er in eine weite, im Mondlicht schimmernde Landschaft blickte und einem süßen Vogelgesang lauschte. Dann sank ihm das Haupt in die Kissen zurück, und er lag still und friedlich, wie ein Mensch, der nach einem mühevollen Tagewerk sich den Schlummer gönnen darf, in dem tröstlichen Bewußtsein, daß nichts Menschliches ihm fremd geblieben.

Das Märchen vom Herzblut

(1898)

Es war einmal ein junger Mensch, wenn den die Leute fragten, was er einmal werden wolle, so antwortete er, ohne sich zu besinnen: ein Dichter. So hatte er schon als Knabe gesprochen, da er erst ein paar Jahre in die Schule gegangen war, Gesangbuchlieder auswendig gelernt und aus seinem Lesebüchlein Gellertsche Fabeln aufgesagt hatte. Damals lachten die Leute und fanden es artig, daß Hans Lutz — so hieß der junge Schüler — allerlei Reime verfaßte und zu Geburtstagen und Neujahr seinen Eltern in Versen Glück wünschte. Als er aber das zwanzigste Jahr erreicht hatte und immer noch auf die Frage, welchen Beruf er sich erwählt habe, nichts anderes zu erwidern wußte als: er wolle ein Dichter werden, schien seinem lieben Vater die Sache außer Spaß, und er erklärte dem Hänschen, der nun schon ein großer Hans geworden war, das Dichten sei eine brotlose Kunst, bei der schon die trefflichsten Leute verhungert seien. Hierauf erwiderte der Sohn mit einem seltsamen Feuer in seinen Augen: es stehe ja geschrieben, der Mensch lebe nicht vom Brot allein, und was er sonst zum Leben brauche, werde ihm der liebe Gott ja wohl zukommen lassen, der ja auch die Lilien auf dem Felde kleide, so daß sie lustig fortblühten und so lieblichen Duft aushauchten, als ob es die schönsten Gedichte wären.

In solchen aberwitzigen Gedanken bestärkte ihn ein Jugendfreund, der sich schon in frühen Jahren zu ihm gefunden und seitdem immer treue Kameradschaft mit ihm gehalten hatte. Es war das ein munterer Geselle, von dessen Herkunft und Sippschaft man nichts Sicheres wußte, auch nicht, wo er

wohnte und wovon er seinen Unterhalt gewann. Nur seinen Namen, Phantasus, hatte er dem Freunde vertraut. Zwar besuchte er die Schule nicht, schien aber von allem Wissenswürdigen seinen Teil genascht zu haben und war ein so witziger Geselle, daß er, was er nicht wußte, sich zusammenträumte.

Der war nun dem jungen Dichter ein unzertrennlicher Gefährte, außer in den Schulstunden, obwohl die Eltern diesen Umgang, der ihren Sohn in seinen törichten Schwärmereien bestärkte, sehr ungern sahen und nur duldeten, weil der Jüngling erklärte, es werde sein Tod sein, wenn er von diesem Freunde sich trennen sollte. So mußten sie es erlauben, daß dieser Phantasus ihren Hans auf langen Spaziergängen begleitete, sogar neben ihm saß, wenn er seine lateinischen Exerzitien und mathematischen Aufgaben machte, die dadurch nicht eben besser wurden, und manche Nacht in einem Bette mit ihm schlief. Niemand erfuhr, was die beiden miteinander zu plaudern hatten; nur daß sie zuweilen lachten, zuweilen traurige Mienen machten, war ihnen anzusehen. Das schlimmste war, daß Phantasus seinen Freund in der üblen Gewohnheit, Verse zu machen, bestärkte, ihm auch allerlei Geschichten erzählte, die jener dann in Reime brachte, und wenn sie irgendwo hinkamen, wo sich junge Mädchen befanden, ihm zuraunte, die oder die sei die Hübscheste und wohl wert, von ihm angesungen zu werden.

Dies vergnügliche Leben hatte nun die längste Zeit gedauert, da tat der Vater einen Machtspruch und bestand darauf, daß sein Hans auf der großen rheinischen Hochschule sich einem richtigen Brotstudium widmen sollte. Er dachte ihn auf diese Art zugleich von dem gefährlichen Freunde zu trennen und die poetischen Mücken zu verscheuchen, die ihm dermaßen im Hirn summten, daß kein vernünftiger Gedanke darin aufkommen konnte.

Hierin aber hatte er sich getäuscht. Denn da Junker Phantasus frei war wie der Vogel in der Luft, hinderte ihn nichts, seinem Freunde nachzufliegen und ihm dort, wo er ohne jede Aufsicht war, noch ungebundener zur Seite zu bleiben als bisher.

Obwohl nun aber der junge fahrende Schüler die schönste Freiheit hatte, es mit dem Brotstudium nicht allzu ernst zu

nehmen, und der phantastische Freund bei Tag und Nacht ihm Gesellschaft leisten konnte, wollte es doch mit dem Dichterwerden nicht so recht vorwärts gehen. Das Büchlein zwar, in das er seine Verse schrieb, erhielt einen beträchtlichen Zuwachs, da an „blondem Wein und braunen Mädchen" in Stadt und Umgegend kein Mangel war; aber eine innere Stimme raunte dem jungen Dichter zu, mit all diesem Singsang sei noch nichts Erhebliches geleistet, und der Ruhm bei Mit- und Nachwelt, um den es ihm zu tun war, werde so im Spazierengehen nicht zu erlangen sein.

Also steckte er eines Tages, was er von seinen poetischen Erstlingen für besonders gelungen ansah, zu sich und trug es zu einem gelehrten alten Literaturprofessor hin, ihn bescheidentlich um sein Urteil bittend. Der empfing den schüchternen Jüngling ganz freundlich, blätterte in den dicken Heften, las hin und wieder ein Gedicht oder eine Seite in dem Trauerspiel „Konradin, der letzte Hohenstaufe", und nach manchem Hum! und Hem!, das dem harrenden Scholaren das Blut ins Gesicht trieb, erklärte er ihm, die Sächlein seien ganz hoffnungsvolle Talentproben, alle aber noch so grün und unerheblich, daß er dringend rate, sie doch ja vor Druck zu bewahren. Er müsse, wenn er was Rechtes schaffen wolle, sich vor allem des leeren Phantasiegeflunkers enthalten, ins volle Menschenleben hineingreifen oder sich einen schon hinlänglich präparierten Stoff suchen, ihn mit Fleiß und Liebe zu bearbeiten.

Hiermit entließ er den ziemlich verdutzten Musenjünger, indem er ihn noch unter der Tür seines Wohlwollens versicherte. Hans aber trug seine poetische Habe sehr niedergeschlagen nach Hause, warf das ganze Bündel in den Ofen, in dem gerade, da es schon stark herbstete, ein helles Feuer brannte, und ließ sich mit einem schweren Seufzer auf das Bette sinken, da er in Tristram Shandy gelesen hatte, jeden Kummer könne der Mensch in der horizontalen Lage am besten überwinden.

* * *

So fand ihn sein Freund, der indessen ein Bad im Rhein genommen hatte. Siehst du nun wohl, rief er, nachdem der

junge Poet ihm das Urteil des Professors mitgeteilt hatte, siehst du, wie recht ich hatte, dich vor diesen alten Pedanten zu warnen, die nichts können, als mit der Schere ihrer grämlichen Vorurteile einem munteren Talent die Flügel beschneiden? Ins volle Menschenleben greifen — als hätten wir zwei nicht schon genug Mädchen geküßt und tolle Suiten gemacht! Und was sollen das für Stoffe sein, die du „hinlänglich präpariert" bearbeiten müßtest? Habe ich dir nicht die schönsten Schnaken und Schnurren aus der Luft gegriffen und kann dir noch tausend Abenteuer erfinden, eines immer wundersamer als das andere? Aber ich sehe schon, mein Rat gilt dir nichts mehr, unsere Freundschaft hat sich etwas abgekühlt. Nun, so tue, was dieser weise Meister dir geraten hat. Es ist gerade Jahrmarkt und Kirchweih in der Stadt, da kannst du das sogenannte Menschenleben im schönsten Flor finden. Was die Stoffe betrifft, mußt du dir freilich auch darin selber helfen. Auf alten Plunder und Trödlerware versteh' ich mich nicht.

Er wandte ihm schmollend den Rücken und rief ihm nicht einmal ein Ade! nach, als Hans sich aufmachte, seinem Rat zu folgen.

Auf einer Wiese vorm Tor der Stadt waren die Buden und Zelte des Jahrmarkts aufgeschlagen, und ein buntes Gewimmel von Stadtleuten und Landvolk trieb sich in den breiten Gassen dazwischen herum. Der junge Dichter gab sich die beste Mühe, etwas Poetisches unter den Gaffenden, Schwatzenden und Feilschenden zu entdecken, fand aber nur, was er auch sonst alle Tage gesehen hatte. An einem Glückshafen blieb er stehen und beobachtete die Hoffnungen und Begierden, mit denen die Bauernbuben und -dirnen in den Lostopf griffen, die meisten, um eine Niete zu ziehen, die Glücklicheren, um einen Gewinst heimzutragen, der ihnen unnütz war. Er selbst gewann auf den ersten Griff einen blanken zinnernen Löffel. Wenn es nun Brei regnet, sagte er tiefsinnig vor sich hin, indem er ihn in die Tasche steckte, so fehlt mir wenigstens nicht der Löffel. — Ein paar hübsche junge Mädchen, die untergefaßt verstohlen miteinander flüsternd an ihm vorbeistrichen, warfen ihm einen aufmunternden Blick zu. Er folgte ihnen

und fing einen kleinen galanten Diskurs mit ihnen an. Als sie aber ziemlich freche und einfältige Antworten gaben, machte er sich bald wieder von ihnen los, worauf sie ihm ein schnödes Hohnwort nachriefen. Aus einer Trinkbude rief ihn ein Rudel bekannter Studenten an; er entschuldigte sich aber, daß er sich nicht zu ihnen setzen könne wegen eines wichtigen Ganges. Was hätte er dort erfahren können, das er nicht längst schon wußte? So ging er in mißtröstlichen Betrachtungen weiter und sagte sich, hier betrage sich die liebe Menschlichkeit so höchst prosaisch, daß für einen Poeten, der aus der Wirklichkeit schöpfen wolle, nichts zu holen sei. Er bereute schon, sich mit Freund Phantasus überworfen zu haben. Seine erste Liebe, bei der jener ihm so hübsche Gedanken eingegeben, war doch was anderes als die Gunst dieser albernen Grasaffen, und andere aufregende und doch anständige Abenteuer ließen sich hier im Marktgewühl schwerlich erjagen.

So war er an das Ende der Budenstadt gelangt und dachte schon daran, für einmal den Griff ins volle Menschenleben aufzugeben, als er etwas abseits unter einigen hohen Weidenbäumen eine Bude erblickte, auf deren Schild in Goldbuchstaben geschrieben stand: Stoffhandlung. Das Wort fesselte ihn, obwohl er nichts weniger als ein Lager solcher Stoffe dahinter vermutete, wie der alte Professor sie ihm gewünscht hatte. Vor der halb offenen Tür des ganz verwitterten Bretterhäuschens saß ein uraltes Weib, das eifrig an einem großen Gestrick mit langen hölzernen Nadeln arbeitete. Was strickt Ihr da, Mütterchen? fragte der junge Dichter und blieb bei ihr stehen. Die Alte blickte mit Augen, die seltsam leuchteten, zu ihm auf. Nichts für Euch, junger Herr, sagte sie. Ich stricke einen Romanstoff für Familienblätter, aus weißer Lammwolle, die Figuren werden hernach mit bunten Lappen aufgenäht. Aber drinnen im Laden hab' ich die rarsten Stoffe, wie sie für die besten Dichter taugen. Ich seh's Euch an, auch Ihr gehört zu dieser Gilde. Wenn Ihr meine Ware sehen wollt — hoffnungsvollen jungen Leuten geb' ich sie zu herabgesetzten Preisen.

Damit rollte sie ihr Gestrick zusammen und stand von dem niederen Bänkchen auf, ihm voranzugehen. Woran habt

Ihr erkannt, daß ich auch dichte? fragte der Jüngling. — Ha, weil ihr mehr in die Luft starrt als auf die Erde und über den Strohhalm dort gestolpert seid. Aber nun tretet ein und sagt, ob ich geprahlt habe. Hier haben schon ganz andere Leute Mund und Nase aufgesperrt und mir ihre Kundschaft zugetragen.

In der Tat sah es im Innern der Bude so bunt und schimmernd aus, wie man's von außen nicht vermutet hätte. Die seltensten Stoffe vom feinsten Gewebe, seiden und samten, mit eingestickten Figuren und alten Sinnsprüchen hingen an den vier Wänden herum, daß einem die Wahl wehtun konnte. Das Weibchen weidete sich eine Weile an dem Starren und Staunen des Jünglings. Was für ein Zeug wünscht Ihr, mein Sohn? fragte sie endlich. Da sind uralte ägyptische Muster, die sind seit einiger Zeit wieder in die Mode gekommen. Daneben altgriechische und römische, werden weniger mehr begehrt. Auch nach den mittelalterlichen ist nicht mehr so viel Nachfrage wie noch vor dreißig, vierzig Jahren. Die allerneuesten möchte ich Euch nicht empfehlen, die sind nicht eben sauber, sondern werden gerade wegen ihrer Schmutzfarben gesucht von sonderbaren Schwärmern. Überhaupt aber müßt Ihr mir zunächst erklären, welche Gattung Ihr wünscht. Ich habe eine Menge historisch gut beglaubigte, andere, die nur von Chroniken und Novellenbüchern verbürgt sind.

Nein, sagte der Jüngling, ich will nichts Historisches. Mein „Konradin" liegt mir noch in den Gliedern. Wenn Ihr einen recht soliden Stoff hättet für ein leidenschaftliches Trauerspiel mit viel Liebe, Mord und Totschlag und dazwischen eine Menge holder Gefühle, der wäre mir der liebste. So etwas wie „Romeo und Julie" von Shakespeare. — Bei diesem Namen nickte die Alte mit einem eigenen Zwinkern ihrer hellen Augen still vor sich hin. Den hab' ich gut gekannt, sagte sie; er war einer meiner besten Kunden, ein sehr lieber Herr, der sich immer freundlich nach meinem Befinden erkundigte. Ich muß lachen, wenn ich jetzt höre, er sei gar nicht er selbst gewesen, sondern ein vornehmer Herr und großer Gelehrter. Daß er viel studiert hatte, bezweifle ich, aber auf Stoffe verstand er sich wie wenige, und es war ein Vergnügen, ein Geschäft mit ihm zu machen.

weil er aus allem, was er mir abkaufte, was Rechtes zu machen wußte, während so mancher andere hochmütige Herr die schönsten Stoffe jämmerlich verschneidet. Nun, da Ihr ihn auch verehrt — da hab' ich gerade noch einen schönen Rest von einer Sorte, die auch der Herr Shakespeare besonders liebte, es ist alter italienischer Goldbrokat, die Motten sind nicht hineingekommen, nur von Staub und Sonne ist er ein bißchen abgeblaßt. Darauf kommt es aber nicht an, das sind hernach die dauerhaftesten.

Sie nahm ein altes, gelbliches Stück Zeug vom Nagel und hielt es ausgebreitet gegen das kleine Fenster. Ist es nicht ein Prachtstück? sagte sie, indem sie es schüttelte, daß ein leichtes Staubwölkchen daraus aufwallte. Die Goldfäden sind ein bißchen rostig geworden, aber die Zeichnung noch ganz wohlerhalten. Wenn sie Euch nicht deutlich genug ist, braucht Ihr nur ein paar Tropfen Herzblut daranzuspritzen, und sogleich wird jede Figur in ihren frischen natürlichen Farben Euch entgegenglänzen.

Freund Hans hätte gern gestanden, daß er in dem alten Gobelinrest nicht viel mehr erkannte als ein verschossenes Arabeskenmuster, aus welchem einige verblichene Püppchen aufzutauchen schienen. Er wollte doch aber nicht verraten, wie schlecht es um seine Kennerschaft stand, und die Autorität des großen Dichters, der diese Sorte bevorzugt hatte, schüchterte ihn vollends ein. Also fragte er nur etwas beklommen nach dem Preise, ob die Rarität auch nicht für seinen bescheidenen Studentenwechsel unerschwinglich sei.

Ihr braucht sie mir gar nicht gleich zu bezahlen, versetzte das alte Weibchen, während sie den kostbaren Stoff zusammenrollte und in ein großes Zeitungsblatt verpackte. Anfängern gegenüber bin ich immer kulant. Wenn Ihr mich fernerhin mit Eurer Kundschaft beehrt, werde ich schon sehen zu meinem Schaden zu kommen.

Damit schob sie das Paketchen dem jungen Dichter unter den Arm, begleitete ihn hinaus, und als er, sich langsam entfernend, noch einmal nach ihrer Hütte umblickte, saß sie schon wieder auf dem Bänkchen und regte eifrig die langen Nadeln an ihrem Gestrick.

* * *

Zu Hause angelangt, fand er den Freund am Fenster sitzend und blaue Wölkchen aus seiner kurzen Pfeife hinausblasend, die allerlei Figuren bildeten, eine Weile im Winde schwankten und dann zerflatterten.

Nun, junges Genie, rief ihm Phantasus entgegen, hast du den wahren Weg zum ewigen Ruhm entdeckt oder den Lorbeerkranz wohl gar schon fix und fertig auf dem Jahrmarkt erhandelt? Laß sehen, was du eingeheimst hast!

Er sprang auf, nahm dem anderen die Rolle weg und wickelte sie auf. Weiter nichts als diesen alten Fetzen? rief er und wollte den Stoff in den Winkel schleudern. Der junge Poet aber fiel ihm in den Arm. Sachte! brummte er, erst wollen wir ihn in Augenschein nehmen. Damit breitete er ihn sorgfältig auf dem Tische aus, indem er dem Freunde erzählte, wie er dazu gekommen war. Der, als er hörte, er sei von der Sorte, die der große Dichter bevorzugt hatte, war ganz still geworden, beugte sich über den Tisch und stierte auf das verblichene Prunkstück. Nach einer Weile brach er in ein helles Gelächter aus.

Da hast du dich schön anführen lassen, teures Kind! rief er. Ich habe doch gute Augen, aber wenn ich auf diesem alten Lumpen etwas anderes sehe als krause Schnörkel, ein paar Arme und Beine und verdrehte Köpfe dazwischen, will ich Hans heißen.

Auch ich, sagte sehr kleinlaut jener, der wirklich so hieß, kann aus diesem Stoff nicht klug werden; aber das alte Handelsweibchen hat gesagt, ich brauchte ihn nur mit ein paar Tropfen Herzblut zu netzen, so würden alle Linien deutlich hervortreten und die Farben frisch zu leuchten anfangen. — Und du wolltest die Tollheit begehen, auf das Wort einer verschmitzten Hexe hin, die einen Ladenhüter an den Mann bringen wollte, einen Aderlaß zu riskieren? Nun, das ist Geschmackssache. Ich aber, als dein Freund, kann dir nur raten, den Plunder in denselben Ofen zu stecken, in dem du heute morgen deine Jugendsünden verbrannt hast.

Damit wandte er ihm den Rücken und fuhr in seinem luftigen Spiel mit der dampfenden Pfeife fort. Der gute Junge, den es nicht wenig verdroß, zum Schaden auch noch

den Spott zu erfahren, sagte kein Wort mehr, beschloß aber im stillen, morgenden Tages seinen Kauf der alten Stoffhändlerin zurückzubringen und zu verlangen, daß sie ihn gegen einen anderen, besser erhaltenen umtauschte, wenn sie ihren Kredit bei jungen und alten Dichtern nicht verlieren wollte.

Als er aber am andern Tage sich wieder nach ihrer Bude aufmachte, hatte er doch nicht den Mut, sogleich seinen Kauf wieder einzupacken, da er den Versuch mit dem Herzblut noch nicht gemacht hatte. Er ließ den Stoff also zu Hause, um zunächst mit der Alten darüber zu verhandeln, ob das Blut gerade vom Herzen kommen müsse, oder ob es genüge, wenn er sich in den Finger schnitte. So schlenderte er nachdenklich durch die Budenstadt, war aber sehr erstaunt, als er an ihrem Ende die Stoffhandlung nicht mehr erblickte. Auf seine Erkundigung bei den benachbarten Händlern wollte niemand ein altes Mütterchen, wie er es beschrieb, und ihre Hütte gesehen haben. Nun glaubte er sich erst recht angeführt und das Opfer eines schlauen Schwindelgeschäfts zu sein und schämte sich gewaltig, seinem Stubenburschen wieder vor die Augen zu treten.

Indem er so darüber nachsann, wo er die Zeit hinbringen könnte, bis er sicher wäre, Phantasus schlafend in seinem Bett zu finden, hörte er von der anderen Seite der Marktwiese nahe am Fluß ein Trompetengeschmetter, das zum Eintritt in eine große Reiterbude einlud.

Er fühlte zwar nicht die geringste Lust, Pferde herumlaufen zu sehen und alberne Clownsspäße zu hören, ging aber doch nach dem runden Bretterbau, dem heute, da gerade Sonntag war, ein dichtes Menschengewühl zuströmte. Die unteren Plätze waren schon alle besetzt, er fand nur einen Sitz in einer letzten noch freien Loge, wo er sich mißmutig niederließ und gedankenlos auf den dunklen Krautacker von Menschenköpfen hinabsah. Die schrille Blechmusik betäubte ihn, und an den ersten Stücken des langen Programms fand er so wenig Gefallen, daß er schon im Begriff war, sich wieder davonzumachen, als ein Trompetentusch eine Glanznummer ankündigte, das

Auftreten der weltberühmten „Fee Delibab, der ersten Equilibristin und Schulreiterin der Alten und Neuen Welt".

Sogleich öffnete sich die Schranke, zu deren Seiten ein Häuflein Offiziere sich aufgestellt hatte, und an der Hand eines rotbefrackten Stallmeisters erschien ein Mädchen, das mit einem schallenden Händeklatschen von der militärischen Verehrergarde begrüßt wurde. In diese Huldigung stimmte das laute Herzklopfen des jungen Dichters mit ein. Denn wirklich war's eine Erscheinung, die ihren überschwenglichen Namen mit allem Rechte trug, ein schlank und doch kräftig gegliedertes Fräulein, ganz in ein silbern schimmerndes Trikot gekleidet, die volle Brust von einem blau atlassenen Mieder umspannt, um die Hüften bis zu den Knieen hinab ein weitbauschiges Röckchen von derselben Farbe, mit Sternen übersät. Das Bezauberndste an ihr war aber der kleine Kopf, das längliche blasse Gesichtchen, ungeschminkt, aus dem zwei tiefschwarze Augen vorglänzten, alles umrahmt von einer wilden Flut dunkler Haare, die über der niederen Stirn von einem schmalen Goldreif gebändigt war, dann aber frei bis über die Hüften herabwallte.

Mit einem flüchtigen Lächeln dankte sie, sich rechts und links verneigend, ihren Verehrern, griff dem starken isabellfarbenen Pferde, das ihr nachgeführt wurde, in die dichte Mähne und lief dann eine Strecke weit neben ihm her, während das Tier, die rosenroten Nüstern blähend, von der wieder anhebenden Musik und den Hieben ihrer Reitpeitsche befeuert im Kreise herumzugaloppieren begann. Auf einmal hatte sie sich hinaufgeschwungen und wiegte sich, die Arme über der Brust gekreuzt, frei auf der weichen Decke sitzend, eine Weile nach dem Takt der Tanzweise, indem sie ihre funkelnden Augen gleichgültig über die Menge schweifen ließ.

Der Jüngling in der einsamen Loge droben folgte jeder ihrer Bewegungen in atemloser Verzückung. Sie erschien ihm wie ein Geschöpf aus einer anderen Welt, und es hätte ihn nicht in Erstaunen gesetzt, wenn ihr plötzlich an dem schlanken Rücken Flügel gewachsen wären und sie durch die Lücke des Leinwanddaches in den freien Himmel hinausgetragen hätten. Die

Lampen an den Pfeilern ringsum warfen spielende Lichter über die geschmeidige Gestalt und erhellten auch das reizende Gesicht hinlänglich, so daß er deutlich einen finsteren Zug an ihrem streng geschlossenen Munde bemerken konnte und ein zorniges Blitzen der Augen, wenn ihr galoppierendes Pferd, von ihrem wilden Zuruf gespornt, einen ungeschickten Sprung machte. Immer rasender jagte sie im Kreise herum, sprang durch die vorgehaltenen Reifen, sauste durch die mit Seidenpapier bespannten Ringe, die Haare flogen ihr wie ein schwarzer, sturmgepeitschter Mantel nach, so daß ihr weißer Nacken darunter vorschimmerte; ein Taumel ergriff das sämtliche Publikum bei dem sinnverwirrenden Wirbeltanz, bis plötzlich, mitten im tollsten Jagen, die wilde Jägerin vom Pferde glitt, ohne eine Spur von Erregung sich nach allen Seiten verneigte und blitzschnell mit ein paar leichten Sprüngen durch die Schranke verschwand.

Der Beifallssturm, der ihr nachbrauste, rief sie noch einmal zurück. Aus einigen der oberen Logen fielen Kränze und Blumensträuße zu ihr hinab, von denen sie nur einen einzigen aufhob, ihn an die Brust drückte und, mit einem bezaubernden Lächeln sich verneigend, mit hinwegnahm. Der übrige bunte Kram wurde ihr von einem der Bajazzi unter lächerlichen Gebärden nachgetragen.

Der junge Zuschauer droben, der sich die Hände zerklatscht hatte, war tief beschämt, daß er keine Blume ihr hatte zuwerfen können. Wie in einem seligen Rausch verließ er seinen Platz, um für ihr Wiederauftreten besser versorgt zu sein. Die Händlerin draußen hatte aber ihren ganzen Vorrat bereits an die Herren Offiziere verkauft. Nur ein paar dunkle Rosen waren ihr geblieben, nach denen der Jüngling begierig griff. Dann ging er, ohne sich zu beeilen, die heiße Stirn in der Nachtluft kühlend, eine ganze Weile um den Zirkus herum, da ihm die folgenden Produktionen bis zu ihrem Wiederauftreten sehr gleichgültig waren.

Als er dann seinen Sitz wieder eingenommen hatte, dauerte es nicht lange, so sprengte auf einem stolzen kohlschwarzen Hengst, der einen weißen Stern an der Stirn hatte, die junge

Fee wieder durch die Schranke herein, in so ganz anderer Gestalt, daß die Zuschauer unten, die meist aus geringeren Stadtleuten und bäuerlichen Marktbesuchern bestanden, sie nicht sogleich erkannten, während ihre militärische Leibgarde sie mit erhöhter Begeisterung empfing. Sie trug ein enganschließendes dunkelgrünes Reitkleid, die Haare nicht mehr frei flatternd, sondern in einem schweren Knoten im Nacken aufgesteckt, auf dem kleinen Haupt einen glänzenden Zylinderhut, mit einem grauen Schleierchen umsäumt. Langsam, ihren Verehrern gnädig zunickend, begann sie dann ihren Umritt, mit einem leichten Gertenschlag, einem Zügeldruck oder einem leisen Schnalzen der Zunge das feurige Tier nach ihrem Willen lenkend.

Auch jetzt hing das Auge des jungen Dichtes wie gebannt an ihrer Gestalt, obwohl ihm die Geheimnisse der hohen Schule, die den Leutnants das helle Entzücken bereiteten, durchaus fremd waren. Als sie aber endlich ihre sämtlichen Künste gezeigt und mit der Reitpeitsche salutierend wieder hinausgesprengt war, mischte er seine Stimme in den tobenden Ruf der Menge und war überglücklich, daß es ihm gelang, da sie gelassen wieder hereinritt, seine beiden Rosen so geschickt zu werfen, daß die eine gerade an ihre Brust, die andere vor ihr auf den Sattelknauf fiel.

Sie warf in die Loge, aus der dieser bescheidene Gruß gekommen war, einen leuchtenden Blick, neigte leise den Kopf und lenkte dann das schaumbedeckte Tier durch die Schranke zurück. Dem glücklichen Hans war zu Mut, als wäre ihm ein Funke aus diesen schwarzen Augen geradewegs ins Herz gefahren. In einer seltsamen Betäubung blieb er auf seinem Sitz, die Wimpern eingedrückt, von Zeit zu Zeit beklommen seufzend, immer das reizende junge Wesen vor seinem inneren Auge. Was da unten noch vorging, würdigte er keines Blicks. Delibab! sagte er vor sich hin. Er entsann sich, daß dies der Name der ungarischen Fee Morgane ist. Ein dichterisches Motiv, dieses Erlebnis mit jener Mythe zusammenzufügen, dämmerte in ihm auf. Eben wollte er sich erheben, um draußen im Freien den Traum weiterzuspinnen, da öffnete sich leise

die Tür seiner Loge und mit einem kurzen Gruß trat sie selbst zu ihm ein, noch in dem Reitanzug, wie sie eben die hohe Schule geritten hatte.

Er war aufgesprungen, mit heftigem Herzklopfen, das ihn kein Wort hervorbringen ließ. Sie deutete aber, ihm freundlich zunickend, mit einer Gebärde an, daß er sich nicht stören lassen solle, und setzte sich auf einen Stuhl in der zweiten Reihe, ein wenig hinter ihm. Auch er schob nun seinen Stuhl zurück und fand so viel Atem, ein Wort des Entzückens über ihr Auftreten zu stammeln. Hier in nächster Nähe erschien sie ihm noch viel schöner, so zart ihre etwas gelbliche Haut, die langen schwarzen Wimpern leicht am Rande umgebogen, ein ganz leiser Anflug von feinen Härchen an ihrer Oberlippe. Und wie ihre Zähne glänzten, als sie jetzt zu sprechen anfing! Ob er auch ein Liebhaber und Kenner von Pferden sei? Nein? Was er denn sei? Ein Dichter! Dergleichen seien ihr schon öfter vorgekommen, aber sie hätten alle kümmerlich ausgeschaut, und er sei ein so schmucker junger Mann. Ob er auch ein Gedicht auf sie machen und in die Zeitung setzen wolle? Nein, von ihm verlange sie das gar nicht. Er gefalle ihr auch ohne schöngereimte Worte, er habe so was Besonderes in seinem Wesen, das habe sie gleich weggehabt, als er ihr die Rosen zugeworfen, und sie habe sich vorgesetzt, seine Bekanntschaft zu machen. Denn sie werde so gelangweilt von den anderen Anbetern da unten, die immer nur dieselben überschwenglichen Redensarten vorbrächten, während sie — er solle nicht denken, daß sie immer vergnügt sei (das sagte sie mit einem tiefen Seufzer, und ihre feinen schwarzen Brauen zogen sich finster zusammen) — nein, außer wenn sie auf ihrem Almansor reite, fühle sie sich unglücklicher, als ein Mensch ahne, da sie keinen wahren Freund habe, und der Ruhm — pah! der Ruhm! — —

Er ließ sie reden, ohne sie zu unterbrechen, hingerissen von der eigenen Manier und dem fremdartigen Akzent, in dem sie alles vorbrachte, und mehr noch von dem Vertrauen, das sie ihm gleich in der ersten Viertelstunde schenkte, wie einem alten Freunde. Sie blickte dabei aufmerksam, trotz ihrer Melancholie, in den Zirkus hinab und ließ zuweilen ein tadelndes

oder anerkennendes Wort fallen, je nachdem ihre Kollegen es verdienen mochten. Endlich stand sie auf.

Sie werden bis zu Ende bleiben. Ich aber bin müde und möchte nach Hause. Gute Nacht! — Eifrig erklärte er, auch er habe von dem Schauspiel genug, und es würde ihm eine hohe Freude und Ehre sein, wenn sie ihm erlaube, sie zu begleiten. — Wie Sie wollen, sagte sie. Es ist übrigens nicht weit. Aber kommen Sie schnell, eh' die geschniegelten Gecken da unten merken, daß ich mich zurückziehe.

Sie schlüpften eine enge dunkle Holztiege hinab und traten ins Freie. Wie schön die Sterne funkeln! sagte sie, indem sie sich ungezwungen an seinen Arm hing. Wenn ich die große Bärin seh', denk' ich immer an den Himmel über meiner Heimat. Ich bin nämlich in einer Hütte auf der Pußta geboren, mein Vater hatte eine kleine Schafherde und ein paar Pferde; schon als winzig kleines Mädel ritt ich über die weite Heide ohne Sattel und Zaum, das war meine einzige Freude, denn im übrigen hatt' ich wenig gute Tage, da meine Mutter krank war. Der Vater hatte sie einmal im Rausch so hart geschlagen, daß sie nie wieder ganz gesund wurde. Da mußt' ich alle schwere Arbeit im Hause tun. Und endlich — ich war vierzehn Jahr — hielt ich's nicht mehr aus und entfloh mit einem jungen Zigeuner, wir beide auf den Pferden meines Vaters; so konnte er uns nicht einholen. Denken Sie sonst nichts Schlimmes von mir. Ich liebte meinen Gefährten nicht; in der Stadt ersah ich mir bald die Gelegenheit, ihm zu entwischen, dann nahm eine gute Frau mich in ihr Haus zu ihren kleinen Kindern, bis mir auch das langweilig wurde. Und als eines Tags eine Reitergesellschaft in die Stadt kam, lief ich aus dem Dienst weg und dachte, ich käme in den Himmel, wie ich zum erstenmal wieder auf ein Pferd kam. Nun, seitdem bin ich dabeigeblieben. 's ist mit unserer Kunst wie mit allem, was Menschen tun: viel Weh und wenig Wonne. Ich weiß nicht, ob es mit dem Dichten besser steht. Sie schauen auch nicht gerade sehr lustig aus Ihren hübschen Augen.

* * *

Sie waren unter diesen Reden bei der Wohnung der „Künstlerin" angelangt, einem niedrigen Hause, das einsam an der Straße lag. Hier muß ich Sie verabschieden, sagte die Fee Delibab. Meine alte M a r u s c h a wird sich schon wundern, wie lange ich heut ausbleibe, da ich sonst gleich nach meiner letzten Nummer weggehe. Haben Sie Dank für Ihre Begleitung; ich darf wohl „auf Wiedersehen!" sagen?

Sie zog den Reithandschuh aus und reichte ihm ihre kräftige, bleiche Hand. Als er sie küssen wollte, zog sie sie zurück. Nein, sagte sie, für einen Dichtermund ist sie zu gering, der darf sich höher hinaufwagen. Damit umfing sie ihn rasch und drückte ihm einen leichten Kuß auf die Lippen. Und nun schlafen Sie wohl, nein, schlaf wohl! Wen ich geküßt habe, der ist mir kein Fremder mehr, zu dem muß ich du sagen. Also gute Nacht und träume was Hübsches von der Delibab oder vielmehr von J r m a, denn so bin ich getauft, und den anderen Namen führe ich nur auf den Plakaten.

Sie zog die Klingel am Hause; sogleich öffnete sich die Tür, und ein altes Weibchen erschien auf der Schwelle, in dem Hans Lutz die Verkäuferin der Stoffhandlung zu erkennen glaubte. Doch wurde er wieder zweifelhaft, da sie ihn aus ihren scharfen alten Augen fremd und sonderbar anstarrte.

So ging er, von allem Erlebten verwirrt und aufgeregt, langsam die Straße zurück und über den jetzt totenstillen Jahrmarkt nach Hause. Der Freund lag schon zu Bette, war aber noch wach und begrüßte ihn mit einem forschenden Blick. Du bist lange ausgeblieben, Hans, rief er. — Ich erzähle dir morgen alles, versetzte der Jüngling. Jetzt bin ich zu müde dazu. Gute Nacht!

Er warf sich aufs Bett, aber der Schlaf wollte nicht kommen. Auf seinen Lippen fühlte er noch immer den sanften Druck des reizenden Mundes, die schwarzen Augen glühten ihn an, als ob es taghell in seinem Schlafgemach wäre. Irma! — wie oft sagte er sich den fremdklingenden Namen vor und rief sich die schlanke, schimmernde Gestalt mit ihren kecken Sprüngen und dem schwankenden Wiegen auf dem Rücken des Pferdes zurück. Das Blut klopfte ihm ungestüm in den Adern. Daß

es ein solches Geschöpf auf Erden gab und er so vertraulich ihm begegnen durfte — was waren all seine „ersten Lieben", deren er drei bis vier zählen konnte, mit ihren zahmen Freuden und Leiden gegen dieses bezaubernde Gefühl einer ersten, allgewaltigen Leidenschaft!

Am frühen Morgen saß er schon am Schreibtisch und mühte sich ab, Verse an sie zu dichten. Das war ihm sonst, wenn er ein schönes Mädchen anfingen wollte, so leicht von der Hand gegangen. Heute versagte ihm jedes Wort; jede zierliche Wendung schien ihm armselig gegen das stürmische innere Gefühl. Phantasus, der mit halb spöttischer, halb mitleidiger Miene um ihn herumstrich, hörte endlich auf, etwas aus ihm herauslocken zu wollen. Da macht einmal wieder einer einen dummen Streich! zitierte er — denn er war wohlbelesen in seinem Goethe. Dann sah er, wie der stumme Freund das angefangene Blatt zerriß und aus dem Hause lief.

Den Gedanken, seiner Schönen einen Morgenbesuch zu machen, gab er bald wieder auf. Er fürchtete, sie möchte im hellen Tageslicht sich wundern, was sie gestern unter dem Sternenhimmel Besonderes an ihm gefunden habe. In seine Sehnsucht vertieft, schlenderte er durch die Stadt — an der Universität stahl er sich hurtig vorbei —, und da er im Schaufenster eines Juweliers ein Paar seltsame Ohrringe sah, trat er ein, sie zu kaufen. Es waren ziemlich große und breite Goldreifen, die sich irgendwie aus dem Süden, wo dergleichen üblich sind, hierher verirrt hatten, oben mit einem Rubin geschlossen. Hans erinnerte sich, daß Irma nur ganz kleine verbogene Ringlein in den Ohren getragen hatte, und dachte, wie hübsch die roten Steine funkeln müßten, wenn die dunkle Mähne darüber hinwehte. Der Preis überstieg freilich weit sein Vermögen, denn es seien echte Steine und sehr kostbar, versicherte der Händler. Endlich kam der Kauf doch zu stande, da Hans seine Uhr aus schwerem Golde, ein Erbstück vom Großvater, dazu gab — nur vorläufig als Pfand, beruhigte ihn der Juwelier. Er könne das Familienstück nach und nach durch Abzahlungen wieder in seinen Besitz bringen.

So zog der junge Verliebte sehr zufrieden mit seinem Handel

ab und verbrachte den Rest des Tages in ziellosen Wanderungen, ungeduldig den Abend herbeisehnend. Als endlich das Trompetensignal ihm ankündigte, daß die Stunde seines Glücks angebrochen sei, versicherte er sich hastig desselben Platzes in der Loge, den er gestern eingenommen. Heut aber war der Zudrang nur gering, die unteren Bänke zur Hälfte leer, in den Logen nur hie und da einer der Honoratioren mit seiner Familie. Es war dem verliebten Jüngling unbegreiflich, daß nicht jeder, der sie einmal gesehen, Abend für Abend unwiderstehlich in den Zirkus zurückgezogen würde. Und wirklich, trotz des leeren Hauses, übertraf sie sich heute selbst, in noch viel verwegneren Künsten und einem Kostüm, das noch ausgesuchter all ihren Reiz zur Schau brachte. Nur an den Schranken unten die jungen Offiziere waren ihr treu geblieben und huldigten ihr noch lärmender als gestern. Hans aber war mit seinem Herzen so ganz in den Augen, daß er sogar das Klatschen vergaß; das schien ihm nur ein verächtlicher Beifallsausdruck, wo sich die höchsten Wunder der Kühnheit und Anmut offenbarten.

So entschuldigte er sich auch gegen sie selbst, als sie richtig wieder nach ihrer letzten Nummer zu ihm in die Loge trat. Du bist ein dummes Kind, sagte sie und gab ihm einen sanften Schlag auf die Wange; wir können an Händen, die uns beklatschen, nie genug haben. Doch ausnahmsweise lass' ich mir deine stumme Begeisterung gefallen. Nun aber komm! Wir wollen gleich nach Hause. Ich habe dir viel zu sagen.

Sie zog ihn hinaus, und er folgte ihr in seliger Beklommenheit. Als sie unten aus der Türe traten, stand einer ihrer eifrigsten Anbeter Schildwacht davor. Sie sollen mir heute nicht wieder entschlüpfen, reizende Fee! rief er. Ich beanspruche das Recht, Sie nach Ihrer Behausung zu eskortieren. — Dies Recht habe ich bereits jemand anders eingeräumt, erwiderte sie kurz und kühl. Adieu, Herr Leutnant! Damit nahm sie Hansens Arm und ging an dem Lästigen vorbei. Der aber rief ihr nach: Über den Geschmack soll man bekanntlich nicht streiten. Daß Sie mir aber diesen grünen dummen Jungen vorziehen, ist denn doch pyramidal.

Sofort stand Hans still und sagte: Verzeih einen Augenblick. Ich habe dem unverschämten Gesellen etwas ins Ohr zu sagen. — Um Gottes willen! hauchte sie — er weiß nicht, was er spricht — ich beschwöre dich —! Hans aber war zu dem Beleidiger getreten und hatte ein paar leise Worte mit ihm gewechselt, worauf er zu der erschrockenen Freundin zurückkehrte. Obwohl er ihr sagte, um sie zu beruhigen, der Angreifer habe das Schimpfwort zurückgenommen, blieb sie doch ungläubig und so wortkarg, daß nun ihm sich die Zunge löste und er ihr erzählte, wie er diese vierundzwanzig Stunden nur im Denken an sie hingebracht hatte.

Sie erwiderte nichts, als daß sie leise seinen Arm drückte. Zu Hause angelangt, gab sie der alten Dienerin — nein, es war kein Zweifel möglich, er fand hier wirklich die „Stoffhexe" wieder — in einer fremden Sprache einen Auftrag und zog sich dann in ein Zimmer nebenan zurück. Nach zehn Minuten erschien sie wieder in einem losen, hellen Schlafrock, statt des Gürtels eine rote Schärpe um die Mitte geschlungen, die Haare wieder aufgelöst. Sie lächelte ihm entgegen, da seine leuchtenden Augen ihr sagten, wie sehr sie ihm auch in diesem Kostüm gefiel. O, sagte sie, Fee Delibab hat noch mancherlei Verkleidungen, in so viel Farben wie der Regenbogen. Aber nun komm, Hänschen, ich habe starken Hunger und noch mehr Durst. Du mußt aber mithalten.

Sie setzten sich an den Tisch, auf dem die Alte ein paar Schüsseln mit kalter Küche und eine Flasche mit rotem ungarischem Wein aufgetragen hatte. Irma füllte zwei feine venezianische Gläser und reichte ihm das eine. Auf gute Freundschaft! sagte sie und stieß mit ihm an. Aber da er heftig sein Glas dem ihren näherte, zersprang dieses, und die rote Flut ergoß sich über das Tischtuch. Kehre dich nicht daran! rief sie, seine Bestürzung gewahrend. Das bedeutet nur, daß wir besser tun, aus einem Glase zu trinken. Und nun nahm sie ihm das seine aus der Hand und leerte es auf einen Zug.

Die Alte hatte murrend und vor sich hinraunend das Tischtuch weggenommen. Wenn man ein bißchen nachhilft, Mütterchen, könnt Ihr einen blutigen Romanstoff daraus machen,

wagte er zu sagen, wobei er sie prüfend ansah. Sie stellte sich aber, als verstände sie nicht, was er meine, und verließ kopfschüttelnd das Gemach.

Nun sind wir allein, sagte Irma, nun wollen wir uns zusammensetzen und ernsthaft allerlei besprechen. — Vorher möchte ich dir noch ein bescheidenes Andenken überreichen, stammelte er und zog den kleinen Schmuck hervor. — O du großer Kindskopf, rief sie, was fällt dir ein! Meine Ohrringerln scheinen dir zu dürftig für eine in der Alten und Neuen Welt gefeierte Künstlerin. Aber du mußt wissen, ich trüge nie andere, und wenn mir der Schah von Persien Diamanten groß wie Taubeneier in die Ohren stecken wollte. Denn diese meinen hat mir mein armes Mutterl geschenkt, als ich zur ersten Kommunion gegangen bin, das einzige, was ich von Hause mitgenommen habe. Übrigens sollst du mir gar nichts Kostbares schenken, denn ich bin viel reicher als du. Da schau! — und sie lief zu einem alten Schrank an der Wand und nahm ein Blechkästchen heraus, das sie aufschloß, — schau, was für hübsche blanke Dingerln da beieinander liegen, alles Präsente von meinen Verehrern, aber wenn ich einem einzigen anders dafür gedankt habe, als mit einem freundlichen Kopfnicken, will ich auf der Stelle so alt und krummbuckelig werden, wie meine Maruscha. Trag deine schönen Ohrringe nur wieder in den Laden zurück, wenn du kein Schwesterchen hast, dem du sie schenken kannst; für deinen guten Willen aber laß dich küssen. Ich weiß nicht, wie du's anfängst, aber je länger ich dich anschau', desto mehr gefällst du mir.

Sie schlang ihm die Arme um den Hals und küßte ihn, heute weit süßer und feuriger als gestern nacht, daß ihm der Kopf schwindelte vor übergroßem Glück. Als er sie aber gar nicht wieder aus seiner Umarmung entlassen wollte, machte sie sich kräftig los und sagte: Basta für diesmal! Wir dürfen unsere Zeit nicht mit solchen süßen Narrheiten vertändeln, ich hab' dir etwas sehr Wichtiges vorzutragen.

Dabei setzte sie sich auf seinen Schoß, so unbefangen wie ein Kind, strich ihm das dichte braune Haar aus der Stirn und sagte: Höre, wenn du mich so lieb hast wie ich dich, so mußt

du mir einen großen Dienst leisten. Ich bin entschlossen, nicht länger bei der Gesellschaft auszuhalten. Man behandelt mich ja so weit nicht schlecht, und ich habe meinen Almansor — versteh, das Schulpferd — und auch die anderen Pferde so lieb, daß mir der Abschied schwer werden wird. Aber du weißt noch nicht — (sie sah düster in ihren Schoß) — da ist nämlich jemand, der mich als sein Eigentum betrachtet — ein wilder, gefährlicher Mensch, ein Vetter des Direktors, der so riesenstark ist, daß er auf dem ausgestreckten Arm ein ausgewachsenes Pferd tragen kann — der gebärdet sich, als ob er mein Mann wäre, obwohl wir nie getraut worden sind. Wenn ich mich ihm widersetzen will, droht er, mich zu erwürgen, und da er rasend in mich verliebt ist, weiß der Himmel, was er noch einmal tut. Augenblicklich ist er nach Köln gereist, um dort alles zu besprechen für unser Auftreten. Aber übermorgen soll er zurückkommen, und es überläuft mich kalt, wenn ich darandenke. Nun, Hans, mein Geliebter, da du ein freier Mann und ein Dichter bist, denn ich denke, alle Dichter sind vogelfrei — nun sollst du mich von hier entführen, gleichviel wohin. Wir verstecken uns in irgend einem heimlichen Nest, wo der Barbogio — so heißt der Wilde — uns nicht auffinden kann. An Geld fehlt mir's nicht, ich nehme auch all meinen Schmuck mit — ja, wenn ich's recht bedenke, wir könnten schon diese Nacht — wart, noch etwas! Ich will dir zeigen, daß ich ein kluges Schätzchen bin, das an alles denkt.

Sie glitt von seinen Knieen herunter und huschte aus der Tür. Nicht lange, so trat ein junger Mann ins Zimmer in einem schmucken dunklen Anzug, ein Mäntelchen umgehängt, einen breiten Künstlerhut tief in die Stirn gedrückt. Guten Abend, Kamerad! tönte eine tiefe Stimme ihm entgegen. Wohnt hier Fräulein Irma, genannt Fee Delibab? Im nächsten Augenblick flogen Hut und Mantel in den Winkel, und das reizende Geschöpf schlang die Arme wieder um den nun vollends bezauberten Freund. Gelt, ich kann Komödie spielen? rief die Übermütige. Mit mir kannst du überall wagen, dich ehrbar sehen zu lassen, und wenn ich mich unter vier Augen wieder auf meine Mädchenschaft besinne, soll's dein Schade nicht sein!

Du Einzige, Himmlische, süßeste Geliebte! rief er, ihre Küsse erwidernd, aber heute nacht schon? Nein, das ist unmöglich. Ich habe morgen noch —

Ich weiß, was du sagen willst, unterbrach sie ihn. Du mußt dich von dem frechen Menschen erst noch ein bißchen totschießen lassen. Aber daraus wird nichts. Jetzt gehörst du mir, ich habe ältere Rechte auf dich, um ganze vierundzwanzig Stunden ältere. Hernach, wenn du deiner armen kleinen Irma überdrüssig geworden bist, dann ist immer noch Zeit genug, den „dummen Jungen" in deinem oder seinem Blut abzuwaschen. Heute aber und die nächste Zeit, solang' es reicht, gehört jeder deiner Blutstropfen mir. Verstehst du? Hast du den Mut, das nicht ganz in der Ordnung zu finden?

* * *

Wieder war sie ihm auf die Kniee gesprungen und hatte den einen Arm um seinen Hals gelegt. Siehst du, sagte sie, auch der Himmel ist mit uns verschworen, es ist eine ganz sternlose Nacht. Wenn Mitternacht geschlagen hat, machen wir uns leise davon. Ich kann den Stall öffnen; da hole ich uns zwei der geringeren Pferde heraus, und wir reiten bis an die Morgendämmerung, denn mit der Eisenbahn wär's gefährlich, da wissen sie gleich, wohin wir entwischt sind. Sobald es dann ohne Gefahr geschehen kann, schicken wir die Gäule zurück und reisen zu Fuß oder zu Schiffe weiter, vielleicht nach Belgien hinein, wo ich schon einmal gewesen bin. O die Welt ist weit, und zwei Liebesleute finden überall gutes Quartier, und bis mir wieder die Sehnsucht kommt, mich auf ein Pferd zu schwingen — aber horch, was war das?

Sie blickte nach dem Fenster, doch der Vorhang ließ sie nicht erkennen, was sich draußen regte. Im nächsten Augenblick aber wurde der leichte Riegel, der die beiden Flügel verschloß, von einer kräftigen Faust gesprengt, und ein riesenhafter Mann schwang sich mit einem lauten Fluch ins Zimmer herein.

Sie hatte nur eben Zeit, sich von dem Schoße des Jünglings herabgleiten zu lassen. An allen Gliedern zitternd, doch mehr vor Zorn über die Störung, als vor Schrecken, stand sie, ihren

Geliebten mit ihrem Leibe deckend, vor dem Eingedrungenen. Hinaus! rief sie ihm zu und deutete mit dem ausgestreckten Arm nach der Tür. Was hast du hier zu suchen? Ich gehöre dir nicht an, ich bin frei und kann mir Freunde wählen, wie es mir beliebt!

Der ungeschlachte Geselle antwortete nicht sogleich, sondern betrachtete das Paar mit einem höhnischen Grinsen. Auch Hans war aufgesprungen; er konnte nicht zweifeln, wen er vor sich hatte. Zu anderer Zeit wäre ihm der Riese mehr spaßhaft als furchtbar erschienen. Denn mit dem schwarzen Bart, der fast bis an die Augen reichte, den vorgequollenen wasserblauen Augen und dem gewaltigen Munde, aus welchem zwei Reihen blanker Wolfszähne hervorglänzten, sah er aufs Haar einem Nußknacker ähnlich.

Der Hut war ihm rücklings vom Kopf gefallen, auf dem kurzgeschorene schwarze Borsten sich emporsträubten. So stand er eine Minute lang, die schweren Fäuste wiegend, wie zu einem Boxerkampf. Dann: Aus dem Weg, elende Dirne! knirschte er. Mit dir rechne ich hernach ab. Erst will ich diesem deinem erbärmlichen Milchbart einen Denkzettel geben, daß er das Wiederkommen für ewige Zeiten vergißt!

Er trat einen Schritt näher und hob die Hand, um sie beiseite zu schleudern. Sie aber hatte blitzschnell aus dem Knoten ihres dicken Haars einen langen, schmalen Dolch von spanischer Arbeit gerissen und hielt ihn dem Feinde entgegen. Rühre ihn nicht an! rief sie. Ich bin aufs Äußerste gebracht, und wenn du ihm nur ein Haar krümmst —

Im nächsten Augenblick hatte der Wütende ein Messer ergriffen, welches neben ihrem Teller lag — ein paar Sekunden lang rangen die beiden miteinander, jedes bemüht, dem andern die Waffe zu entreißen; plötzlich aber fuhr die breite, stumpfe Klinge des Mannes seiner verzweifelt kämpfenden Gegnerin in den Hals, ein heller Blutstrahl schoß heraus, und mit einem leisen Ach brach die junge Gestalt vornüber zusammen.

Auch der Jüngling, zu blinder Raserei gestachelt durch diesen Anblick, hatte nach einem Tischmesser gegriffen. Doch ehe er noch dem Feind damit zu Leibe rücken konnte, traf ihn

selbst ein sicher gezielter Stoß in die linke Brust, und lautlos stürzte er neben dem hingestreckten Leibe seiner Geliebten zu Boden.

* * *

Der November war herangekommen, ein erster leichter Schnee rieselte vom dunklen Himmel, da schlug der junge Dichter in seinem stillen, warmen Zimmer, wo er drei Wochen im Wundfieber gelegen, zum erstenmal mit leise aufglimmendem Bewußtsein die Augen wieder auf und blickte staunend um sich.

Guten Morgen, Hänschen! rief der Freund, der an seinem Bette stand. Endlich ausgeschlafen? Die Nacht war ein bißchen lang, und manchmal dachte ich und wohl auch der Doktor, sie würde erst am Jüngsten Tage ein Ende nehmen. Jetzt aber heißt's fein stille bleiben und langsam sich wieder ans Wachen gewöhnen. Da trink von diesem kühlenden Tränkchen. Bis zum Rheinwein mußt du dich noch eine Weile gedulden.

Hab' ich denn das alles nur geträumt? fragte der Jüngling mit schwacher Stimme. Nein, Lieber, du mußt mir alles sagen. Ich falle sonst wieder in meine Fieberglut zurück. Ich bin stark genug — und wenn ich nicht weiß, was aus ihr geworden ist — ob auch sie sich wieder erholt —

Um sie brauchst du nicht zu sorgen, versetzte der andere mit einem verhaltenen Seufzer. Es geht ihr vortrefflich, und bleibt ihr nichts zu wünschen. Euren Feind, den Mordgesellen, hat man freilich nicht fassen können, der hat das Weite gesucht, als die Alte, die Stoffhexe, weißt du, hereinstürzte und das holde Liebespaar in seinem Blute liegen sah. Ich kam zum Glück gerade an dem Hause vorbei, sah den Kerl aus dem Fenster springen, und wie ich neugierig herantrat, erschrak ich gewaltig, als ich die Teufelei, die er in dem Zimmer angerichtet hatte, überblickte. Ich habe dann dafür gesorgt, daß du gleich hierhergeschafft wurdest, das arme Liebchen überließ ich der Alten; ein paar Tage später ist die Gaunlerbande still davongezogen, vermutlich haben sie ihre Fee Delibab mitgenommen, wenn ihr Name auch nicht mehr auf dem Programm stehen wird. Du siehst aber, lieber Sohn, in was für Mord-

geschichten man sich verirrt, wenn man sich der Führung eines so weisen Pädagogen, wie ich bin, entzieht.

Der Kranke ließ das Haupt in das Kissen zurücksinken und lag eine Weile mit geschlossenen Augen. Diesen ganzen Tag versuchte er noch mehrmals, Genaueres von dem Freunde zu erfahren. Der aber verschanzte sich hinter den Befehl des Arztes, jedes aufregende Gespräch zu vermeiden.

Erst ein paar Tage später, als Hans zum erstenmal das Schmerzenslager verlassen konnte, sagte jener, ihn zu dem Tische führend, auf dem der alte Brokatfetzen ausgebreitet lag: Du wirst Augen machen, lieber Sohn! Denk, mit dem Taschentuch, das ich auf deine Wunde drückte, um das hervorstürzende Blut zu hemmen, habe ich hernach die Muster des alten Lumpens betupft. Ich erinnerte mich während der Nachtwache, daß die Stoffmuhme das Mittel empfohlen hatte, um die verschossenen Farben aufzufrischen. Nun schau, wie trefflich das Rezept sich bewährt hat.

Der Jüngling starrte, beide Hände auf den Tisch gestützt, in tiefem Sinnen auf das alte Gewebe. Da erkannte er wirklich eine wundersame, süßtraurige Historie in wechselnden Bildern abgeschildert, von einem Liebespaar, das nebeneinander auf einem Ruhebett saß, ein Büchlein auf den Knieen des Jünglings, in welchem sie gelesen zu haben schienen. Aber ein reizvolleres Geschäft hatte ihre Wißbegierde unterbrochen, ihre Arme hatten sich umfangen und die Lippen, statt die geschriebenen Worte nachzusprechen, aus dem Stegreif allerlei süße Laute gestammelt, bis auch die verstummten. Und dann war ein wilder Geselle hereingestürmt und hatte die beiden Glücklichen in eine Welt geschickt, in der niemand ihre zärtliche Zwiesprache mehr zu stören vermochte.

Deutlich sah der Dichter die Augen der jungen Frau glänzen und das Lächeln, mit dem sie ihren schönen, blühenden Mund dem Freunde bot. Wie ist mir denn? sagte er. Habe ich diese Geschichte nicht schon irgendwo gelesen und verstehe sie jetzt zum erstenmal? Diese Dame ist lange nicht so schön wie eine andere, die ich gut kenne, und wenn ich die nicht bald wiedersehe, werde ich nicht ganz genesen. Ich bitte dich, Phantasus,

sage mir, wo sie hinverschwunden ist. Warum schweigst du? Du willst mir doch nicht das Gräßlichste verhehlen, daß sie —

Der Freund wandte sich ab. Als er sich wieder umkehrte, lag der kaum Genesene bewußtlos am Boden. Seine Wunde hatte sich wieder geöffnet, ein frischer Strahl war über den Tisch gespritzt.

* * *

Auch über diesen Rückfall hob ihn seine Jugendkraft hinweg. Zu Anfang des März war er so weit erstarkt, daß er, auf den Arm des Freundes gestützt, langsam den Friedhof betreten konnte. Da standen sie lange vor einem Hügel, den ein einfacher Stein bedeckte, und die Augen des Jünglings hafteten fest auf dem Namen „Delibab", der statt jeder anderen Inschrift in den Stein gemeißelt war, bis ein Schleier heißer Tränen ihm den Blick verdunkelte.

Als er von dieser ersten Ausfahrt wieder nach Hause gekommen war, fing er sofort zu dichten an, ein seltsam trauriges und wonnevolles Spiel, das die Geschichte jenes alten Liebespaars da unten im welschen Land behandelte. Freund Phantasus stand ihm dabei mit gutem Rat zur Seite, und sie förderten das Werk so rasch, daß Hans es schon nach vier Wochen beendet hatte.

Er trug es, da die Tinte noch kaum trocken war, zu dem alten Professor hin, der es sogleich zu lesen versprach. Als der schüchterne junge Poet sich wieder meldete, wurde er aufs freundlichste empfangen. Ihr Trauerspiel ist noch kein Meisterwerk, junger Freund, sagte der alte Kenner. Aber wie weit ist die Kluft zwischen Ihren früheren poetischen Exerzitien und dieser Arbeit! Hier ist Leben und Wahrheit. Und wenn Sie noch zuweilen sich ungeschickt anstellen, so ist's — verzeihen Sie den Vergleich — wie der unbeholfene Lauf eines jungen Neufundländers; die Rasse ist edel. Und dann — mit einem feinen Blick in das noch immer bleiche Gesicht des Jünglings, von dessen Abenteuer er wohl gehört haben mochte — man sieht es jeder Zeile dieser Dichtung an, daß sie mit Ihrem Herzblut geschrieben ist.

Die vier Geschwister

(Fragment)

(1898)

Es waren einmal vier Geschwister, drei Brüder und eine Schwester, die wohnten, seit sie denken konnten, in einem Hause. Doch das alte Sprüchlein: Siehe wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtiglich beieinander wohnen! konnte auf sie nicht angewendet werden. Nicht, daß sie sich nicht herzlich zugetan gewesen wären. Sie waren aber von so gänzlich verschiedener Gemütsart, daß in den meisten Fällen ihre Meinungen und Wünsche sich befehdeten und der Friede nur darum immer wiederhergestellt wurde, weil sie endlich ermattet vom fruchtlosen Streit ablassen mußten.

Wie sie mit ihren Taufnamen hießen, war in Vergessenheit geraten, da sie selbst sich zuletzt nur noch mit den Spitznamen nannten, die ihnen die Nachbarn angehängt hatten, jedem nach seiner absonderlichen Sinnesart. Der Älteste, ein hochgewachsener, gewaltig dreinblickender Mann mit rötlichem Haar und Bart, dem bei dem geringsten Anlaß die Zornader an der Stirn anschwoll, führte den Namen Jachmut. Er war in allen kriegerischen Künsten wohlerfahren, ein gefährlicher Duellant, von Herzen aber weich geschaffen, also daß ihn die Aufwallungen seines Zorns, sobald er ihn gekühlt, bitterlich zu gereuen pflegten. Seines Zeichens war er ein Fechtmeister und unterrichtete auch junge Rekruten in allem, was zum Heerwesen gehörte, wodurch er sich schlecht und recht seinen Unterhalt verschaffte.

Der zweite Bruder war in allem des ältesten vollkommenes Widerspiel, ein behagliches, sanftmütiges Männchen, das schon

in jungen Jahren sich ein Bäuchlein zugelegt hatte und selbiges durch seinen bequemen Wandel ansehnlich heranpflegte. Man hieß ihn Gleichmut, weil er durch nichts aus seiner Ruhe zu schrecken war, sondern alles gehen ließ, wie's Gott gefiel. Er hatte sich in einem kleinen Kornhandel ein bescheidenes Vermögen erworben, auch, da er ein trefflicher Rechner war, späterhin ein städtisches Amt erhalten, wo er wegen seines vorzüglichen Kanzleistils allgemein geachtet wurde. Nur an Sonn- und Feiertagen frönte er der einzigen Leidenschaft seiner Seele, dem Angeln, das bekanntlich für beschauliche Naturen einen mächtigen Reiz hat. Hier allein konnte es ihm begegnen, daß ihm ein Tröpfchen Galle ins Blut schoß, wenn ein großer Fisch, der angebissen hatte, sich von dem Haken wieder losmachte. Doch lief auch diese Aufregung auf einen jener drolligen kleinen Flüche hinaus, mit denen selbst die gesittetsten Sterblichen ihrer gepreßten Seele zuweilen Luft machen.

Auf diesen Biedermann folgte die Schwester, Fräulein Schwermut geheißen, eine Dame von ungewissem Alter, doch noch immer anziehendem Äußeren, nur schon ein wenig zur Fülle neigend, was ihr, da sie beständig in schwarzen Kleidern ging und einen schmerzlichen Zug im Gesicht hatte, das Ansehn einer trauernden Witwe gab. Über die Ursache ihres beständigen Grames liefen verschiedene Gerüchte um. Das wahrscheinlichste darunter war, daß sie in der Blüte ihrer Jahre eine schwere Enttäuschung in der Liebe erfahren hatte, was sie nicht nur dem gesamten Männergeschlecht, sondern auch allen Einrichtungen der Welt zur Last legte. Da sie auf ein richtiges Herzensglück hatte verzichten müssen, war sie eifrig bemüht, in der Bildung ihres Geistes einen Ersatz zu finden, und hatte es darin so weit gebracht, daß sie für eine sehr bedeutende Dame galt und im Verdacht stand, die heimliche Verfasserin vieler anonymer Romane und Gedichte zu sein, in denen die weiblichen Figuren stets den Männern gegenüber die glänzendere Rolle spielten. Junge Dichter wußte sie besonders zu bezaubern, indem sie ihnen Unterweisungen im Weltschmerz und in der Verskunst gab und ihre schüchternen

Bewerbungen um ihre Gunst in Schranken hielt, ohne sie gänzlich zu entmutigen. Daneben war sie eine tüchtige Haushälterin und führte ihren Brüdern so musterhaft die Wirtschaft, daß diese sich's gern gefallen ließen, wenn die Schwester Mittags die guten Gerichte mit einem Seufzer auftischte, als ob sie selbst keine irdische Speise mehr genießen könne.

Nur der jüngste Bruder, Leichtmut genannt, erlaubte sich hin und wieder eine harmlose Neckerei, die aber den dunklen Trübsinn der um vieles älteren Jungfrau so wenig aufzuheitern vermochte, wie eine Rakete, die gegen den Gewitterhimmel abgeschossen wird Dieser Benjamin der Familie war der liebenswürdigste des ganzen Kleeblatts, dem man auch wegen seiner törichten Streiche und unbesonnenen Unternehmungen nicht gram sein konnte. Er hatte, da er so ziemlich alle Instrumente spielte, eine Anstellung im Hoforchester erhalten, daneben verdiente er sich einen Zuschuß durch die Anfertigung von Porträts in Pastellfarben, die stets eine sehr schmeichelhafte Ähnlichkeit zeigten. Oft aber verschwand er wochenlang aus dem geschwisterlichen Hause, da, wie er sagte, kein Fenster darin groß genug war, um seine redlich verdienten Moneten durch dasselbe hinauszuwerfen.

Da nun diese vier wunderlichen Geschwister über Tag ihre eigenen Wege gingen, wäre kein Anlaß zu täglichen Zerwürfnissen gewesen, wenn es nicht die alte Hausordnung mit sich gebracht hätte, daß sie nach Feierabend wieder zusammenkamen, Jachmut, da er wegen seines raufluſtigen, reizbaren Wesens in keiner der Trinkstuben der Stadt mehr geduldet wurde, Gleichmut aus Trägheit, Leichtmut, weil ihn die philisterhaften Bierbankgespräche langweilten. Jungfer Schwermuts Haushüten bedarf natürlich keiner Erklärung; sie hatte für das Nachtessen zu sorgen, zudem waren die Zwielichtstunden zu wehmütigem Sinnen und Dichten geeigneter als der helle Tag.

Sobald aber das Mahl vorüber war, bei dem es stets friedlich zuging, und nun das allabendliche Kartenspiel begann, dauerte es nicht lange, bis die Geister aufeinanderplatzten. Jachmut schlug mit der Faust auf den Tisch, wenn Gleichmut, als sein

Partner, ihn das Spiel hatte verlieren machen, nicht sowohl über den Verlust aufgebracht, als über die Unfähigkeit seines Bruders, sich zu ärgern und wild zu werden. Wenn dann die Schwester, so oft sie schlechte Karten hatte, sich über das Schicksal, das sie beständig verfolge, beklagte, oder, falls ihr einmal ein hoher Trumpf gestochen wurde, in ihren Lieblingsseufzer ausbrach: So etwas kann nur mir passieren! — ließ Leichtmut sich zu anzüglichen Scherzen verleiten, es müsse mit ihrem Unglück in der Liebe doch nicht so schlimm stehen, da sie sonst mehr Glück im Spiel haben würde.

Zuweilen ereignete sich's auch, daß die vier Spieler mitten in einer Partie aufstanden, die Karten mehr oder weniger heftig hinwarfen und mit dem Schwur, nie wieder sich an diesen Tisch zu setzen, jeder zu einer andern Tür hinaus und zu Bette ging.

Am andern Morgen war jede Spur des abendlichen Ungewitters verweht. Nur daß die Schwester sich später als die andern zum Frühstück einfand, da sie erst noch ein Gedicht über das Spiel des Lebens, das sich in bitteren Ernst zu verwandeln pflege, in ihr schwarz eingebundenes Album schreiben mußte.

* * *

Mehr als einmal hatte der leichtsinnige Jüngste den Vorschlag gemacht, daß seine Brüder oder Schwesterchen Schwermut heiraten sollten. Er selbst fühle sich zu einem soliden Ehemann nicht geschaffen, da ihm jeden Tag eine andere am besten gefalle, er auch ein zu schlechter Wirtschafter sei, um eine Familie standesgemäß unterhalten zu können. Doch würde es ihrem Zusammenleben einen neuen Reiz und Halt geben, wenn ein oder ein paar fremde Gesichter sich dazufänden, vor denen man sich auch etwas mehr Zwang auferlegen müsse, als es unter Brüdern nötig scheine.

Diese Zumutung hatte der Älteste mit einer heftigen Gebärde weit von sich gewiesen. Er würde die Frau für die unglücklichste ihres Geschlechts halten, die sich mit ihm unter das Ehejoch spannen ließe, da er nicht dafür stehen könne, nicht

schon in den Flitterwochen ihr das Leben zur Hölle zu machen, wenn das hitzige Blut mit ihm durchginge. Bruder Gleichmut erklärte, seine Bequemlichkeit sei ihm lieber als die hundert Weiber des Großsultans, und die Schwester erwiderte gereizt, sie verbitte sich ein für allemal auch nur die entfernteste Äußerung, als ob sie ihren Grundsätzen den Männern gegenüber untreu werden könnte.

Nun, Kinder, sagte der Jüngste lachend, so bleibt wirklich nichts anderes übrig, als daß ich selbst in den sauern Apfel beiße. Nicht sowohl um das zweifelhafte Vergnügen zu genießen, mein Herz in Fesseln schlagen zu lassen, als weil ich ein Kindernarr bin und mir auch für euren unausstehlichen Humor eine glückliche Wandlung verspreche, wenn hier ein Häuflein ausgelassener kleiner Geschöpfe herumtollt. Mit deren Erziehung werdet ihr euch dann nach Feierabend befassen, da ich selbst ein schlechter Pädagoge bin, und das verwünschte Kartenspiel wird nicht mehr wie bisher der Anlaß sein, daß wir uns in die Haare geraten.

Die andern fanden seinen Entschluß sehr dankenswert, und jeder versprach, zum Unterhalt des jungen Hausstandes beizutragen, falls, wie bei seinem Unbedacht vorauszusehen sei, die Wahl des Bruders gerade auf das ärmste Mädchen im ganzen Lande fallen würde.

Sie sollten aber nicht dazukommen, dies großmütige Anerbieten auszuführen. Denn als Leichtmut, der am frühen Morgen auf die Brautschau ausgezogen war, schon am Abend desselben Tages zurückkehrte, brachte er einen zierlichen Korb mit nach Hause, keinen freilich, den eine spröde Schöne geflochten hatte, sondern einen ähnlichen, wie die Tochter Pharaos ihn am Ufer des Nil gefunden, worin in reinliche Windeln gebettet ein nacktes Knäblein lag, das durch seine rosige Hilflosigkeit sofort aller Herzen eroberte.

Diese liebliche Bescherung hatte Leichtmut am Saum eines Wäldchens neben der Landstraße vorgefunden, aus grünem Moose ihn anlachend. Schon manche Wanderer mochten achtlos daran vorübergegangen sein. Der wackere Brautwerber aber, da es ihm mehr um ein Kind, als um die Mutter zu

selbigem zu tun war, hatte den Fund frohlockend aufgehoben und erklärte nun den Geschwistern, der Zweck seines frühen Auszugs sei erreicht, er werde das Knäblein an Kindes Statt annehmen und ihm Vater und Mutter ersetzen.

Zum Vater möge er allenfalls das Zeug haben, sagte die Schwester, die sofort den Kleinen aus seinen Wickelbanden befreit und den munter Zappelnden an ihr Herz gedrückt hatte. Zur Mutter aber fühle s i e sich berufen, nicht nur als ein Weib, sondern weil dieser kleine Erdenbürger schon so früh an sich selbst das Weltelend erfahren habe und die Schwermut über seine Verstoßung durch herzlose Erzeuger ihm lebenslang nachgehen werde.

Du irrst, Schwester, murrte Jachmut, ihr den Knaben aus den Armen reißend. Sieh nur, wie er die kleinen rosigen Fäuste ballt, wie ein junger Herkules, der Lust hat, Schlangen zu erwürgen. Der wird sich einmal nicht mit nutzlosem Winseln und Wehklagen befassen, sondern gehörig dreinschlagen, und darum gehört er mir.

Er legte das Kind in den Korb zurück, wo es sich behaglich ausstreckte. Liegt er nicht wie ein kleiner Weiser, der vor allem seine Ruhe liebt? sagte Gleichmut und streichelte mit seinem dicken Finger die runden Wangen des Knäbleins. Was wetten wir, daß er mir nachschlachtet? Jedenfalls verlange ich, da wir in Gütergemeinschaft leben, meinen Pflichtteil an ihm, wie ich auch zu den Erziehungskosten das Meinige beitragen werde.

Seht nur, wie er lacht! rief Leichtmut und ließ vor den weitgeöffneten Augen des Kleinen die Daumen schnalzen. Wenn ich mir irgend einer ernstlicheren Liebschaft im letzten Jahre bewußt wäre, würde ich schwören, daß er mein richtiges Fleisch und Blut sei. Aber zanken wir uns nicht darum! Zunächst müssen wir beraten, wie wir ihn nennen wollen.

Hierüber machten nun die Geschwister die verschiedensten Vorschläge, jeder nach seiner Gemütsart, da sie meinten, der Name sollte zugleich den künftigen Charakter des Täuflings andeuten. Zuletzt einigten sie sich darüber, die Frage gleichsam offen zu lassen und den gemeinsamen Sohn einstweilen

Freimut zu nennen. Worauf die Schwester sich seiner bemächtigte, ihn zunächst zu baden, obwohl seine kleinen Gliedmaßen wie aus dem Ei geschält erschienen, und ihm dann ein Milchsüpplein zu bereiten, das der artige junge Herr, der die gute Stunde selber war, mit größtem Behagen sich einlöffeln ließ.

Von diesem Tage an ging es friedlicher und verträglicher im Hause der vier Geschwister zu. Es bewährte sich wieder einmal, daß kleine Menschen die besten Erzieher der großen sind. Selbst Jachmut mäßigte seine hitzige Natur, und wenn er im Unglück beim Kartenspiel Miene machte, mit der Faust den Tisch in Stücke zu schlagen, brauchte seine Schwester nur mit dem Finger nach der Kammertür zu deuten, hinter welcher der Findling in seiner Wiege schlief, um jeden lauten Zornesausbruch im Keim zu ersticken.

Als der Kleine dann die Kinderschuhe vertreten hatte, wurde seine Erziehung freilich wieder der Anlaß zu heftigen Zwisten, da jedes der Geschwister ihn am liebsten ganz nach seinem Sinne gemodelt hätte. Anfangs ließ es sich noch leidlicher an. Freimutchen zeigte früh eine besondere Lust am Soldatenspielen und fuchtelte mit dem kleinen Schwert, das Onkel Jachmut ihm geschenkt, tapfer herum, wenn er sich mit seinen Kameraden auf der Gasse tummelte. Zum Schreiben und Rechnen, worin ihn Gleichmut unterwies, hatte er nicht die gleiche Lust, machte aber trotzdem auch in diesen Künsten gute Fortschritte. Besonderes Talent zeigte er für die Musik, und Onkel Leichtmut, der ihm früh auf einer kleinen Geige Unterricht gab, erklärte, es würde ein leichtes sein, ein musikalisches Wunderkind aus ihm herauszudressieren, wenn es nicht schade wäre um seine frischen Backen. Auch seien bekanntlich solche frühreifen Genies nicht viel besser als Gänse, die man auf die Leber gemästet habe. Diese sei dann wunderbar entwickelt, gehöre aber einer kranken Gans.

Im übrigen war der Findelsohn seinen Pflegeeltern allen gleichmäßig in Liebe zugetan, konnte sich sogar zuweilen stundenlang in Tante Schwermuts florverhangenes jungfräuliches Zimmer zu ihr einsperren und geduldig ihren Jammer

über das Weltelend mitanhören. Als er etwas älter wurde, lernte er sogar selbst auf dieser verstimmten Leier klimpern und allerlei schluchzende Liedlein dichten, die er aber sofort vergaß, wenn er wieder an den hellen Tag hinauskam.

* * *

So war er denn zur Freude der Seinigen und aller guten Menschen herangeblüht bis zu der Zeit, wo es Ernst wurde mit der Frage, welchem Beruf er sich widmen solle.

Seine Erzieher, so weit sie sonst in ihren Wünschen und Meinungen auseinandergingen, waren doch in einem Punkte miteinander einverstanden, daß niemand wahrhaft glücklich werden könne, der nicht in die Lage komme, die Kräfte und Anlagen anzuwenden, mit denen ihn die Natur vorzüglich ausgestattet habe. Nun aber schien ihr Zögling die verschiedensten Begabungen seiner liebevollen Lehrmeister in sich zu vereinigen. Er schlug auf dem Fechtboden eine so glänzende Klinge, daß Onkel Jachmut selbst zuweilen den kürzeren gegen ihn zog. Was mit seßhafter Mühe zu erreichen war in den verschiedenen Wissenschaften, hatte er sich zu höchster Befriedigung Onkel Gleichmuts angeeignet, geigte und malte daneben weit über den Dilettanten hinaus und zeigte ein schönes Talent für pessimistische Philosophie und schwärmerische Lyrik. Seltsam war es nur, daß er diese verschiedenen Gemütsanlagen hervorkehrte, wo man das Entgegengesetzte hätte erwarten sollen, daß er traurig wurde, wo andere Grund zur Lustigkeit sahen, heftig, wo man den Grund dazu nicht einsah, und dann wieder höchst gleichgültig, wenn ein Mensch von Onkel Jachmuts Charakter aufgebraust hätte.

Dieser rätselhafte Widerspruch kam in besonderer Schärfe an dem Tage zum Vorschein, der seinem Eintritt in die Hochschule voranging, dem letzten also, an welchem noch eine Frist zur Entschließung über seine Berufswahl verstattet war.

Am Abend dieses Tages spazierte er mit Onkel Jachmut in den Anlagen um die Stadt und hörte schweigend zu, wie jener ihm die Vorzüge der kriegerischen Laufbahn vor allen

anderen pries, als er einem jungen Paar begegnete, dem er am liebsten ausgewichen wäre.

Es war das ein schönes junges Fräulein aus einem reichen Hause, das eine Zeitlang sich's hatte gefallen lassen, von dem hoffnungsvollen jungen Manne abwechselnd in übermütigen oder melancholischen Liedern gefeiert zu werden; dann aber hatte sie, da er ihr als Freier wegen seiner Jugend und dunklen Herkunft nicht ernstlich in Betracht kam, einem solideren Bewerber den Vorzug gegeben, der sie nun eben mit der ganzen Hoffart eines begünstigten Rivalen am Arme führte und auf den Abgewiesenen einen höhnischen Blick warf, von einem verächtlichen Lachen begleitet, das dem Jüngling das Blut ins Gesicht trieb.

Onkel Jachmut, der die unglückliche Liebesgeschichte kannte, blieb mit zornfunkelnden Augen stehen, maß den Beleidiger von oben bis unten und raunte seinem Zögling zu: Du wirst dem Wicht doch deine Handschrift ins Gesicht schreiben? — Statt dessen erwiderte Freimut das höhnische Grinsen seines Gegners nur mit Achselzucken und einem stillen, ernsten Blick und ließ das Paar vorübergehen, ohne mit einem Wort oder einer Gebärde den Schimpf zu ahnden.

Zum Teufel! knirschte sein väterlicher Freund, sind das die Manieren, die ich dir beigebracht habe? Statt den frechen Gecken mit der Faust zu zermalmen, gaffst du ihn an, als ob du noch eine besondere Hochachtung für ihn empfändest, da er dir das Mädel abspenstig gemacht hat? Oder hast du dich nur bezwungen, um vor den Leuten keinen Skandal zu machen, und wirst die Sache morgen früh zum Austrag bringen? Daß du auf mich als Kartellträger zählen darfst, brauche ich nicht zu versichern.

Nein, lieber Onkel, versetzte der Jüngling gelassen, ich danke dir für dein Anerbieten, gedenke es aber nicht anzunehmen. Daß er triumphiert, weil sie ihm vor mir den Vorzug gegeben, kann ich ihm nicht verdenken. Wenn er unedel genug ist, es mich empfinden zu lassen, kann ich ihn nur im stillen verachten und das Mädchen bedauern, das an keinen besseren Mann gekommen ist. Daran aber würde ein Kampf zwischen uns

nichts ändern, und wenn ich ihn besiegte, wäre mein Kummer um die verlorene Liebe um nichts geringer.

Der Alte sah ihn mit großen Augen an, als ob er eine fremde Sprache spräche. Eine dunkle Röte stieg ihm bis hoch in die Stirn hinauf, er suchte eine Weile nach Worten, dann stammelte er in heftigster Erregung: Ist das dein letztes Wort? Nun dann bedaure ich, daß ich so viel Zeit verschwendet habe, dich in den Grundsätzen der Ehre und Mannestugend zu unterweisen, da dir Milch statt des Bluts in den Adern fließt und du dich nicht schämst, für dein mattherziges Betragen elende Ausflüchte zu suchen. Ich ziehe meine Hand von dir ab und empfehle dich Bruder Gleichmut, der einen biedern Krämer oder Kanzleisekretär aus dir machen möge. Gott befohlen!

Damit zog er seinen Arm aus dem des bestürzten Jünglings und ging mit großen Schritten von ihm weg, mit seinem Stecken wütend durch die Luft fahrend, als ob er an einem unsichtbaren Gegner Quarten und Terzen probieren wollte.

* * *

Eine Weile später kam Leichtmut in diese Gegend der Anlagen, da er sich gern des Abends unter die auf und ab wandelnden Spaziergänger mischte, um trotz seiner nicht mehr jugendlichen Jahre allen Schönen unter den Hut zu sehen.

Er fand den Pflegesohn auf einer einsamen Bank sitzend, in tiefer Verdüsterung. Ja es schien, als ob seine Augen noch von verhaltenen Tränen feucht seien.

Auf die besorgte Frage, warum er sich einer so leidenschaftlichen Trauer überlasse, erzählte ihm der Jüngling, was sich soeben zwischen ihm und Onkel Jachmut zugetragen hatte. Narr! lachte der andere. Weißt du nicht, wie schnell das lodernde Feuer in meines Bruders tollem Hirnkasten verflackert, und wie er hernach der erste ist, sich anzuklagen, daß er trotz seines reifen Alters noch immer ein unverbesserlicher Hitzkopf und Feuerteufel ist? Du wirst sehen, daß er schon heute nacht sich seines rohen Betragens schämt und dir die besten Worte gibt.

Nein, Onkel Leichtmut, erwiderte der Jüngling seufzend, es wird etwas zwischen uns bleiben, das mich ewig schmerzen

muß. Wir denken und fühlen in einem wichtigen Punkt verschieden, und er wird mich des Undanks zeihen, da ich mich seiner Ansicht nicht unterordnen kann. Oder soll ich gar, um den Verdacht der Feigheit von mir abzuwälzen, ihn selbst vor die Klinge fordern? Ihm würde das nicht einmal ungehörig scheinen. Ich aber stieße mir lieber selbst das Schwert ins Herz, als es gegen meinen Wohltäter zu zücken.

Sie saßen eine Weile beisammen, aber die muntere Weltklugheit des Älteren vermochte den Trübsinn des Jungen nicht zu zerstreuen. Zuletzt, da sich das Gewühl um sie her verlaufen hatte, gingen sie nach Hause, Freimut in Sorgen, wie er dem erzürnten Onkel dort unter die Augen treten solle.

Sie fanden ihn aber noch nicht vor, nur die beiden anderen, auch den Tisch zum Nachtessen noch nicht gedeckt. Denn Tante Schwermut saß in einem fassungslosen Zustand halber Verzweiflung im dunkelsten Winkel und rief einmal über das andere: Das kann nur mir passieren! während Gleichmut auf einem Schemelchen neben ihr hockte und mit seiner langsamen Stimme sie zu beschwichtigen suchte.

Er berichtete dann den anderen, was der Ärmsten zugestoßen war. Sie hatte sich, wie sie es liebte, bei einbrechender Nacht in den Schloßpark begeben, um dort unter einer Trauerweide den Mond heranzuwarten, in schmerzlichen Gefühlen zu schwelgen und an einer Elegie zu feilen. Ein junger Mann war zu ihr getreten, hatte um die Erlaubnis gebeten, sich neben sie zu setzen, und ein Gespräch angeknüpft, zuerst ganz ruhig und anständig, bald aber in so zügellose Reden ausartend, daß sie entrüstet sich erhob, ihn zu verlassen. Da hatte er sie am Arm ergriffen, die Sträubende an sich gezogen und ihr einen Kuß auf die Wange gedrückt; dann erst habe sie sich losreißen und entfliehen können.

Es sei der Sohn des Ministers gewesen, der durch seinen sittenlosen Wandel berüchtigt und auch als Trinker und Spieler bekannt war.

Nun, versetzte Leichtmut, indem er ihre erhitzte Wange streichelte, hiervon würde ich nicht so viel Aufhebens machen, Schwesterchen. Das widerwärtige Abenteuer beweist nur, daß

du trotz deiner hier und da ins Graue spielenden Haare noch immer reizend genug bist, um Eroberungen zu machen.

Ich Unglückliche! rief die schwer Gekränkte. Ich sehe, daß ich sogar von meinen Nächsten nicht verstanden werde, und daß mir nichts übrig bleiben wird, als mich aus dem Jammertal dieser mit Wölfen und Affen bevölkerten Welt in ein Kloster zurückzuziehen.

Freimut hatte kein Wort gesagt. Sie achteten nicht darauf, daß er den Stock, den er trug, so heftig gegen den Boden stieß, daß er zersplitterte. Dann verließ er das Zimmer, in welchem die drei Geschwister sich in unendlichem Hin- und Herreden über den bösen Fall ergingen, ohne zu einer Verständigung zu gelangen.

Noch keine Stunde war vergangen, so öffnete sich wieder die Tür, und Freimut trat ein, einen bloßen Degen in der Faust, mit der anderen Hand einen jungen Menschen hereinführend, bei dessen Anblick das Fräulein einen leisen Schrei ausstieß und die Hände vors Gesicht drückte. Hier bringe ich dir, liebe Tante, den Beleidiger deiner Frauenehre, sagte der Jüngling mit fester Stimme. Der Herr wird dir feierlich auf den Knieen Abbitte leisten für die Unverschämtheit, mit der er dir zu begegnen gewagt hat.

Auf den Knieen? stammelte der arme Sünder, der sich vergebens aus dem eisernen Griff seines Führers loszuwinden suchte. Dazu hatte ich mich nicht verstanden.

So werdet Ihr Euch jetzt dazu verstehen, oder ich durchbohre Euch auf der Stelle mit dieser Klinge! — Er hob den Degen und blitzte den anderen mit so drohendem Blicke an, daß dieser zitternd ein Knie beugte, vor der gekränkten Unschuld die Bitte um Verzeihung stammelte und erst, als ein leises Nicken sie ihm gewährt hatte, sich wieder erhob. Mit Euch aber rechne ich morgen ab! knirschte er, zu Freimut gewandt, der sich stumm verneigte. Dann verließ der so tief Gedemütigte das Zimmer.

Freimut aber, alle überschwenglichen Dankesworte der guten Tante abschneidend, berichtete kurz, die Sache sei sehr einfach abgelaufen, er habe den zuchtlosen Gesellen, seinen

Rausch ausschlafend, auf einem Ruhebette gefunden und durch einen Krug Wasser, den er ihm über den Kopf geschüttet, zu einem halben Bewußtsein gebracht. Von seinem gebieterischen Wort und der blanken Klinge eingeschüchtert, vielleicht auch im Gefühl seines Unrechts habe er dann nach einigem Sträuben eingewilligt, mit ihm zu gehen. Was der Morgen bringen werde, erwarte er in großer Ruhe. Und da morgen auch die Entscheidung über seine Berufswahl getroffen werden solle, bitte er um die Erlaubnis, sich jetzt zurückziehen zu dürfen, zumal er Onkel Jachmut heute nicht mehr zu begegnen wünsche.

* * *

Nachdem er gegangen, blieben die Geschwister noch lange beisammen in ernsten Erwägungen, an denen auch der Älteste teilnahm, dessen Unmut gegen den aus der Art geschlagenen Zögling rasch verflog, als die anderen ihm seine ritterliche Tat berichteten. Gleichwohl schien er ihm zum kriegerischen Beruf jetzt nicht mehr geeignet, da er sich das Recht vorbehielt, immer selbst zu entscheiden, wann er vom Leder zu ziehen habe und wann nicht. Auch über einen anderen Lebensberuf konnten sie sich nicht einigen, und so beschlossen sie, am anderen Tage sich Rats zu erholen bei einem uralten weisen Manne, zu dem in ähnlichen zweifelhaften Fällen besorgte Eltern ihre Zuflucht nahmen. Derselbige hatte nicht eigentlich ein Amt, aber den Verstand, der vielen zu ähnlichen Pflichten Berufenen zu fehlen pflegt, und auch den Titel eines Geheimen Edukationsrats hatte ihm nur die dankbare Verehrung seiner Mitbürger beigelegt.

Als sich nun die vier Geschwister am anderen Tage bei diesem Orakelspender einfanden und ihm den Fall vortrugen, jeder nach seiner besonderen Ansicht, ließ er sie geduldig ausreden, wiegte dann das kahle Haupt und sagte: In meinem langen Leben ist mir schon oft ein junger Mensch begegnet, in dessen Natur die Elemente sich wunderlich mischen, so daß er selbst ratlos ist, welches die Oberhand behalten und sein Leben am besten regieren möchte. Nie aber fand ich die vier Grundmächte der sterblichen Seele so rein und erstaunlich

vereinigt, wie es nach eurer Schilderung bei eurem Zögling der Fall ist. Statt aber darob zu erschrecken und wegen der Zukunft dieses Jünglings in Sorgen zu sein, solltet ihr euch glücklich preisen, einen so herrlich begabten Sohn auferzogen zu haben. Denn wenn ihr selbst, meine lieben Herrschaften, mit eurer Erlaubnis sei es gesagt, nur einseitige und unvollkommene Menschen seid, so darf man ihn einen ganzen Menschen nennen, wenn auch der Name eines vollkommenen nur einmal einem unter der Sonne Wandelnden zukam, jenem hohen und ganz herrlichen Menschensohn, den wir als den Erlöser verehren. Auch in ihm waren die vier scheinbar feindlichen Elemente vereinigt, da er gleichmütig die härtesten Martern und Beschimpfungen ertrug, schwermütig wurde, sobald er die Bosheit der Welt und den Wankelmut selbst der eigenen Jünger betrachtete, und in hellem Zorn die Geißel schwang, die Wechsler und Krämer aus seines Vaters Hause hinauszujagen. Daneben lag ihm auch ein leichtmütiger Tropfen im Blut, da er das Himmelreich nah herbeigekommen wähnte, das doch noch bis auf den heutigen Tag nicht erscheinen will.

Nun, meine Lieben, das sei fern, euren Zögling jenem erhabenen Vorbilde aller Vollkommenheit gleichzustellen, denn er ist von einem Geschlecht, dem die Erbsünde anhaftet, und nichts Menschliches wird ihm fern sein. Darüber hinaus aber ist er von der Natur mit einem so lieblichen Einklang aller Kräfte ausgestattet, daß jeder es als ein Glück empfindet, ihm zu begegnen, auch wenn er nichts anderes von ihm empfängt als den Anblick eines harmonischen Gebildes. Ein solcher seltener Mensch braucht in keinerlei Beruf, keiner Kunst oder Wissenschaft seine Nebenmenschen zu überbieten, ja die großen Erfinder und schöpferischen Geister entbehren meist dieser gleichgewogenen Seelenfülle. Dennoch ist er ein Genie zu nennen, ein Genie der reinen Menschlichkeit, das auf dieser armen Erde eine Ahnung des Göttlichen erweckt wie eine ragende Palme, die mitten im Wüstenbrand ihren fruchtreichen Wipfel erhebt.

Und so möchte ich euch bitten, wegen der Zukunft eures

Zöglings außer Sorge zu sein, mir aber den Jüngling herzuschicken, um mich an seinem Anblick zu erquicken und, statt ihn zu segnen, mich von ihm segnen zu lassen.

* * *

Von dieser schönen, langen Rede hatten die Geschwister nicht alles verstanden, bis auf die Schwester, die sich, wie wir wissen, mit philosophischen Grübeleien vertraut gemacht hatte. Sie gingen aber gleichwohl sehr frohgestimmt von dem weisen Manne hinweg und waren desto bestürzter, als sie, zu Hause angelangt, die Kammer ihres Lieblings leer und statt seiner einen Brief von ihm auf seinem Tische fanden.

Der Brief lautete folgendermaßen:

„Meine teuren Pflegeeltern!

„Vergebt mir, wenn ich von Euch scheide, ohne Euch noch einmal mündlich auszusprechen, wie tief ich die große Liebe und Treue, die Ihr dem armen Findling bewiesen, in meinem Herzen empfinde und Euch ewig danken werde. Ich erkenne aber, daß ich durch mein Bleiben Anlaß zu vielem Zwist unter Euch geben würde, zumal ich entschlossen bin, fürs erste mich überhaupt für keinen einzelnen Beruf zu entscheiden, sondern das Leben noch eine Weile kennen zu lernen und mich zu prüfen, wo ich am wirksamsten unter der regen Menschenwelt ihr zu ihrem Glücke mithelfen könnte. Um mein äußeres Fortkommen ist mir nicht bange. Ihr habt mich so vielerlei lernen lassen, daß ich überall Arbeit und Brot finden werde.

„Das einzige, was mich hätte zurückhalten können, wäre gewesen, wenn ich hätte abwarten müssen, wie der Handel mit dem Ministerssohn noch ausgehen möchte. Auch dieser Ungewißheit bin ich überhoben durch einen artigen Brief des jungen Herrn, in welchem er mir dankt, daß ich ihm dazu verholfen, ein Unrecht gegen eine edle Dame zu sühnen. Statt mir mit der Waffe in der Hand zu begegnen, bitte er um meine Freundschaft.

„Dieses gute Wort sei das letzte auch in meinem Abschieds-

brief an Euch. Lebt wohl, Ihr Lieben, und denkt freundlich wie bisher Eures Euch ewig liebenden Pflegesohnes

Freimut."

Über diesen Abschiedsbrief äußerte sich jedes der vier Geschwister je nach seiner Gemütsart, am tröstlichsten Leichtmut, der überzeugt war, der verlorene Sohn werde eines schönen Tages als etwas Großes und Besonderes zu ihnen zurückkehren. Fräulein Schwermut aber brach in Tränen aus und rief: Daß ich auf meine alten Tage wieder kinderlos sein soll, nachdem ich meinen Herzenssohn mit so großer Liebe auferzogen habe, das ist wieder eine von den Schicksalstücken, wie sie nur mir begegnen können!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Jungbrunnen

(1898)

Es waren einmal zwei alte Eheleute, Jörgel und Hanne, die hatten vierzig Jahre in Liebe und Treue miteinander gelebt und, soweit die Unvollkommenheit alles Irdischen es zuließ, vollauf Grund gehabt, mit ihrem Lose zufrieden zu sein.

Erst als sich die Plagen und Nöte des hohen Alters auch bei ihnen einstellten, wurde, zumal bei dem Manne, die gute Laune getrübt, gleichwie mit der Zeit sein leibliches Augenlicht sich zu verdunkeln begann. Dies war auch die Ursache gewesen, weshalb er seine Försterstelle nicht länger versehen konnte, da er nicht mehr wie sonst auf hundert Schritt einen Rehbock von einer Geiß zu unterscheiden vermochte. Der Fürst, in dessen Diensten er stand, hatte ihm freilich bei seiner Pensionierung die silberne Denkmünze verliehen und ihm zur Wohnung mit seiner alten Frau ein hübsches Häuschen am Waldrande angewiesen, da im Forsthause nunmehr sein Nachfolger wohnen mußte; doch da dieser zugleich der Mann seiner einzigen Tochter war, durfte der in Ruhestand versetzte Vater sich nicht über die Härte seines Schicksals beklagen. Er war aber trotz seiner fünfundsechzig Jahre noch immer von so rastloser Gemütsart, daß er die notgedrungene Untätigkeit als eine unbillige Kränkung ertrug und sich seiner guten, geduldigen Frau gegenüber oft in bitteren Klagen erging. Wenn er des Abends auf der Bank vor seinem Hause saß und das Wild aus dem Eichendunkel auf die mondhelle Wiese herauskommen sah, glaubte er nicht anders, als daß die schönen, arglosen Tiere, die so ruhig nahe bei ihm ästen, ihm zum Hohn sich so dicht heranwagten, da sie

wußten, daß sie jetzt vor seiner Kugel sicher seien. In der Brunstzeit vollends, wenn Nachts der wilde Ruf der kämpfenden Hirsche aus der Tiefe des Forstes zu ihm herüberschallte, konnte er bis an den frühen Morgen keinen Schlaf finden. Er gestand niemand den wahren Grund seines Unmuts ein, sondern beklagte sich nur über die gichtischen Schmerzen, die seinen wetterharten Körper befallen hatten, seit er einmal eine eisige Sturmnacht im Freien zugebracht hatte, einem Wilddiebe aufzulauern. Auch machte ihm sein Magen zu schaffen, der vorzeiten Kieselsteine hätte verdauen können, jetzt aber so empfindsam geworden war, daß keine Mahlzeit verging, bei der der Alte nicht seinem treuen Weibe über irgend ein Versehen ihrer Kochkunst Vorwürfe gemacht hätte.

Die gute Frau hätte wohl auch mancherlei zu klagen gehabt, da auch sie die Last der Jahre empfand. Sie dachte aber, es sei schon genug, wenn in einer alten Ehe der eine Teil beständig seinem Mißmut Luft mache, und suchte ihrerseits die mancherlei kleinen und großen Beschwerden, unter denen sie litt, durch erprobte Hausmittel insoweit zu lindern, daß sie zu jeder Zeit bereit sein konnte, ihrem stöhnenden oder fluchenden Eheherrn die nötige Pflege zu leisten.

* * *

So saßen die beiden alten Leutchen wieder einmal eines schönen Herbstabends vor der Tür; die Schüssel, aus der sie ihr Nachtessen eingenommen hatten, stand noch auf dem Tisch, Hanne hatte ihr Strickzeug in den Händen, da sie ihrem Manne für seine gichtgeschwollenen Füße nie genug weite und warme Strümpfe stricken konnte, Jörgel saß gegen die Wand des Hauses gelehnt, die Beine mit einer Pferdedecke umwickelt, aus einem Maserkopf rauchend ihr gegenüber, und da gerade seine Schmerzen ein wenig nachgelassen, hätte er sich wohl in der reinen Abendluft seines alten Lebens freuen können, wenn er sich nicht in der Gewohnheit, sich unzufrieden zu fühlen, allzusehr verhärtet hätte.

Da sahen sie auf der Straße am Waldsaum eine Reiterin heransprengen, eine schlanke Dame in einem silberglänzenden

Kleide, ein Hütchen mit hohen weißen Federn auf den blonden Locken, hinter ihrem braunen Zelter ein Knäbchen in der Tracht eines Stallknechts auf einem milchweißen Maultier. Die schöne Frau hielt vor dem Hause der beiden Alten, schwang sich von ihrem Pferde herab und trat mit freundlichem Nicken auf das alte Ehepaar zu.

Guten Abend! sagte sie. Ich bin die Fee Floribunde und komme, einmal nachzusehen, wie es euch ergeht. Vor langen Jahren, als der jetzige Herr Jörgel ein neugeborenes Kindlein war, bin ich an seiner Wiege gestanden, da mich seine gute Mutter, mit der ich befreundet war, gebeten hatte, Patenstelle bei ihrem einzigen Sohn zu vertreten. Als Patengeschenk habe ich ihm ein Glückslos eingebunden und möchte nun am Abend seines Lebens sehen, wie mein guter Wille sich an ihm bewährt hat.

Der Alte hatte das Käppchen gelüftet, mit seinem gichtischen Bein aber sich nicht zu erheben vermocht, während seine Frau in eilfertiger Bestürzung ins Haus lief, ihren besten Stuhl heraustrug und mit der Schürze ihn abwischte, zum Sitz für ihren vornehmen Besuch.

Ihr seht selbst, Frau Pate, sagte der Alte, wie es um mich steht. Ich bin ein hilfloser alter Krüppel, von Kopf bis Fuß mit Gebresten behaftet und ganz wie ein Wiegenkind wieder zu einem Milchsüpplein verurteilt. Das Leben, das Ihr mir glücklich machen wolltet, verwünsch' ich jeden Tag hundertmal und würde die elenden Jahre, die mir noch beschieden sein mögen, gern hingeben, wenn ich damit nur wieder ein einziges Jahr meiner frischen Jugend eintauschen könnte.

Ei, Jörgel, sagte die Fee, indem sie den Löffel in die Schüssel tauchte und einen Brocken herausfischte, der in der fetten Milch schwamm, ein solches Süpplein ist nicht zu verachten, wenn man es in Ruhe und Frieden am stillen Abend mit seinem lieben Weibe verzehrt. Alle guten Dinge nehmen einmal ein Ende, und der hat Ursach, sein Glück zu preisen, der auf ein langes Leben voll rechtschaffener Arbeit und schuldloser Freude zurückblicken kann. Soviel ich weiß, sind dir sowohl schwere Schicksalsschläge als auch sündhafte Verirrungen erspart ge-

blieben, wenn du auch, wie alle sterblichen Menschen, den Wechsel von hellen und trüben Tagen an dir erfahren hast. Es sollte dir also, wenn jetzt deine Altersgebrechen dich seßhaft machen, eine heitere Unterhaltung sein, den Erinnerungen an die früheren Zeiten nachzuhängen, in denen du als eine Art König über das Wild in deinem Walde geherrscht hast, wenn du auch jetzt vom Thron hast steigen müssen.

Eine schöne Herrschaft über das zahme Getier! murrte der Alte. Aus der Haut könnt' ich fahren vor Ingrimm, wenn ich denke, wie einförmig mein Leben verflossen ist, wie ich in dieser Abgeschiedenheit meine jungen Kräfte vergeudet habe an alltägliche Geschäfte, während andere durch die Welt streiften, Gefahren bestanden und herrliche Siege davontrugen. Die mögen, wenn sie alt und grau geworden sind, sich gern an ihre Abenteuer erinnern, an die fremden Länder, durch die sie gereist, die Meere, die sie durchschifft, die schönen Frauen, deren Gunst sie genossen haben. Ich dagegen — nun ja, mein Weib hat treu bei mir ausgehalten, und es ist richtig, daß ich sie aus Liebe geheiratet habe. Aber das war auch keine Kunst, da wir außer uns beiden kaum noch einen jungen Mann oder ein hübsches Jüngferchen gekannt haben, und so werden wir in die Grube fahren, ohne recht zu wissen, was es mit dem Erdenleben eigentlich auf sich habe, und nur froh sein, endlich von unserer Gicht und Magenschwäche erlöst zu werden.

Die Fee hatte ihm mit einem stillen Lächeln zugehört und sagte endlich: Also meinst du, du habest dein wahres Glück verfehlt und würdest es weit klüger einrichten, wenn du noch einmal jung sein könntest und nicht unter den Wipfeln dieses Waldes dein letztes bißchen Leben hinzubringen brauchtest? Nun, dazu kann ich dir ja wohl verhelfen. Ich möchte nur erst wissen, ob deine Hanne gleich dir gesinnt ist und froh wäre, wieder siebzehn Jahre alt zu sein, so hübsch wie damals, als du sie kennen lerntest.

O gnädige Fee, rief die Alte, tut mir nur das nicht an! Ich habe gerade genug an dem einen Leben, das, wie Ihr sagtet, voll Müh' und Arbeit und allerlei Schmerzen und Herzensfreuden war. Drei Kinder habe ich geboren, der

Älteste hat nicht gutgetan und ist in die Welt gegangen und gestorben und verdorben, ich weiß nicht einmal, wo er begraben liegt. Die Tränen, die er mich gekostet hat, möcht' ich nicht noch einmal weinen. Seinen Bruder dann, der ein herrlicher Junge war und unser ganzer Stolz, den haben wir früh begraben müssen, da er ein zartes Pflänzchen war und die rauhen Winterstürme im Walde nicht ertrug. Ich dachte, den Kummer um ihn würd' ich nicht verwinden können, bis ich dann noch spät unser kleines Mädchen zur Welt brachte, an der mich Gott so viel Freude erleben ließ. So hab' ich nach seinem Willen Liebes und Leides reichlich erlebt und wünsche mir nur noch so viel Kraft zu beidem, daß ich meinem Jörgel einmal die Augen zudrücken kann. Denn wenn ich früher abgerufen würde, wär's allzu hart für ihn, der sich nicht allein zu helfen weiß. Noch einmal jung zu werden aber trage ich nimmer Verlangen. Noch einmal so herzbrechende Stunden, wie damals am Sterbebette unseres Knaben, möchte ich nicht erleben, und alle Freuden und Seligkeiten einer zweiten Jugend würden mich nicht darüber trösten können.

Nun wohl, sagte die Fee und stand auf, jedem geschehe nach seinen Wünschen. Hier in diesem Fläschchen — und sie zog eine schmale silberne Phiole aus ihrem Busen — ist ein Zaubersaft aufbewahrt, von dem du, alter Freund, kurz vorm Schlafengehen drei Tropfen in einem Glase Wasser trinken sollst. Alsdann wirst du um Mitternacht das weitere erfahren und nach dem Jungbrunnen gelangen, aus dem du als ein neuer, junger Mensch, nur mit der Erinnerung an dein erstes Leben, heraussteigen sollst. Um deine alte Lebensgefährtin brauchst du nicht in Sorgen zu sein; derer werde ich mich annehmen. Und nun gehab dich wohl und viel Glück auf den Weg!

Damit grüßte sie, immer mit ihrem klugen, freundlichen Lächeln, die beiden alten Leute und schwang sich wieder aufs Pferd. Im nächsten Augenblick war sie mit ihrem kleinen Begleiter davongesaust, von einem Schwarm bunter Waldtauben begleitet, die ihre silberne Stimme, während sie mit den Alten sprach, aus allen Zweigen herangelockt hatte.

* * *

Um Mitternacht erwachte Jörgel aus einem leichten Schlaf, in den ihn die drei Tropfen aus dem Fläschchen der Fee versenkt hatten. Er hörte ein leises Schellengeklingel und Hufgetrappel in der Ferne, das sich rasch näherte und vor seinem Hause anhielt. Sofort fiel ihm wieder ein, daß seine Patin versprochen hatte, ihn abholen und nach dem Jungbrunnen fahren zu lassen, und lieber wäre er nun im warmen Bette liegen geblieben, statt sich in die rauhe Herbstnacht hinauszubegeben mit seinen schmerzhaften Beinen und ohne das Geleit seiner treuen Pflegerin. Er sah das feine alte Gesicht neben sich, das so friedlich schlummerte, und überlegte, ob er die Gute nicht wecken und doch noch versuchen sollte, sie zu dem vergnüglichen Abenteuer zu bereden. Da pochte es sacht an die Tür, und er rappelte sich mühsam auf, zog seine Kleider an und hinkte hinaus. Draußen fand er den kleinen Stallmeister der Fee neben einem leichten Wägelchen, vor welches das weiße Maultier gespannt war, das ungeduldig den Boden scharrte und mit seinen Schellen klingelte. Ohne ein Wort zu sprechen, half ihm das Bürschchen auf den Sitz hinauf, schwang sich neben ihn, und fort ging's in die dämmernde Nacht, an dem äsenden Wild vorbei, das verwundert die Köpfe hob und dem vorbeirollenden Wagen nachblickte.

Dem Alten schwebten allerlei Fragen auf der Zunge, ob es noch weit sei, das Bad sehr kalt, die Wunderkur keine Schmerzen mache. Aber das Wiegen und Schweben des Gefährts und das Herumstarren in die fremden Gegenden, durch die sie fuhren, umnebelte ihm die Gedanken, so daß er bald wieder in Schlaf gelullt wurde und immer nur im Traum das Klingeln der Schellen und das leise Sausen der geschwungenen Peitsche hörte.

Er wachte erst auf, als der Wagen hielt, rieb sich die Augen und sah verwundert um sich. Die Morgensonne stand über einem weiten, lachenden Tal, auf dessen Grunde zwei große Weiher ihre rötlichen Strahlen widerspiegelten. Über ihren Ufern stieg eine dunkle Felswand empor, mit immergrünem Gebüsch, Myrten und Oleandersträuchern bewachsen, zwischen denen, obwohl es spät im Jahre war, die schönsten Rosen von allen

Farben blühten. Inmitten derselben ragte ein riesiges steinernes Löwenhaupt hervor, das in mächtigem Schwall ein silberhelles Wasser ausströmte, von dem beide Weiher gespeist wurden. Das klang wie eine wundervolle Musik, und die Vögel in dem dichten Laube zwitscherten und flöteten mit hinein. Vor jedem Weiher war eine offene Halle errichtet, in der es trotz der frühen Stunde von alten Männern und Frauen wimmelte, die kümmerlich sich durcheinander bewegten, einige auf Krücken, andere in Rollstühlen, ächzend und hüstelnd und ihre brestlhaften Glieder reibend, in den mannigfachsten Trachten, da aus aller Herren Ländern zitternde Urgreischen hierher gewallfahrtet waren, die Last ihrer hohen Jahre abzuschütteln.

Sofort kam ein Badewärter gelaufen, Jörgel vom Wagen herabzuhelfen, wobei dieser nicht wenig stöhnte und wehklagte; denn es war ihm unheimlich, in diese fremde Gesellschaft sich mischen zu sollen. Er griff in seine Tasche, dem kleinen Kutscher ein Trinkgeld zu geben, da war der schon samt Wagen und Maultier verschwunden. Auf den Arm des Dieners gestützt, wankte der Alte dann nach der Halle und sorgte sich heimlich, ob er auch Geld genug haben würde, die Kosten des Bades zu bestreiten. Davon war aber überhaupt nicht die Rede. Man führte ihn in eine Zelle, wo er eingeladen wurde, sich zu entkleiden, alles mit stummen Gebärden, doch überaus freundlich, also daß ihm die Sache mehr und mehr behaglich erschien und er nur bedauerte, seine Hanne nicht dennoch mitgenommen zu haben.

Aus der Zelle führte ein Treppchen ins Freie des großen Bassins, in welchem schon viele, die vor ihm gekommen waren, herumplätscherten, mit dem halben Leibe herausragend, so daß es ein lächerlicher Anblick war, so viele teils zaundürre, eingeschrumpfte Männlein, teils unförmlich aufgeschwemmte Dickbäuche beieinander zu sehen, die alle ächzten, prusteten und sich mit zitternden Händen die welken Gliedmaßen wuschen. Ein mannshoher Zaun trennte das Männerbad von dem der Frauen. Doch fühlte Jörgel auch nicht die geringste Neugier, wie es da drüben aussehen möchte, stieg vielmehr zaghaft in die kristallklare Flut hinab, die mit weicher Wärme seine

gichtischen Schenkel umspielte, und empfand schon nach kurzer Zeit die Wohltat des erquickenden Bades.

Man hatte ihm eingeschärft, langsam das weite Wasserbecken zu durchschreiten und fleißig unterzutauchen. Das befolgte er so gehorsam, daß er weder rechts noch links blickte, bis er in die Mitte des Weihers gelangt war, wo die Flut ihm bis an den Hals ging. Da sah er umher und erstaunte, über dem Wasserspiegel keine Glatzen und Grauköpfe mehr auftauchen zu sehen, sondern blonde, braune und schwarzgelockte Häupter rüstiger Männer; griff dann an seinen eigenen Kopf und faßte zu seiner Freude einen dichten Schopf triefender Haare, wie er ihn in seiner frischen Manneskraft besessen hatte. Zugleich fühlte er seinen Leib von einem regen, warmen Blut durchströmt und jede Spur seiner Schmerzen verschwunden. Am liebsten wäre er nun sogleich aus dem Bade herausgestiegen und hätte es mit diesem Gewinn an neuer Lebenskraft bewenden lassen. Aber eine leise und doch mächtige Strömung der Flut trieb ihn vorwärts mit allen andern, bis er endlich das jenseitige Ufer erreichte. Da aber traute er seinen Augen kaum, als wieder ein Badewärter ihn in Empfang nahm und in eine Zelle führte, wo er in einem großen Spiegel seine verwandelte Gestalt betrachten konnte. Glich er doch aufs Haar dem Bildchen, das in seiner Bräutigamszeit ein herumziehender Maler von ihm gemacht, der an dem schmucken Forstgehilfen Gefallen gefunden hatte. Er konnte nicht genug sich von oben bis unten betrachten, seine kräftigen, schlanken Arme recken, mit der Hand durch das krause Haar fahren und sich mit offenem Munde anlachen, um sich seiner festen, blanken Zähne zu erfreuen. Auch als er dann das kleidsame neue Gewand angelegt hatte, das für ihn bereit lag, gefiel er sich ausnehmend. Es glich ein wenig seinem eigenen Jägeranzug, wie er ihn mit vierundzwanzig Jahren getragen hatte; auch darin, daß sich in allen Taschen kein roter Heller fand. Als er aber dem Diener verlegen seine Armut gestand, schüttelte dieser den Kopf, es sei schon alles berichtigt, und er habe sich weiter keine Sorgen zu machen.

* * *

So trat er fröhlich wie ein junger Hirsch aus seiner Zelle heraus und fand es nun ganz in der Ordnung, daß auch aus den anderen Zellen junge Leute zum Vorschein kamen, die jeder nach seiner Art ihrer neuerworbenen Lebenslust Luft machten. Doch fühlte er kein Verlangen, sich irgend einem von ihnen anzuschließen, nur eine leider hoffnungslose Sehnsucht, jetzt seinem Hänschen — wie er die Hanne vorzeiten genannt hatte — wieder zu begegnen. Denn es schmerzte ihn sehr, denken zu müssen, daß sie jetzt als ein runzliges, welkes Mütterchen in dem einsamen Hause herumirren werde, während er so rank und schlank mit rüstigen Gliedern in die Welt hineinwanderte. Er blickte wie suchend nach dem Frauenbade hinüber, aus welchem zu gleicher Zeit eine bunte Schar frischverjüngter Weibchen und Jüngferchen herauskam, mit munteren Augen nach den Jünglingen spähend und untereinander lachend und kichernd. Aber so hübsch sie alle waren und so lustig ihre goldenen oder dunklen Haare, die sie zum Trocknen aufgelöst hatten, im Morgenwinde wehten, keine reichte ihm an das stille, züchtige Bauernkind heran, dem seine erste und einzige Liebe gehört hatte.

Doch schlug er sich mit dem Leichtsinn seiner neuen Jugend diese Erinnerung bald aus dem Sinn und wanderte wohlgemut auf der breiten Straße vorwärts, die vom Jungbrunnen aus nach einer großen Stadt führte. Was er zunächst beginnen sollte, um sich rechtschaffen durch die ihm unbekannte Welt zu schlagen, bekümmerte ihn nicht sonderlich. Er vertraute auf sein Glück und seine rüstige Kraft, pfiff sich ein Liedchen und dachte, irgend etwas würde sich schon finden, was für ihn passend wäre. Zunächst fand sich freilich nichts anderes als eine von den eben Verjüngten, der er in die Augen stach, da sie sich einmal nach ihm umsah, und die nun langsamer ging und, da er sie erreicht hatte, ihm lustig zunickte und fragte, ob er nichts dagegen hätte, wenn sie sich in seinen Schutz begäbe, da sie so mutterseelenallein unter der Menge sich verloren und verlassen fühlte. Sie lachte ihn dabei so spitzbübisch-verlockend an und war eine so anmutige kleine Person, daß er ihr nicht widerstehen konnte. Also hing sie sich an seinen Arm, und

während sie weitergingen, erzählte sie ihm, wie sie gestern noch eine alte verhutzelte Greisin gewesen sei, in ihrem Dorf als Hexe verschrieen, obwohl sie nie mit dem Teufel im Bunde gestanden habe. Man habe sie denn auch verbrennen wollen, und mit genauer Not sei sie entwischt und die ganze Nacht durch gelaufen, bis sie zu ihrem Glück den Jungbrunnen erreicht habe. Und jetzt wolle sie es klüger anfangen, nicht mehr so rechtschaffen ihr Leben lang arbeiten und sich plagen, um doch zuletzt den bösen Mäulern zu verfallen, bloß weil sie nur einen Zahn im Munde und eine spitze Nase gehabt habe. Sie wolle sich lauter gute Tage machen und hübsche Männer behexen, wie er einer sei, wozu man keine anderen Teufelskünste brauche, als ein Paar roter Wangen und blanker junger Augen.

Dies brachte sie so zierlich-übermütig vor, daß man ihr im Grunde nicht gram sein konnte; auch daß sie sich dabei immer fester an ihren Begleiter schmiegte, mußte man ihrer Hilfsbedürftigkeit in der fremden Welt zugute halten. Gleichwohl wurde dabei dem Jörgel schwül unterm Hut, und er hätte das üppige Geschöpf am liebsten wieder abgeschüttelt, um das ihn mancher, der ihnen begegnete, beneiden mochte. Zum Teil war ihm darum nicht ganz geheuer bei der neuen Freundschaft, weil ihm heimlich unter der rosigen Larve des jungen Hexchens die scharfen, spitzen Züge der Alten vorschimmerten, die mit genauer Not dem Holzstoß entlaufen war. Doch mochte er auch nicht mit rauher Hast eine Vertraulichkeit zurückstoßen, die sich ihm so unbefangen aufgedrängt hatte. Und so setzten die beiden unter dem Schwarm der anderen, die ebenfalls sich fast alle gepaart hatten, die Wanderung auf der Landstraße fort.

* * *

Als sie sich endlich der Stadt näherten, hörten sie schon von weitem ein Summen und Brausen wie von einer großen Volksmenge, dazwischen das Knallen von Büchsenschüssen, und erfuhren von Vorübergehenden, daß dort vor dem Tore ein Fest gefeiert werde zu Ehren der Soldtruppen, die morgen in den Krieg ziehen sollten.

Sie fanden denn auch bald die Zelte und Buden, die von einer bunt durcheinanderwimmelnden Menge geputzter Bürger mit ihren Frauen und Kindern umschwärmt wurden. Viele hatten sich schon auf den Bänken vor den Marketenderzelten niedergelassen, trinkend und schmausend, andere umdrängten den Schießplatz, auf dem zum unblutigen Zeitvertreib die Waffen um den Preis kämpften, die bald gegen den Feind gerichtet werden sollten.

Jörgel hatte sich von seiner klettenhaft an ihm hängenden Gesellin zu einem der Schenktische führen lassen und halb widerwillig neben ihr Platz genommen. Er habe kein Geld, sie zu traktieren, erklärte er. Sie lachte, indem sie ihn in den Arm kniff, und flüsterte: Du lieber, dummer Mensch, ich habe genug für zwei und werde dich freihalten. Doch konnte er sich nicht überwinden, von dem Wein zu trinken, den sie bestellte, und da sie selbst ein großes Glas auf einen Zug leerte und, indem sie den Arm um ihn schlang, Miene machte, ihn vor allen Leuten zu küssen, schob er sie ein wenig unsanft weg, stand auf und sagte, er wolle erst einmal nach der Schützenhalle gehen und sehn, ob er etwa einen Becher herausschießen könne, damit er sich nicht ganz als einen Bettler und Abgebrannten fühlen müsse.

Sie nahm das mit einem schmollenden Rümpfen ihrer roten Lippen hin, die sich aber gleich wieder zu einem leichtfertigen Lächeln verzogen, als ein schmucker Bürgerssohn sich ihr näherte und fragte, ob noch Platz an ihrem Tische sei.

Jörgel atmete auf, als er sie nach ihren Wünschen versorgt sah, und schlenderte durch das Gewühl nach der Stätte, von der her die lustigen Schüsse knatterten. Auf seine bescheidene Bitte wurde ihm eine Büchse geliehen, die er mit leuchtenden Augen, wie man einen verloren geglaubten Freund begrüßt, an die Wange drückte, um sogleich mit ihr einen Kernschuß zu tun. Nach langer Zeit erfreute er sich zum erstenmal wieder seines falkenhellen Augenlichts und vergaß darüber alles andere, was um ihn her vorging, dergestalt, daß er, immer schießend und wieder ladend, den ganzen Tag eifrig bei diesem einen Geschäft verblieb und sich kaum so viel Muße dazwischen gönnte,

einen Bissen Brot und einen Trunk Wein zu sich zu nehmen. Als am späten Nachmittag die Sonne sich neigte, stellte sich's heraus, daß er von allen Mitbewerbern um den Preis das Beste getan hatte, so daß man nicht umhin konnte, so gern der Neid der Einheimischen und der Soldateska es ihm vorenthalten hätte, den hergelaufenen Unbekannten zum Schützenkönig auszurufen.

Als solcher wurde er vor das mit wehenden Wimpeln und vielen Kränzen geschmückte Zelt geführt, in welchem das schönste Mädchen der Stadt, die Tochter des Bürgermeisters, mit den Ehrenjungfrauen saß. Dem glücklichen Sieger flimmerte es vor den Augen, und seine festen Kniee wankten ein wenig, als die schöne Jungfrau sich lächelnd und errötend erhob, ihm die Preise zu überreichen: einen silbernen Becher, bis zum Rand mit blanken Goldgulden gefüllt, und eine neue Doppelbüchse, deren Schaft zierlich mit Elfenbein und Perlmutter ausgelegt war. Sie hatte eine kleine Rede einstudiert, ihn als König zu begrüßen und sich ihm als seine Königin vorzustellen. Als sie aber seine treuherzig feurigen Augen so hingerissen auf ihr junges Gesicht gerichtet sah, verwirrte sie sich und vergaß plötzlich das Beste von ihrem Spruch, so daß ihr Vater ihr zu Hilfe kommen und das Hoch auf den Schützenkönig ausbringen mußte, der seine Krone keiner hohen Geburt, sondern dem eigenen Verdienst zu verdanken habe.

In dem Tusch, den die Hörner bliesen, und dem Lärm der tausendstimmigen Jubelrufe wurde der schlichte Dank überhört, den der Gekrönte hervorstammelte. Er beugte sich dann auf die weiße Hand hinab, die ihm die köstlichen Gaben gereicht hatte, und drückte einen bescheidenen Kuß darauf, der ihm doch mehr ins Blut ging, als der Festwein, den man ihm von allen Seiten zutrank. Dann führte er seine Königin mit freiem Anstande durch sein getreues Volk, das ihm ehrerbietig huldigte, und wurde nach und nach seiner Befangenheit so weit Meister, daß er mit der reizenden jungen Person an seiner Seite ein Gespräch anknüpfen konnte, bald so vertraulich, als schritten sie beide einsam durch einen dunklen Wald, wo kein Lauscher in der Nähe wäre.

Zuvörderst fragte er nach ihrem Namen. Sibylla Feingold heiße sie, war die Antwort. Dann nach ihrer Familie. Sie sei ihrer Eltern einziges Kind, die Mutter schon seit einigen Jahren verstorben. Als dann sie zu wissen verlangte, wer er sei und woher er gekommen, gab er ausweichende Antworten, und da sie fragte, ob er in der Stadt zu bleiben gedenke, hatte ihm der Rausch des Sieges und der reichlich genossene Wein so viel Mut gemacht, daß er erwidern konnte: er werde nur wieder von dannen ziehen, wenn sie ihm jede Hoffnung raube, jemals ihr Herz und ihre Hand zu gewinnen.

Das schöne, stolze Fräulein zeigte sich über diese dreiste Rede nicht im mindesten erstaunt oder erzürnt, schien vielmehr auf eine so vom Zaun gebrochene Erklärung als auf etwas Selbstverständliches gefaßt zu sein und erwiderte, indem sie in gespielter Verschämtheit die Augen niederschlug, sie fühle sich durch diesen Antrag des Herrn Königs sehr geehrt, zumal sie auch ihm wohlgeneigt sei, doch habe sie ein Gelübde getan, nur mit einem Manne vor den Altar zu treten, der in dem bevorstehenden Kriege Ruhm erworben und sich um das Vaterland verdient gemacht habe.

Jörgel, der nicht ahnte, daß dies nur eine listige Ausflucht war, da das verwöhnte Prinzeßchen einen namenlosen Fremdling tief unter sich sah, so wenig sie gegen seine Person einzuwenden hatte, nahm diesen kühlen Bescheid wie eine feste Versicherung künftigen Glückes hin. Er verlange sich nichts Besseres, als morgen mit zu Felde zu ziehen, und die Lorbeeren sollten ihm nicht zu hoch hängen, um mit seiner Preisbüchse danach zu zielen. Nur bitte er inständig, ihm eine Bürgschaft mit in den Krieg zu geben, daß sie es ernst mit ihrer Aussage gemeint. Und da er immer inständiger sie umschmeichelte und sein Jugendfeuer auch ihr kühles Blut schließlich zu erwärmen begann, ließ sie sich endlich dazu bewegen, ihm bei ihrer Seelen Seligkeit zu schwören, daß sie auf seine Rückkehr warten und die Seine werden wolle, wenn er im Felde sich Ehre gemacht und einen höheren Rang erworben habe.

Hiermit war vorläufig der kühnste Wunsch des verliebten jungen Königs erfüllt, und er bezeigte sich in seinem Glück so

heiter und liebenswürdig, daß er alle seine Untertanen, so viele sich ihm näherten, bezauberte, auch seine heimliche Halbverlobte, da er sie unter dem Sternenhimmel durch die dunklen Gassen nach ihres Vaters Hause geleitete, zum Abschied unter der Haustür ihm einen herzlichen Kuß auf ihren zarten Mund nicht versagen konnte.

* * *

Seine Hoffnung aber, am anderen Morgen, ehe er als frisch angeworbener Landsknecht mit der gesamten Heeresmacht ausmarschierte, noch einen Abschiedsgruß von der Geliebten zu erhalten, ging nicht in Erfüllung. Das weichliche Fräulein ließ sich durch den Trommelschlag und das Schmettern der Drommeten im Morgenschlummer nicht stören, und wenn sie an den gestrigen Festtag zurückdachte, wiegte sie sich mehr in der Erinnerung an den Triumph, den ihre Schönheit gefeiert, als daß sie sich Sorge darüber machte, einen guten Menschen, der sich ihr ganz ergeben, vielleicht in den Tod geschickt zu haben.

Ihn dagegen begleitete ihr Bild auf Schritt und Tritt, und die Hoffnung, sie zu erringen, befeuerte ihn zu den kühnsten Wagnissen. Mit dieser ausbündig schönen jungen Bürgerin konnte auch das Dorfkind Hänschen nicht entfernt den Vergleich aushalten, und er dankte seiner gütigen Patin tausendmal, daß sie ihn in den Stand gesetzt hatte, eine so stolze und überschwengliche Leidenschaft einmal zu erleben.

Einstweilen freilich mußte er alle Mühsal und Gefahr eines harten Feldzugs bestehen, der sich bis tief in den Winter hineinzog. Doch da er fortfuhr, Wunder von Tapferkeit zu tun, wurde er schon nach der ersten Schlacht zum Feldleutnant befördert, nach der zweiten rückte er zum Hauptmann auf und nahm als solcher an der Belagerung der feindlichen Hauptstadt teil, die sich bis ins Frühjahr hinein hartnäckig zur Wehre setzte. Da aber gelang es unserem Jörgel, dem die Sehnsucht nach seiner Sibylla keine Ruhe ließ, durch einen tollkühnen Handstreich die Verteidiger an einem schwachen Punkt zu überrumpeln und mit seinem Fähnlein tapferer Leute in die

Stadt zu bringen, so daß nicht lange nachher die Kapitulation erfolgte und hiermit der Krieg zu Ende war.

Zur Belohnung für diese denkwürdige Tat wurde Jörgel am nämlichen Tage, da man den Friedensvertrag unterzeichnete, zum Obristen ernannt. Auch sandte man ihn als Überbringer der frohen Botschaft an den Landesfürsten zurück, der ihn mit allen Ehren empfing und ihm einen hohen Orden an die Brust heftete. All dieses Glück jedoch erschien ihm gering gegen die Wonne des Wiedersehens mit seiner Geliebten, die ihm noch schöner erschien, als ihr Bild ihm in seinen Träumen am Biwachtfeuer vorgeschwebt hatte. Er empfand freilich, daß sie seiner stürmischen Freude ein wenig gar zu sehr zurückhaltend begegnete, ahnte aber nicht, daß sie im stillen bitter bereute, sich durch ihren Eid an ihn gebunden zu haben, da sein Kriegsruhm ihr wenig galt gegenüber seiner dunklen Herkunft. Statt seiner hätte sie sich nun gern mit einem ihrer Vettern vermählt, die gleich ihr den Geschlechtern der Stadt angehörten, obwohl diese geschniegelten Herrlein sich gehütet hatten, ihr seidenes Wams mit dem Harnisch zu vertauschen. So erschien sie an ihrem Hochzeitstage als eine ziemlich mißmutige Braut, was jedoch jedermann zu ihren Gunsten als ein Zeichen übermäßiger jungfräulicher Züchtigkeit auslegte.

Vollends aber wuchs ihre üble Laune, als ihr Eheherr, nachdem die Feste verrauscht waren und die Zeit zu ruhigen Erwägungen sich eingestellt hatte, ihr rundheraus erklärte, er werde seinen Abschied nehmen und hinfort sich einem bürgerlichen Berufe widmen. Das Elend, das der Krieg mit sich führe, der Anblick der Verwundeten, die er zu Hunderten hilflos auf der blutigen Walstatt habe liegen sehen, verfolge ihn jetzt noch im Traum, und alle Ehren, die mit dem Schwert zu erkämpfen seien, könnten ihm dieses Grauen nicht aufwiegen.

Die junge Frau, die in ihrem Hochmut sich vielleicht darein gefügt hätte, die Gemahlin eines Generals oder Feldmarschalls zu sein, wenn dieser auch keinen Adelsbrief aufzuweisen hatte, empörte sich in ihrem Innersten dagegen, einen Mann zu haben, der noch unter ihrem Vater, dem Bürgermeister, stand, und als Jörgel wirklich ein bescheidenes Ämtchen erhielt mit

einem Anfangsgehalt, ließ sie ihn ihren Unmut unzweideutig empfinden. Er entschuldigte diese ihre Schwäche bei sich selbst mit der weiblichen Eitelkeit, die immer dem Glanz nachstrebe, gedachte dabei freilich manchmal seiner guten, bescheidenen Hanne, die ihn um seiner selbst willen geliebt hatte. Übrigens nahm er sich in seinem Amt so wacker zusammen, daß er auch hier rasch befördert wurde und ihm die Würde des Bürgermeisters dereinst nicht entgehen konnte. Das alles aber schien auf sein Weib nicht den geringsten Eindruck zu machen.

Sie betrug sich gegen ihren liebevollen Gatten, als wenn er nur ein Hausverwalter wäre, den man aus Gnaden im Dienst behalte, ließ es an scharfen Anspielungen auf seine geringe Geburt und Armut nicht fehlen und führte neben ihm ein Leben auf ihre eigene Hand, indem sie mit ihren Vettern zu Banketten und Tänzen ging, in Karussellen mitritt und ein unsinniges Geld für Juwelen und reiche Kleider ausgab.

Das alles, so tief es ihn kränkte, hätte Jörgel noch hingehen lassen und vor sich selbst damit beschönigt, daß sie von früh an, verwöhnt und meisterlos, einen Götzendienst mit ihrer eigenen Schönheit getrieben hatte. Als er aber sah, daß sie auch die beiden kleinen Mädchen, die sie ihm geboren, über ihrem eitlen Treiben vernachlässigte und, da die zarten Würmlein, in einer Krankheit nur den Dienstleuten überlassen, beide an demselben Tage starben, kaum eine Träne ihnen nachweinte, vielmehr wenige Wochen später an einem rauschenden Feste teilnahm, dessen Königin sie war, — da verhärtete sich in der Brust ihres Mannes das Herz gegen sie, das einst durch den ersten Blick ihrer Augen geschmolzen war, und er beschloß eine Fessel zu zerreißen, die ihm den Lebensodem zu ersticken drohte.

* * *

Also stand er am Morgen nach jener Festnacht vor Tau und Tage auf, nahm nichts mit sich als die Doppelbüchse, die er bei dem Preisschießen erhalten, und den Beutel, in dem er die damals gewonnenen Goldgulden bewahrt hatte, und während seine Frau, vom Tanz ermüdet, in tiefem Schlafe lag, sagte

er den Dienern, er wolle auf die Jagd gehen und werde vor dem späten Abend nicht wiederkehren.

Er wandte sich aber nicht dem Walde zu, sondern schritt zum Tore hinaus, kaufte sich draußen auf einem Bauernhof ein Pferd und ritt in die Welt hinein, entschlossen, dieser Stadt und seinem Hause darin für immer den Rücken zu kehren.

Da hast du es nun weit gebracht, sagte er bei sich selbst, daß du nun wieder amt- und heimatlos herumirrst, und der ganze Gewinn deines neuen Lebens ist die Erfahrung, daß du durch alle Kriegs- und Friedensabenteuer nicht glücklicher geworden bist und an der Seite eines vielbegehrten, glänzenden Weibes dich nach deiner guten alten Hausehre zurückgesehnt hast. Wenn du nun auch jetzt den Weg zu ihr zurückfändest, würde das vorige stille Glück sich doch nicht wieder einstellen, da du als ein frischer Mann in den besten Jahren neben dem alten Mütterchen eine sonderbare Figur machen würdest. Deine Patin, die Fee, hat dir einen schadenfrohen Streich gespielt, als sie dir deinen frevelhaften Wunsch in Erfüllung gehen ließ. Nun sieh zu, wie du ferner mit dem so unliebsam verjüngten Leben zurechtkommst.

Unter solchen trübseligen Selbstanklagen setzte er seine Flucht ohne Aufenthalt fort, blieb die Nacht in einer abgelegenen Köhlerhütte und sprengte, ehe die Sonne aufgegangen war, schon wieder davon, nur bedacht, die Grenze des Landes zu erreichen, da er sich erst jenseits derselben vor allen Verfolgungen sicher fühlen durfte.

Er war aber erst wenige Stunden geritten, als er zu einem Schlosse kam, das einem der reichsten gräflichen Geschlechter gehörte. Der jetzige Träger des erlauchten Namens war ihm wohlbekannt, da er im Kriege unter ihm gedient und von ihm die Abzeichen des Hauptmannsranges auf dem Schlachtfelde erhalten hatte. Trotzdem wünschte er ihm nicht wieder zu begegnen. Denn so sehr sich der Graf durch Tapferkeit und Feldherrngaben ausgezeichnet hatte, war er doch im Heere gefürchtet wegen seiner grausamen Sinnesart und wilden Strenge gegen jeden, der sich das geringste Versehen zu Schulden kommen ließ.

Daher erschrak der Flüchtling nicht wenig, als er den hohen Herrn vor dem Gitter seines Schloßgartens stehen sah in Gesellschaft seiner beiden riesigen Wolfshunde, die ihm auch in der Schlacht stets zur Seite geblieben waren. Ehrerbietig den Hut lüftend, wollte Jörgel vorbeireiten, der Graf aber rief ihn an, nötigte ihn als einen werten Kriegskameraden abzusteigen und fragte mit ungewohnter gütiger Herablassung, wohin die Reise gehen solle.

Ehe er sich recht fassen und ein unscheinbares Geschichtchen erfinden konnte, hatte der seltsam Eingeschüchterte die ganze Wahrheit gestanden und konnte schließlich seinen finsteren Zuhörer nur bitten, reinen Mund zu halten und etwaige Verfolger auf eine falsche Fährte zu schicken.

Er wolle noch weit besser für ihn sorgen, versetzte der Graf, indem er seinen langen schwarzen Bart zerzauste. Vor einer Stunde habe er seinen Verwalter weggejagt, der sich als einen ungetreuen Knecht erwiesen. Nun schlage er Jörgel vor, in dessen Stelle einzutreten, nur bis sich etwas Besseres für ihn fände. Die großen Güter, die zu dem Schlosse gehörten, würden ihm keine übermäßige Mühe machen, da sie durch Pächter bewirtschaftet würden, auf die der Verwalter nur ein scharfes Auge zu haben brauche. So bleibe diesem Muße genug, in den ausgebreiteten Waldungen dem Jagdvergnügen nachzugehen, was einem so trefflichen Schützen doch wohl verlockend sein werde. In dieser Stellung habe er von seiner verlassenen Gattin nichts zu befürchten, die sich ohnehin, nach Art eitler und herzloser Weiber, in ihrer Strohwitwenschaft bald zu trösten wissen werde.

Ohne Jörgel nur eine kurze Bedenkzeit zu lassen, nahm er ihn bei der Hand und führte ihn wie einen überrumpelten Kriegsgefangenen durch das eiserne Tor, das er hinter ihnen verschloß. Dann rief er mit einem silbernen Horn, das er umhängen hatte, seine gesamte Dienerschaft und die leibeigenen Knechte aus den Wirtschaftsgebäuden und Ställen zusammen und stellte ihnen unter einem fremden Namen den Ankömmling als den neuen Verwalter vor, dem sie den unbedingtesten Gehorsam zu leisten hätten.

Jörgel wußte nicht recht, ob er wache oder träume, als er in seinem Häuschen neben der Gärtnerwohnung sich endlich allein fand. So ehrenvoll und für seine Sicherheit ersprießlich dieser Zufluchtsort erschien, so hatte sich doch seine alte Abneigung gegen den Schloßherrn sofort wieder geregt, und etwas in ihm raunte ihm zu, daß es auch mit dieser Herrlichkeit nicht allzulange dauern werde.

Sein Amt freilich erwies sich leichter, als er sich's vorgestellt, da alle, mit denen er zu tun hatte, vor dem Grafen wie vor dem bösen Feinde zitterten und in knechtischer Furcht sich befleißigten, ihre verfluchte Schuldigkeit zu tun. Das aber hatte auch zur Folge, daß eine schwere, drückende Luft wie ein graues Gewölk über dem ganzen weiten Gebiete hing, nirgend unter den Feldarbeitern ein lautes Lachen oder munteres Singen sich vernehmen ließ und die Leute mit schiefen Blicken umeinander herumgingen, als argwöhne ein jeder in seinem Nächsten einen Aufpasser und Angeber im Dienste des Schloßherrn.

Auch den Namen der Gräfin sprachen die Diener untereinander nur mit scheuen Mienen aus, so daß Jörgel, der die junge Frau viele Tage hindurch nur selten und von fern etwa auf ihrem Balkone erblickte, nicht anders dachte, als daß auch sie ein strenges, mitleidloses Hausregiment führe. So war er nicht wenig überrascht, eines Morgens, da er früher als sonst aufgestanden war, zwischen den Taxuswänden des Ziergartens einem sanften, blassen Frauenbilde zu begegnen, das seinen bescheidenen Gruß mit einem lieblich-traurigen Lächeln erwiderte.

Er wagte aber nicht, das Wort an sie zu richten, auch nicht an den folgenden Morgen, wo er sich's angelegen sein ließ, sich ihr wieder in den Weg zu stellen. Nur das holde junge Gesicht zu sehen trieb es ihn immer unwiderstehlicher, und eines Morgens wagte er endlich, ihr einen Strauß der schönsten Rosen anzubieten, den er sorgfältig zusammengestellt hatte. Sie dankte ihm errötend, blieb bei ihm stehen und wechselte einige freundliche Worte mit ihm, deren weicher, dunkler Klang ihm das Herz höher schlagen machte. Als sie ihn dann

abet mit einem huldvollen Neigen des blonden Hauptes verabschiedet hatte, sah er den alten Gärtner auf sich zukommen mit einer so wunderlich aufgeregten Miene, daß er sich schon auf eine Scheltrede wegen der entwendeten Rosen gefaßt machte. Der Alte aber zog ihn erst, ohne ein Wort zu sagen, in seine Stube, verschloß dort Tür und Fenster und eröffnete ihm dann, daß er ihn dringend warnen müsse, sich je wieder eine solche Freiheit der Herrin gegenüber herauszunehmen. Wegen einer ähnlichen, nicht bedenklicheren Huldigung sei sein Vorgänger Knall und Fall entlassen worden. Denn der Graf gebärde sich bei dem geringsten Vorfall, der seine Eifersucht reize, wie ein Rasender, halte seine unglückliche Gemahlin über Tag in ihren Zimmern eingeschlossen, wie ein Vögelchen im goldenen Bauer, und würde ihr auch die kurze Freiheit in den frühen Morgenstunden nicht gönnen, wenn er nicht täglich um Mitternacht sinnlos berauscht sein Lager suche und den bleiernen Schlaf erst abschüttle, wenn die Sonne schon hoch am Himmel stehe. So sei die arme Gräfin eine rechte Kreuzträgerin, auch munkele man, daß sie ihrem Gemahl ohne Liebe ihre Hand gereicht habe, von den ehrgeizigen Eltern dazu gezwungen, die ihrem schönen aber mitgiftlosen Kinde eine glänzende Versorgung zu verschaffen gewünscht hätten.

* * *

Diese Eröffnungen hörte der ritterliche Jörgel in wachsender Empörung mit an. Den Zweck aber, den der besorgte Alte im Auge hatte, ihn vor der Rache des Grafen zu warnen, falls ein diensteifriger Späher jemals einem verbotenen Verkehr mit der armen Gefangenen auf die Spur käme, erreichte er nicht. Vielmehr ging ihr Bild mit dem schwermütigen Blick und scheuen Lächeln ihm überall nach, und der Tag dünkte ihn verloren, den er nicht damit begonnen hatte, sie ehrerbietig zwischen den Blumenbeeten und Springbrunnen zu begrüßen und ein flüchtiges Wort von ihren Lippen zu erhaschen.

Vergebens zersann er sich den Kopf, wie er ihr helfen, ihre Haft erleichtern oder gar sie befreien könne. Das aber schien für immer hoffnungslos, so wild er die Fäuste ballte

und mit den Zähnen knirschte, wenn sie ihm wieder einmal begegnet war, die Spur ihrer heimlichen Tränen noch an den langen Wimpern.

Nun aber geschah es eines Morgens, daß er sie in fassungslosem Weinen betraf, das zu verbergen sie nicht die Kraft hatte. Lebhafter, als er sonst gewagt hatte, näherte er sich ihr und bat sie mit leiser Stimme, ihm die Ursache ihres Grams zu offenbaren und über seine treuen Dienste zu verfügen, wenn er irgend etwas zu ihrem Frommen zu tun vermöchte.

Sie hatten sich zwischen hohen, dichten Fruchtspalieren getroffen, wo kein Späherauge vom Schloß aus sie erreichen konnte. Da war es, als ob sein warmes Mitgefühl ihr die letzte eigene Kraft erschütterte, sie wankte nach einer Bank, die im Schatten stand, ihr Tüchlein vor die Augen gedrückt, ihr Fuß aber strauchelte, und sie wäre umgesunken, wenn er sie nicht mit seinen starken Armen umfaßt und nach der Bank geführt hätte. Da ließ er sich neben ihr nieder, und da sie fortfuhr, fassungslos zu schluchzen, umfing er sie wie ein weinendes Kind, flüsterte ihr die zärtlichsten Trostworte ins Ohr und drückte seine heißen Lippen wieder und wieder an ihre feuchte Schläfe und Wange.

Das brachte sie endlich so weit zur Besinnung, daß ihre Tränen zu fließen aufhörten und sie entschieden, aber nicht unfreundlich seine stürmischen Liebkosungen abwehren konnte. Als er dann aber vor ihr auf die Kniee sank und um Verzeihung für seine Kühnheit flehte, versuchte sie durch Tränen ihn anzulächeln und ihn vor allem aus seiner demütigen Stellung wieder emporzuheben. Sie stand dann auch auf, und indem sie langsam ihren Weg fortsetzte, gestand sie ihm den Grund ihres leidenschaftlichen Jammers: ihr Gemahl hatte sich in der wilden Weinlaune auf einen blinden Verdacht hin an ihr vergriffen, sie an ihren blonden Haaren gepackt und gedroht, ihren weißen Hals mit dem Tischmesser zu durchbohren, wenn sie nur um Haaresbreite ihren Pflichten untreu würde.

Nun werde er freilich, sobald er seinen Rausch ausgeschlafen, vor sich selber all seine rasenden Worte und Taten verleugnen, aber nichts schütze sie vor der Wiederholung solcher Auftritte, die

endlich einmal einen blutigen Abschluß finden würden. Denn sie habe keinen Retter und Freund, sie aus diesem schmachvollen Kerker zu erlösen.

Ob sie ihn nicht einer solchen Tat fähig und würdig halte? fragte Jörgel, der bei ihrer Erzählung abwechselnd rot und bleich geworden war. Und da sie nicht gleich antwortete, sondern ihn prüfend ansah, faßte er sich ein Herz, ihr seine tiefe, glühende Hingebung zu gestehen und sich hoch und heilig zu verschwören, Leib und Leben an ihre Rettung zu wagen und keinen anderen Lohn zu begehren, als den sie selbst in ihrer Güte und Gnade ihm gönnen wolle.

Dieses schrankenlose Bekenntnis hatte die Tränen der holden Frau vollends getrocknet und ihr Gesicht in tiefe Glut getaucht. Sie gestand ihm nun ihrerseits mit stockenden Worten, daß sich eine zarte Neigung für ihn vom ersten Begegnen an in ihr geregt habe. Auch sei sie überzeugt, niemals einen treueren Freund besessen zu haben, und wolle nicht zaudern, sich seinem Schutz für immer anzuvertrauen. Dies aber müsse ohne Verzug ins Werk gesetzt werden, da sie keine Stunde mehr ihres Lebens sicher sei. Wenn es ihm daher Ernst damit sei, sich ihres unglücklichen Lebens hochherzig anzunehmen, so möge er über Tag die Mittel und Wege dazu ersinnen, um Mitternacht aber sich in der Halle des Erdgeschosses einfinden, zu der sie den Schlüssel ihrem schlafenden Gemahl entwenden werde. Das weitere überlasse sie ihm und dem barmherzigen Gotte, der seine Hand über der verfolgten Unschuld halten und ihre Flucht und Erlösung aus unerträglichen Banden gelingen lassen werde.

* * *

Hierauf verließ ihn die Gräfin, nachdem sie ihm noch einen innigen, glückverheißenden Blick zugeworfen hatte. Er aber dünkte sich im siebenten Himmel, daß er nun ein so heldenmütiges Abenteuer bestehen und einen Preis davontragen sollte, der kaum in seinen verwegensten Wünschen ihm vorgeschwebt hatte. So verbrachte er den Tag in einem wonnigen Taumel, so daß seine Untergebenen sich zuraunten, er müsse

schon am Morgen sich in einem feurigen Wein übernommen haben. Doch so sehr sein Herz schwärmte, blieb doch sein Kopf bei klarer Besinnung. Er bereitete alles und jedes umsichtig vor, was zu der nächtlichen Flucht vonnöten war, bestellte im nächsten Dorf, unter dem Vorgeben, es handle sich um eine Reise im Dienste des Grafen, ein rasches Fuhrwerk, ordnete die Bücher, in denen er Rechenschaft über seine Geschäftsführung abzulegen hatte, und erwartete dann mit fiebernder Ungeduld die Mitternacht.

Als die Stunde endlich geschlagen hatte, schlich er durch die stürmische Nacht, die ihm für sein Vorhaben willkommen war, seine Doppelbüchse umgehängt und das Weidmesser im Gürtel, nach dem Schlosse, und da er durch die Glastür der unteren Halle einen schwachen Lichtschein gewahrte, der ihm anzeigte, daß die Gräfin ihn dort schon erwarte, klinkte er hastig auf und trat hinein. So beherzt er aber war, erschrak er doch gewaltig, als aus dem Sessel neben dem Eichentisch, auf dem das Lämpchen brannte, statt der Erwarteten sich die hohe, dunkle Gestalt des Grafen erhob, zugleich mit ihm seine beiden Hunde, die ein dumpfes Knurren hören ließen, sich aber auf einen Zuruf ihres Herrn gehorsam niederlegten.

Einen Augenblick standen die beiden Männer sich schweigend gegenüber. Dann sagte der Graf mit ganz gelassener Stimme: Ihr sucht meine Frau, Herr Verwalter. Sie wird sehr bedauern, daß sie verhindert ist, Euch zu empfangen. Auch mir ist es unlieb, statt ihrer mit Euch verhandeln zu müssen, doch werde ich mich kurz fassen, wenn Ihr so gütig sein wollt, mir zu sagen, ob Ihr vorzieht, daß ich Tyras und Tiger auftrage, Euch zu begrüßen, wie Ihr es verdient, oder — und hier hob er eine lange Reiterpistole, und die verhaltene Wut brach plötzlich auch in seiner Stimme aus — oder ob ich Euch über den Haufen schießen soll wie einen tollen Hund!

Eins wie das andere, versetzte Jörgel, der seine Kaltblütigkeit wiedergewonnen hatte, würde einem Manne wohl anstehen, der seinen adligen Namen so sehr entehren kann, daß er eine wehrlose, unschuldige Frau mißhandelt. Ich gebe Euch aber zu bedenken, Herr Graf, daß die Sache nicht so einfach

ist und nicht so glatt abgehen möchte, wie Ihr glaubt. Ihr würdet, auch wenn Ihr die Hunde auf mich hetztet und zugleich Feuer gäbt, doch vielleicht den kürzeren ziehen, da das Zielen im Finstern immer unsicher bleibt und in jedem meiner Büchsenläufe eine Kugel und ein scharfes Messer in meinem Gürtel steckt. Wenn also noch ein Rest von Kavaliersehre in Euch wohnt und Ihr Euch erinnert, wie zwei Feinde, die beide Waffen tragen, einen solchen Handel auszumachen pflegen, so kommt ins Freie, wo der Lärm unseres Kampfes den Schlaf der Schloßherrin nicht stören wird.

Der Graf schien einen Augenblick zu sinnen. Dann lachte er laut auf. Um diesen Schlaf brauchtet Ihr nicht besorgt zu sein, sagte er. Aber gleichviel. Da Ihr Soldat gewesen seid, will ich es übersehen, daß Ihr keinen ebenbürtigen Gegner stellt und ich Euch züchtigen könnte wie einen leibeigenen Knecht. Also kommt, und machen wir rasch ein Ende!

Er schritt zu der offenen Glastür, die Hunde immer an seinen Fersen, und wollte Jörgel den Vortritt lassen, was dieser argwöhnisch verweigerte. Dabei brütete er über dem hingeworfenen Wort, daß der Schlaf der Gräfin nicht gestört werden könne, und ein Schauder überlief ihn bei dem Gedanken an die furchtbarste Deutung. Der Graf aber ließ ihm nicht lange Zeit zu der Frage, die ihm schon auf der Zunge schwebte. Als sie zu einem Platz gekommen waren, den in weiter Runde uralte Ulmen umstanden, hielt jener an und sagte: Hier! Die Weite dieses Kreises wird gerade genügen, und der Schein, den der Sternenhimmel durch die Wipfel hereinwirft, erlaubt Euch zu zielen, wie wenn Ihr nach der Scheibe schösset. Dort ist Euer Platz und hier der meine. Damit Ihr seht, daß ich als Kavalier an Euch handle, überlasse ich es Euch, bis drei zu zählen. Kusch, Tyras! Was sich hier zuträgt, geht dich nichts an.

Er stellte sich an den bezeichneten Baum, während sein Gegner den Platz durchschritt. Als jener drei! rief, hoben beide die Waffen. Aber nur ein Schuß flammte auf, aus der Mündung der Pistole. Die Büchse hatte versagt; der sie abgeschossen, lag hingestreckt am Fuß des dunklen Baumes,

während sein Blut aus einer klaffenden Wunde im Schenkel in den Sand rieselte.

Gute Nacht, tapferer Ritter! hörte er den Grafen höhnen. Diesmal schenke ich Euch Euer armseliges Leben, da Euch fortan wohl die Lust vergehen wird, geknechtete Edeldamen aus ihrem Kerker zu befreien. Ihr werdet besser tun, für den Rest Eures Lebens Euch einer Krücke zu bedienen, als Euch mit einem Jagdgewehr herumzutreiben, das seinen Dienst versagt, wenn Ihr's am nötigsten hättet. Lebt wohl und grüßt mir Eure alte Frau! Hierher, Tyras — Tiger!

Und mit einem schallenden Gelächter, das das Geheul der beiden Rüden noch übertönte, verschwand die finstere Gestalt zwischen den schwarzen Schatten der hohen Bäume.

* * *

Der so schmählich Besiegte aber lag in der traurigsten Verfassung des Leibes und der Seele auf dem feuchten Kiesgrund und verwünschte die Stunde, die ihn in dieses Schloß geführt, ja sein ganzes verjüngtes zweites Leben mit all seinen süßen und bitteren Ereignissen. Die Schmerzen in seinem zerschossenen Bein, die immer heftiger wurden, und das strömende Blut aus der Wunde ließen ihm keinen Zweifel, daß es mit ihm zu Ende gehe, und nun sollte er dahinfahren mit dem marternden Bewußtsein, den Tod einer edlen Frau verschuldet zu haben. Denn wenn ihr Gemahl sie nicht in der ersten Wut erwürgt hatte, würde er nicht verfehlen, durch verschärfte Haft und neue Mißhandlungen ihr klägliches Ende herbeizuführen. Und er, Jörgel, hatte diese Frau nicht einmal wahrhaft geliebt, sondern sich nur durch ihr Unglück rühren und durch den stolzen Gedanken, den Ritter einer hochgeborenen Dame zu machen, verblenden lassen. Geliebt — das empfand er jetzt wie nie zuvor — hatte er nur seine gute, bescheidene kleine Frau, und die war nun fern von ihm, wenn er jetzt den letzten Odem aushauchte, und er konnte ihr nicht mehr danken für alles Liebe und Gute, das sie ihm in seinem ersten Leben angetan, und sie um Verzeihung bitten, daß er ohne sie die Reise nach dem Jungbrunnen angetreten hatte. O Hanne! rief er mit

einem tiefen Seufzer, wenn die gütige Fee, meine Patin, dich nur auf eine kurze Frist zu mir führen könnte, daß ich deine Stimme noch einmal hörte, deine Hand in meiner hielte und dann einschliefe, in der tröstlichen Gewißheit, daß diese liebe Hand mir die Augen zudrücken werde — —

Da hörte er dicht neben sich sagen: Was redest du für wunderliches Zeug, Jörgel! Ich bin ja hier bei dir, ohne daß deine Patin dazu nötig ist, und statt dir die Augen zuzudrücken, solltest du sie lieber endlich aufmachen. Weißt du, wie spät es ist? Bis an den hohen Tag hast du geschlafen auf die magischen Tropfen, und wenn dich die Schmerzen im Bein nicht geweckt hätten, schliefest du wohl noch. Jetzt aber ist's endlich Zeit, dich herauszumachen. Es ist ja Sonntag, unsere Marie kommt mit den Kindern zu uns heraus, bei uns zu essen, hast du das ganz vergessen? und ihr Mann hat gerade noch vorhin einen Hasen geschossen, den er uns in die Küche geliefert hat. Was starrst du mich so an? Sind dir am Ende die Tropfen zu Kopf gestiegen?

Jörgel hatte sich im Bett aufgerichtet und arbeitete heftig daran, zur Besinnung zu kommen. Also das war der Schuß und die Pistole des Grafen! murmelte er vor sich hin. Und die Wunde im Schenkel — ist es wirklich nur meine alte Gicht? O Frau, ich hätte nie gedacht, daß mich's so freuen könnte, das verwünschte Zwicken und Reißen im Bein zu fühlen, wenn nur meine alte Frau und keine junge Gräfin neben mir steht. Laß dich anschauen, Alte! Ich kann dir sagen, Hänschen, daß du mir heute gerade so hübsch vorkommst wie vor vierzig Jahren, wenn du auch nicht so goldene Haare unter der alten Haube hast, wie meine zweite Frau Sibylle, geborene Feingold Und nun sage mir, daß du mir all meine schlimmen Seitensprünge und Treubrüche verzeihst, und zum Zeichen der Versöhnung gib mir einen Kuß, der mich mehr beglücken wird, als die Küsse der blassen Gräfin.

Heiliger Gott! rief die alte Frau, indem sie sich mit halbem Widerstreben von ihrem alten Manne herzen und küssen ließ, ich glaube wahrhaftig, Alter, du bist närrisch geworden! Du treibst es ja so toll und töricht, wie in unserer Brautzeit, als

wärest du wirklich in den Jungbrunnen gestiegen, von dem deine Frau Pate dir vorgefabelt hat.

Da gab Jörgel sie frei und erwiderte mit einem feinen Lächeln, indem er sein schmerzendes Bein streichelte: Ja, Hänschen, ja, Mütterchen, allerdings habe ich das Zauberwasser an meinen alten Gliedern gespürt, aber nicht zu meinem Schaden, denn geheilt hat es mich von meiner Narrheit, wofür ich meiner Patin ewig dankbar sein werde. Wie das aber zugegangen, will ich erzählen, wenn wir mit den Kindern den Hasen verspeisen. Denn es kann auch anderen zu Nutz und Frommen dienen, die damit unzufrieden sind, daß jedes Alter seine eigene Plage hat, und nicht wissen, daß man Gott danken soll, wenn einem endlich die Gicht nur in den Gliedern sitzt und nicht als ein nagendes Weh im Gewissen.

Lilith

(1898)

Im dunklen Mittelalter lebte einmal eine Frau, die hatte, da der Vater ihres Kindes sie hilflos verlassen, einen so großen Haß auf alle Menschen, insonderheit die Männer, geworfen, daß sie einen Pakt mit dem Gottseibeiuns schloß, um sich von ihm in aller schwarzen Magie und Hexenkunst unterrichten zu lassen.

In dem Dorf, wo ihre arme Hütte stand, war dies bald ruchbar geworden, da vielerlei Unheil, Hagelschlag, Viehsterben und Feuersbrünste, die Gegend heimsuchte, was niemand anders als eine gelernte Hexe verursachen konnte. Und da die Marthe, die vorzeiten eine schmucke Dirne gewesen war, seit ihrem Kindbett erschreckend rasch alterte und jedermann mit feindseligen Blicken ansah, zweifelte niemand daran, daß all das Unwesen ihr in die Schuhe zu schieben sei. Gleichwohl hatte man nicht das Herz, die gefährliche Person dem geistlichen Gericht anzuzeigen, da man fürchtete, sie möchte, ehe sie auf den Holzstoß käme, die Angeber ihre Rache noch fühlen lassen. Auch gab es, zumal unter den Weibern, gläubige Seelen genug, die in allerlei schwierigen Fällen, bösen Krankheiten, hoffnungsloser Verliebtheit, Kinderlosigkeit oder Verkalben der Kühe, sich an das unheimliche Weib wendeten, das denn auch zu helfen bereit war, wenn nicht etwa ein besonderer Grund des Hasses sie antrieb, ein Mittel darzureichen, das das Übel nur ärger machte.

Ihr Kind, ein Mädchen, das nach Adams erster Frau, einer bösen Teufelin, Lilith genannt war, wuchs ebensosehr zur Freude aller Menschen heran, wie ihre Mutter den

Nachbarn verhaßt und beschwerlich war. Auch sie wurde freilich von ihren Altersgenossen gemieden; der Lehrer wollte sie in der Schule nicht dulden; wenn sie sich den Spielplätzen der Dorfkinder zu nähern wagte, trieben diese das unschuldige Ding mit Schimpfworten und Steinwürfen hinweg als einen Hexenbalg, mit dem sich einzulassen Unglück brächte. Die Erwachsenen aber, obwohl es nur grobe Bauern waren, spürten, daß dies holde Wesen etwas Vornehmeres sei als sie; die Weiber bemitleideten sie, daß sie eine solche Mutter habe; die Männer, zumal die jungen, gafften ihr nach, wenn sie vorüberging, oder suchten mit ihr ein Gespräch anzuspinnen, wenn sie sie vor ihrer Hütte sitzend antrafen, ein zerrissenes Gewand flickend oder den Rocken schwingend, wobei sie schwermütige Liedchen sang. Ihre schwarzen Augen und roten Lippen aber lachten zu den närrischen Reden, mit denen die Bursche ihr schönzutun sich bemühten. Denn diese Holdseligkeiten gingen ihr ebensowenig zu Herzen wie die Unbilden, die sie von der Dorfjugend erfuhr. Sie kümmerte sich um niemand in der Welt als um ihre finsterblickende, hartherzige Mutter, die ihr wenig gute Worte und gute Bissen gab und sie mit zum Werkzeug ihrer Menschenfeindlichkeit erzog. Als es immer häufiger geschah, daß einer der Bauernsöhne in rasender Verzweiflung, da er keine Gegenliebe fand, sich ein Leids antat oder aus der Gegend verschwand, loderte eine wilde Schadenfreude in dem alten Hexengesicht auf, und sie lobte ihre schöne Tochter und das Unheil, das sie anstiftete.

Die aber hatte die frevelhafte Sinnesart der Mutter nicht geerbt, sondern nahm es sich sehr zu Herzen, daß ihre Schönheit Verderben brachte. Sie bemühte sich auch in ihrer Einfalt, die Gefahr abzuwenden, indem sie sich in ihrem Anzug verwahrloste und ihr goldrotes Haar wild ums Haupt fliegen ließ. Durch ihre Lumpen aber schimmerte die schneeweiße Haut ihres jungen Leibes verführerisch durch, und wenn ihr die dicken Strähnen über Stirn und Augen fielen, funkelten die schwarzen Sterne nur umso süßer und feuriger, so daß niemand sie sehen konnte, ohne im Herzen eine Brandwunde davonzutragen.

Sie aber fragte nach keinem, wußte auch von Gott und der Welt noch nichts, als sie bereits siebzehn Jahr alt geworden war und längst die Kinderschuhe vertreten hatte. Denn da sie weder in die Schule noch auch je zur Kirche gegangen war und nie eine Gespielin gehabt hatte, auch die Mutter nicht viele Worte liebte, war sie ganz auf ihre eigenen träumerischen und unbeholfenen Gedanken angewiesen. Sie hatte freilich einen Freund, mit dem sie sich manchmal unterredete, den Hahn auf ihrem Hofe, Alektryo genannt, einen für seinen Stand sehr weltklugen und scharfsinnigen Herrn, dem auch die Gabe der Rede verliehen war. Doch in menschlichen Angelegenheiten war er nur unvollkommen bewandert und hatte auch genug damit zu tun, zwischen seinen Hennen Frieden zu stiften und das Eiergeschäft zu überwachen, so daß zum Plaudern mit der Hexentochter nicht viel Zeit übrig blieb.

* * *

Nun war es in einer schwülen Neumondnacht im Hochsommer, daß die Mutter zu ihrer Tochter sprach: Du bist jetzt in die Jahre gekommen, wo das Blut in Weiberadern gärt, wie im Frühling der Saft in den Bäumen, und ein armes, dummes Mutterkind wehrlos ist gegen die Tücken und Fallstricke der Mannsbilder. Darum ist es hohe Zeit, daß du fest gemacht werdest gegen Mannesliebe, von der unsereinem nur Jammer und Elend kommt. Also wirst du mich heute nacht bei einer Ausfahrt begleiten, daß ich dich zu unserem Herrn und Meister führe, der Macht hat, dein Herz zu feien, daß es gegen die feurigen Blicke der jungen Galgenstricke hart wird wie Stein und Asbest. Dann wirst du sie alle nach deiner Liebe verschmachten sehen und helfen, deine alte Mutter an dem ruchlosen Männergeschlecht zu rächen, und wirst lachen, wenn die Mücken ins Licht taumeln und verbrannt zu Boden sinken.

Das Kind, das die Mutter sehr liebte und von anderer Liebe noch nichts wußte, hatte hiergegen nichts einzuwenden, ließ es auch willig geschehen, daß die Alte sie entkleidete, sie mit Hexensalbe bestrich, die die Kraft hat, Menschenglieder so leicht zu machen wie Vogelleiber, und den Hexensegen über

sie sprach, der dem Mägdlein ein wenig schauerlich klang. Als sie dann aber so splitternackt, wie sie war, sich auf einen Besenstiel setzen sollte, weigerte sie sich heftig unter vielen Bitten und Tränen, so schamlos auf die Reise zu gehen, also daß die Mutter darein willigen mußte, daß sie wieder in ihr Hemdlein schlüpfte, während die Alte selbst, wie Gott sie geschaffen hatte, ihren Besen bestieg und der Tochter voran durch den Schornstein hinausfuhr.

Als Lilith, der das Abenteuer trotz heimlichen Grauens doch auch lustig erschien, ihr eben folgen wollte, hörte sie ihren Freund, den Hahn, der zum offenen Fenster hereingeflogen war, mit heiserer Stimme rufen: Lilith, Lilith! Nimm mich mit, nimm mich mit! — Narr, sagte das Mädchen, was hast du auf dem Hexenbühel zu suchen? Sie werden dich wegjagen, da du nicht mit eingeladen bist. Aber auf deine Gefahr hin magst du mitreisen, wenn du dich artig betragen willst. Setz dich hinter mich auf den Besen und dann — hupla!

So setzte sich der kluge und treue Alektryo hinter das Hexenkind, da ihm schwante, seine Freundin möchte in allerlei Not geraten, wo ihr ein verständiger Freund erwünscht wäre. Als sie dann die Alte einholten, die oben in der freien, dunklen Luft auf sie wartete, merkte diese nichts von dem blinden Passagier, den die wehenden Falten von Liliths Hemd ihrem Blick verbargen. Also sausten sie durch die Nacht, und Lilith fürchtete sich gar nicht, obwohl sie zum erstenmal diesen halsbrechenden Ritt machte, denn sie saß fester auf ihrem hölzernen Rößlein, als manches Edelfräulein auf einem kostbar geschirrten Zelter.

Auch flogen sie so geschwind, wie ein Raubvogel fliegt, und erreichten in kurzer Zeit ihr Ziel, einen kahlen Felshügel mitten im dichten Walde, der mehrere Stunden von ihrem Dorf entfernt lag. Schon von weitem hörten sie einen wüsten Lärm ihnen entgegenschallen, Singen und Lachen und gellendes Pfeifen, mit dem die Hexenzunft, die dort versammelt war, die Ankunft ihres Meisters begrüßte. Als Mutter und Tochter sich in den schauerlichen Kreis hineinschwangen und von ihren Gäulen abstiegen, fiel dem jungen Neuling freilich das Herz in die Kniee, und sie wünschte, sie hätte ihre Hütte nie ver-

lassen. Denn um das hohe Feuer, das in der Mitte des Hügels brannte, saßen oder kauerten wohl ein halb Hundert junger und alter Weiber, alle ohne einen Fetzen Gewand an ihren Leibern, über die nur die langen, im Winde flatternden Haare herabhingen. Sie winkten der alten Marthe mit Augen und Händen Grüße zu, warfen aber gehässige Blicke auf ihr Kind, das in so unanständiger Tracht in die Gesellschaft eingeführt wurde, ja einige liefen auf die Mutter zu und machten ihr Vorwürfe, in einer seltsamen Sprache, die Lilith nicht verstand. Die Alte zuckte die Achseln und erwiderte etwas, was die Aufgebrachten beschwichtigte. Die meisten schienen auch nicht mehr bei nüchternen Sinnen zu sein. Denn über dem Feuer hing ein großer Kessel, in dem ein blutroter Wein dampfte. Von dem schöpfte eine nach der anderen und goß das glühende Getränk begierig hinunter, so daß man es rot durch die weißen Hälse fließen sah.

Auch die alte Marthe trank, Lilith aber stieß den Becher fort, den die Mutter ihr reichte. Ihre weitgeöffneten Augen waren wie gebannt auf den Meister des wilden Schwarms gerichtet, der ruhig mitten im Kreise stand und sich von einer nach der anderen die Hand küssen ließ, dabei aber über alle hinweg nur nach der neu eingeführten Novize hinblickte. Es war ein hoher, gebieterisch aussehender Mann, ganz schwarz gekleidet, bis auf die rote Feder, die auf seinem Barettlein schwankte, das Gesicht leichenfahl, von einem dünnen rötlichen Bart umrahmt, die Augen glühend und funkelnd, daß, wer hineinsah, die Blicke nicht wieder davon abwenden konnte. Auch er stürzte einen Becher des zischenden und schäumenden Weins hinunter. Dann umfaßte er eine der Hexen, die sich schmeichelnd an ihn drängten, und wirbelte sie in einem rasenden Tanz um den Flammenherd herum, griff dann eine andere und wieder eine andere, bis er mit jeder die Runde gemacht hatte, während zugleich die übrigen sich an den Schultern faßten und in einem weiten Ringelreihen, gottlose Tanzliedchen singend, das in der Mitte sich drehende Paar umschlangen.

Nur Lilith hatte man nicht in den Kreis gezogen, da sie ihres unschicklichen Anzuges wegen dieser Gemeinschaft nicht

würdig schien. Das Kind hatte sich auf einen Stein niedergekauert, den Hahn in ihrem Schoß an ihren Busen drückend, und sah mit wachsendem Grauen und schwindelnden Sinnen in den rasenden Reigen hinein. Auf einmal stockte der lärmende Wirbel. Der Meister hatte die letzte Tänzerin fahren lassen und dreimal in die Hände geklatscht. Sofort ward es totenstill im Kreise, man hörte nur das Sausen des Mitternachtwinds, der durch die Wipfel strich. Dann sah das entsetzte Mägdlein den düsteren Gewaltigen gerade auf sich zukommen, mit einem Grinsen der bleichen Lippen, das ihr das Blut in den Adern erstarren machte. Schon streckte er die haarigen schwarzen Arme nach ihr aus, sie zum Tanz aufzuziehen, die eine Hand näherte sich dem oberen Saum ihres Hemdes, um ihr die Hülle vom Leibe zu reißen, da fuhr sie mit glühenden Wangen in die Höhe und schrie in Todesangst: Gelobt sei Jesus Christus! In demselben Augenblick krähte der Hahn, der aus ihrem Schoße aufgeflattert war, und flog dem Versucher unerschrocken ins Gesicht, als wolle er ihm die Augen auskrallen. Der Gottseibeiuns aber, der sich für einmal besiegt erkennen mußte, stieß eine schauerliche Lache aus, schleuderte das wütende Tier zurück, daß es gegen den Felsen taumelte, und fuhr, mit dem Huf den Boden stampfend, in die Tiefe hinab, aus der eine hohe gelbe Flamme aufloderte, ringsum einen erstickenden Schwefeldampf verbreitend.

Als Lilith von dem Schrecken dieses jähen Auftritts zur Besinnung kam, war die gesamte Hexengesellschaft verschwunden, das Feuer in der Mitte zusammengesunken, niemand ringsum zu sehen, als ihre Mutter und der Hahn, der mit zerzausten Federn und einigen Brandwunden kläglich herangehinkt kam. Sie sollte aber nicht lange von der ausgestandenen Angst aufatmen. Denn mit wild verzerrtem Gesicht fuhr die Mutter auf sie los: Du albernes Ding, du tückische Kröte! Deiner Mutter die Schmach anzutun vor all ihren Freundinnen und dein Glück für ewige Zeiten zu verscherzen! Wie hast du wagen können, unseren Herrn und Meister zurückzustoßen, der es gut mit dir meinte und dich vor allen anderen, die dich beneideten, zu seiner Liebsten erkor? Wer aber einmal diese Gnade er-

fahren hat, der verlangt nie mehr nach Menschenliebe und hat ein Herz wie Stein und Asbest! Nun magst du's ebenso erfahren, wie deine Mutter, was Weiberschicksal ist, wenn man gegen die Liebe sich nicht hat feien lassen. Ich ziehe meine Hand von dir ab und verwünsche die Stunde, wo ich einer so einfältigen Gans das Leben gegeben habe!

Damit fing sie an, da sie sich immer mehr in die helle Wut hineingeredet hatte, den zarten, jungen Leib ihres Kindes mit dem Besenstiel zu bearbeiten und hätte sie wohl gar totgeschlagen, wenn Alektryo ihr nicht auf den Kopf geflogen wäre und sie an ihren grauen Haaren so lange zurückgezerrt hätte, bis sie von ihrer unmenschlichen Züchtigung abließ. Da bestieg sie schnaubend und keuchend den Besenstiel und sauste davon, ohne sich nach dem leise weinenden und wimmernden Kinde umzusehen.

* * *

Das raffte sich endlich mühsam vom Boden wieder auf, zog das Hemd fester um seine fröstelnden Glieder und trocknete sich mit den langen Haaren die nassen Wangen. Es schauderte ihr zwar jetzt vor dem Teufelsritt durch die Luft. Da aber der weite Weg auf bloßen Füßen durch die finsteren Wälder der armen Verlassenen noch unheimlicher erschien, griff sie doch wieder nach ihrem Besen, der Hahn hockte hinten auf, und so flog das betrübte Paar in hohem Bogen über die Wälder weg, dem heimatlichen Dorfe zu.

Das Mädchen hatte sich eines bösen Empfangs von der Mutter versehen. Die aber lag, da sie dem Teufelswein gierig zugesprochen hatte, in tiefem Schlaf, und ihr Schnarchen klang wie das scharfe Kreischen einer Sägemühle. Auch am anderen Morgen gab sie der Tochter kein böses Wort, sah vielmehr über sie hin, als wäre sie nicht in der Welt für sie, und hielt es auch die nächsten Tage und Wochen nicht anders, so daß das arme Kind aufatmete und ihrem Freunde Alektryo zuraunte, sie hoffe nun für alle Zeit vor dem greulichen Hexenspuk der Mutter Ruhe zu haben.

Da indessen ihre zerschlagenen Glieder und der blutrünstige

Hals wieder geheilt waren und sie, wie früher, im Sonnenschein vor ihrer Hütte saß, den Rocken schwingend und ein Liedchen auf den unschuldigen Lippen, kam eines Tages der Sohn des Königs mit seinem Jagdgefolge vorbeigeritten und hielt, wie vom Blitz getroffen, vor ihrer Schwelle an. Denn er glaubte, vom Glanz ihres goldroten Haars geblendet, ein Märchenwesen zu erblicken, dergleichen ihm in seinem jungen Leben noch nie begegnet war.

Das Mädchen aber, das die Augen des schönen Prinzen voll Bewunderung auf ihre blanke Schulter und den blühenden Hals gerichtet sah, erschrak, daß sie sich in ihrem armen Hausröckchen hatte überraschen lassen, erglühte bis an die Schläfen und schoß wie ein Pfeil ins Haus, dessen Tür sie mit klopfendem Herzen verriegelte. Zum Glück war der Königssohn selbst zu sehr bestürzt durch die wundersame Erscheinung, um sogleich vom Pferd zu steigen und der Entflohenen nachzuspüren. Als er aber am nächsten Tag wiederkam, diesmal nur von einem Jägerburschen begleitet, fing er es klüger an. Auch saß das schöne Kind in einem reputierlicheren Gewande mit sorgfältig aufgestecktem Haar auf seinem Schemelchen, errötete freilich wieder, dachte aber nicht daran, vor dem ritterlichen Besucher auch heut die Flucht zu ergreifen. Teils, weil ihr eigenes Herz sie zu ihm hinzog, teils, weil die Mutter ihr zugeredet hatte, sich gegen den hohen jungen Herrn artig zu betragen. Denn eine wilde Freude brannte in ihrem tückischen Herzen auf, wenn sie dachte, ihr Kind könne den Thronerben ins Netz locken, und das Land müsse sich noch darein ergeben, der Tochter der verachteten Hexe als seiner Königin zu huldigen.

Sie war daher auch wieder freundlich zu ihr, gab ihr gute Lehren, wie sie sich höflich ausdrücken müsse und durch kluge Zurückhaltung den feurigen Bewerber nur mehr in Flammen setzen, und half sie aufs beste herausputzen. Lilith aber hatte in ihrem Herzchen keinen Raum für ehrgeizige Wünsche und Träume, sondern dachte nur immer das eine, wie schön er sei und wie beseligend sein Gruß, und daß es schon eine hohe Wonne sei, ihn lieben zu dürfen, auch wenn sie niemals hoffen dürfe, daß er sie aus ihrer Niedrigkeit zu sich hinaufhöbe.

Daß dies unmöglich wäre, fiel dem guten Prinzen nicht ein. Er wußte, eines Tages werde er ans Regiment gelangen und dann niemand zu fragen haben, was er tun und lassen solle. Einstweilen mußte er sich freilich damit begnügen, Tag für Tag von der Stadt herüber ins Dorf zu reiten, um ein Stündlein mit der holden Geliebten zu plaudern. Da es seine erste Liebe war, stellte er sich ziemlich ungeschickt und schüchtern dabei an und wagte nichts Kühneres, als beim Kommen und Gehen ihr Händlein zu küssen, da sie ihm die roten Lippen nicht versagt haben würde. Auch versuchte er nie, in ihr Haus zu treten, um die zärtliche Zwiesprach drinnen unbelauscht und zwangloser fortzusetzen. Denn er wußte wohl, daß ihre Mutter ein verrufenes Weib war, mit dem er keine Gemeinschaft haben mochte.

Nun aber konnte es nicht fehlen, daß alle Dirnen im Dorf das glückliche Hexenkind um die Ehre beneideten, den Sohn des Königs zu ihrem erklärten Liebhaber gewonnen zu haben. Auch die jungen Burschen gerieten in einen eifersüchtigen Grimm und Groll und machten ihrem Herzen in heftigen Reden Luft, die endlich auch zu den Ohren der königlichen Eltern gelangten. Eines schönen Tages erwartete Lilith ihren hohen Freund vergebens. Statt seiner kam eine junge Nachbarin zu ihr, um ihr mit hämischem Bedauern zu erzählen, der Prinz sei in seinem Zimmer eingeschlossen worden, und der Leibarzt habe ihm ausgiebig zur Ader gelassen, um ihm das Liebesfieber aus dem Blut zu treiben.

Das arme verliebte Kind erschrak heftig, stellte sich aber, als ob sie die zärtliche Huldigung des jungen Herrn nie ernst genommen hätte, und erst als sie wieder allein war, weinte sie ihre bitterlichen Tränen, da sie wohl fühlte, diese Liebe werde erst mit ihrem Leben enden, weil sie selbst der tiefste Quell ihres Lebens war. Ihre Mutter konnte sich's nicht versagen, zu höhnen: da sehe sie nun, wie töricht es gewesen sei, daß sie ihr Herz von dem Fürsten der Hölle nicht habe wollen verhärten lassen. Nun müsse sie diese Qualen dulden. — Heimlich aber war sie des festen Vertrauens, es werde noch alles nach den Wünschen des jungen Paares ausgehen, zumal der König

schon ein alter Herr war, der bald Krone und Zepter seinem Sohn vererben würde.

* * *

Hieran aber dachte das Mädchen nicht, dem immer nur das Bild des gefangenen Geliebten vor Augen stand, wie er in seinem goldenen Kerker sein Blut lassen mußte, um das Liebchen, das man ihm nicht gönnen wollte, zu vergessen. Sie brachte ihre Tage in dumpfer Traurigkeit hin und weinte Nachts ihr Kissen naß, so daß selbst die Mutter Mitleid mit ihr fühlte, es sich aber nicht merken ließ, um sie endlich mürbe zu machen, daß sie bei dem nächsten Hexensabbat sich nicht wieder so zimperlich betrüge.

Bei ihrem Freunde, dem Hahn, fand die Tochter auch keinen Trost. Er erklärte ihr, daß er eine so heftige Leidenschaft für ein Geschöpf nicht verstehe. Er selbst liebe zwar alle seine Hennen. Wenn aber eine von ihnen geschlachtet werde, weine er ihr keine Träne nach, da dies Hennenlos sei. Wenn ihr Prinz ihr versagt würde, so gebe es andere hübsche Freier genug, von denen sie endlich einen wählen solle. Um glücklich zu sein, bedürfe es keines Thrones. Er sei mit dem Düngerhaufen hinter der Hütte vollauf zufrieden.

Sie zermarterte sich das einsame Herz mit ratlosen Gedanken, wie dem Liebsten zu helfen wäre, und da sie von ihrer Mutter einige Kenntnis der Kräuter und Wurzeln erhalten hatte, die Fieber zu stillen und Wunden zu heilen kräftig sind, ging sie eines Abends in den Wald, um die Pflanzen zu pflücken, die ihr zur Wiederherstellung des Prinzen nötig schienen.

Als sie zurückkehrte, fand sie zu ihrem Schrecken die Hütte leer. Alektryo berichtete ihr, es seien Männer aus der Stadt gekommen, die ihre Mutter fortgeführt hätten, da sie angeklagt worden sei, durch ihre Teufelskunst den Thronerben behext zu haben, aus Rache, weil er ihrer Tochter das Herz berückt und den Kopf verdreht habe. Der Prinz aber befinde sich in einem kläglichen Zustande, und die Ärzte fürchteten, er werde keine drei Tage mehr leben.

Als Lilith dies hörte, warf sie das Körbchen mit den Heil-

kräutern weg und ging mit einem feierlich-ernsten Gesicht nach der Truhe, in der die Mutter das mancherlei Gerät aufbewahrte, dessen sie sich zum Hexen bediente. Sie nahm aber nichts heraus, als das Büchschen, in welchem sich die Hexensalbe befand. Alektryo, sagte sie, und ihr Gesicht war totenblaß geworden, nun hilft es nichts, nun muß ich doch selbst zu dem gottlosen Mittel greifen, ob auch meine Seele dadurch verloren ginge. Denn hier hilft kein Tränkchen und Wundbalsam, hier muß ich selbst mich als Heilmittel an das kranke Herz legen, da ich weiß, daß es sonst nicht genesen kann. Zudem wird meine Mutter nicht eher wieder freigegeben werden, als bis der Prinz von seinem Siechtum geheilt und vom Tode errettet ist. Gott im Himmel wird mir verzeihen, daß ich Teufelswerk treibe aus brennender Liebe und Barmherzigkeit, denn die Qualen unglücklicher Liebe sind heißer als alle Höllenflammen.

Unter diesen Worten hatte sie schon begonnen, sich auszukleiden, bestrich sich sorgfältig vom Kopf bis zu den Füßen mit der Hexensalbe, schlüpfte dann aber doch wieder in ihr Hemd und sprach den Hexensegen über sich, den sie noch gut im Gedächtnis behalten hatte. Dann griff sie nach dem Besenstiel und schwang sich auf den Herd. Willst du mich nicht wieder mitnehmen? fragte der Hahn — Nein, sagte sie, du bleibst hier, du verstehst nichts von Liebessachen. Hüte indessen das Haus!

So fuhr sie zum Schornstein hinaus und schlug den luftigen Weg nach der Stadt ein, in der das Königsschloß lag. Der Mond stand im goldensten Glanz am veilchenblauen Himmel, und die Leute drunten auf der Erde, als sie zu ihm aufschauten, wunderten sich, da sie die weiße Gestalt darunter hinschießen sahen wie ein sturmgejagtes Wölkchen, da doch ringsum an den Bäumen kein Laub sich rührte. Sie kam ihnen aber bald aus den Augen, flog über die Wipfel der hundertjährigen Ulmen weg, die das Schloß umstanden, und schwebte zu dem Lichtschein hinauf, der aus einem Fenster des obersten Geschosses drang. Denn sie hatte gehört, man habe den kranken Prinzen dorthin gebettet, damit er nicht auf Flucht denken könnte. Als sie nun das helle Fenster erreicht hatte, klammerte sie sich

mit beiden Händen am Gesimse fest und spähte hinein. Da sah sie nur den Schattenriß vom Gesicht ihres Geliebten, den sein Nachtlämpchen an die Wand geworfen hatte, und das Herz wollte ihr brechen, da der Umriß so viel hagerer erschien als vor seinem Erkranken, und jetzt auch das Antlitz selbst, das er, im Fiebertraum sich herumwerfend, nach ihrer Seite kehrte, so daß der Mondschein es erhellen konnte. Mit zitternden Händen versuchte sie das geschlossene Fenster zu öffnen. Komme, was kommen wolle, sie mußte hinein, und da der Kranke ihr Pochen nicht hörte, war sie drauf und dran, eines der Gläser einzustoßen, um sich ins Zimmer zu schwingen.

In diesem Augenblick gewahrte sie der Wächter, der hinter den Turmzinnen auf und ab schritt und bis an den lichten Morgen weit ins Land hineinspähte, ob nichts Feindliches sich heranschleiche. Er erkannte sofort, daß es nur eine Hexe sein konnte, die an dem Fenstersims hing, und da er wußte, daß die Marthe freilich gefangen saß, eine Hexe jedoch sich durch die kleinste Luke ins Freie schwingen kann, glaubte er nicht anders, als es sei die verruchte Alte, die dem Königskind das Leben rauben wolle. In seinem Schrecken griff er nicht nach seinem Horn, Hilfe herbeizurufen, sondern nach der Reliquie, die er an einer ledernen Schnur am Halse trug, einem Fingerknöchlein des heiligen Florian, das gegen Feuersgefahr schützen sollte. Hastig riß er sich die kleine silberne Kapsel vom Halse und schleuderte sie gegen das weiße Gespenst, so gut gezielt, daß die Schnur der Schwebenden über den Kopf sank und die Kapsel zwischen ihre jungen Brüste hinabglitt.

Im Augenblick war durch die Berührung des heiligen Kleinods der Hexenzauber gebrochen. Der Besenstiel verlor seine Kraft, die Hände des armen Kindes lösten sich von dem Fensterrand, und der junge Leib stürzte haltlos aus der schwindelnden Höhe hinab und zerschmetterte unten auf den glatten Steinen, mit denen der Sockel des Königsschlosses umgeben war.

* * *

Am anderen Morgen wurde die alte Marthe aus ihrem Kerker auf den Platz vor dem Schlosse geführt, wo ein mächtiger

Holzstoß aufgeschichtet war. Oben darauf hatte man bereits das arme Häufchen weißer Glieder in dem dürftigen Hemde niedergelegt, das man am Morgen unter dem Fenster des kranken Königssohnes aufgelesen hatte. Als die Mutter, gleichfalls barfuß und nur mit dem Armsünderhemde bekleidet, den Scheiterhaufen erklommen hatte und die armen Reste ihres vordem so holdseligen Kindes gewahrte, lachte sie grimmig auf und stieß greuliche Verwünschungen aus, während sie an den Pfahl gebunden wurde. Gleich danach loderten die Flammen ringsumher auf und schlugen über ihrem grauen Haupt zusammen. Dann aber geschah etwas Wundersames. Als der Brand sich ausgetobt hatte und die Lohe einsank, sah man eine schwarze Krähe sich aus der Glut emporschwingen, die mit einem Krächzen, ähnlich einer teuflischen Lache, hoch in die Luft flatterte und dann in der Richtung nach dem Hexenbühel verschwand. Dicht hinter ihr flog eine weiße Taube aus dem Scheiterhaufen hervor, die wandte sich aber nach dem Balkon des Schlosses, auf dem der Prinz zwischen seinen hohen Eltern dem grausigen Schauspiel zuschauen mußte. Sie flog ihm auf die linke Schulter, schlug ein paarmal mit den Flügeln und erhob sich dann, mit ihrem rosigen Schnabel seinen Mund zu berühren, ehe sie sich von ihm trennte und gleichfalls in weiter Ferne verschwand.

Der Prinz aber, laut den Namen Lilith rufend, fiel jählings um, und alle Bemühungen seiner tieferschrockenen Eltern und der erfahrensten Ärzte waren nicht im stande, ihn ins Leben zurückzurufen.

Die gute Frau

(1898)

Eines Morgens war der Teufel in sehr schlechter Laune aufgewacht. Sein Gesinde mußte es entgelten, da er bei dem gewohnten frühen Rundgang durch das finstere Reich noch strenger als sonst jede Nachlässigkeit im Dienst ahndete, so daß sich die verwegensten Höllengeister zitternd zusammenduckten, wenn nur ein Blitz aus den roten Augen ihres Herrn und Meisters auf sie hinfuhr.

Als er dann zu seiner Großmutter kam, erkannte die Greisin, die so alt ist wie die Welt, da sie schon im Paradiese die Menschenmutter in Gestalt der Schlange verführt hat, an den verzerrten Zügen ihres Sohnes, daß ihm übel zu Mute war. Sie langte eben wieder mit ihren dürren schwarzen Fingern in ein Becken voll glühender Kohlen, die sie in ihren zahnlosen Rachen schob. Denn ihre morschen Glieder fröstelten mitten in der Höllenglut, und sie mußte sorgen, sich von innen zu erwärmen.

Sie schob aber das Becken zurück, als sie ihren Sohn bei sich eintreten sah, der nie versäumte, die Uralte in der Frühe zu begrüßen und sich nach ihrer Nachtruhe zu erkundigen. Denn sie war das einzige Wesen, vor dem er Furcht hatte. Dir ist nicht wohl, mein Sohn, sagte sie. Bist du mit dem linken Fuß zuerst aufgestanden, oder hast gestern abend zuviel schwedischen Punsch getrunken, vor dem ich dich schon oft gewarnt habe, da er süß ist wie die Sünde, aber selbst dem ausgepichtesten Trinker in die Krone fährt, wenn er ihn kannenweise in sich hineinschüttet? Oder hast du dich wieder einmal im Traum mit einem Engel gebalgt, der dir eines deiner Hörner ausgerissen oder sonst eine Schmach an dir verübt hat? — Nein,

Großmutter, versetzte der Enkel, indem er eine wilde Grimasse schnitt, von alledem ist mir nichts begegnet. Der Grimm und Gram, der an mir nagt, rührt nur davon her, daß es seit einiger Zeit hier unten bei uns verdammt langweilig wird, da immer nur das alltäglichste Armsündervolk, gemeine Verbrecher, Mörder, Fälscher und Brandstifter eingeliefert werden, nicht der Kohlen wert, mit denen ihnen hier eingeheizt wird. Du entsinnst dich, Großmutter, es gab bessere Zeiten, wo man an kühnen und ausbündig gescheiten Missetätern seine Lust hatte, Manns- und Weibsbildern, die durch die ärgsten Martern nicht zu beugen und zu bändigen waren und wert gewesen wären, in unsere Zunft aufgenommen zu werden. Ob es daran liegt, daß meine dienstbaren Geister in ihrem Eifer auf Erden nachlassen, oder ob die Menschenwelt zahmer und sittsamer geworden ist — genug, das Gesindel, über das ich täglich Musterung halte, erregt mir nur Ekel und Abscheu, und mich verlangt nach irgend einer rechten Bestie von einem Menschen oder einem, der lange im Geruch der Heiligkeit gestanden und jählings einen so tiefen Fall getan hat, wie dein eigener lieber Enkel, als der Erzengel ihn auf ewig in den Abgrund schleuderte.

Die Alte sann eine Weile, ihre welken Augenlider halb zugedrückt, wie eine Schleiereule, die ins Licht sieht. Dann sagte sie: Du solltest dich einmal selbst droben unter der Sonne umsehen, wie es damit steht, ob deine Rüden bei der Seelenjagd ihre Schuldigkeit tun oder nicht; denn daß die Menschen sich gebessert haben sollten, glaube ich nicht. Die Erbsünde sitzt ihnen zu tief im Blut, und sie lernen höchstens ihre Laster und Niedertrachten besser verbergen. Zudem würde es nicht schaden, wenn du dir ein wenig Bewegung machtest. Bei deiner sitzenden Lebensart verdickt sich dein Blut. Ich würde dich gern begleiten, aber ich werde alt, und meine armen Knochen rasseln zu stark, sobald ich mich rühre. Auch muß doch eins von uns beiden hier unten bleiben, damit die Mäuse nicht auf dem Tische herumtanzen, wenn beide Katzen aus dem Hause sind.

* * *

Dieser liebreichen Ermahnung fügte sich der Enkel, der vor der großmütterlichen Weisheit den unbedingtesten Respekt hatte, und fuhr alsbald in die Oberwelt hinauf, nicht auf dem mühsamen Terrassenweg, den jener alte Dichter hinabgewandelt war, sondern indem er seine riesigen Fledermausflügel entfaltete und sich durch den schwarzen Kamin emporschwang. Denn bekanntlich ist die Hölle im Mittelpunkt der Erde gelegen und schon darum von einer heißen, beklommenen Luft erfüllt, da nur ein einziger Schlot die glühenden Schwefeldämpfe ins Freie strömen läßt.

Oben angelangt, begann er seinen langsamen Flug durch mancher Herren Länder, zuerst bis ins Mark erschauernd, da ein scharfer Novemberwind durch Wälder und Fluren strich, bis er sich warm geflogen hatte. Wo er etwas entdeckte, das ihm merkwürdig schien, ließ er sich zur Erde nieder und stapfte gemütlich mit seinem hinkenden Pferdefuß an den Wohnungen der Menschen vorüber, in die kleinen Fenster schielend oder auch in offene Türen tretend, immer für sterbliche Augen unsichtbar. Was er aber suchte, gewaltige, trotzige, dämonische Missetäter, die ihm selbst auf zu raten gegeben hätten, fand er nirgend, überall nur die arme, schwache von ihren Begierden und kleinen Selbstsüchten verführte Menschheit, bei denen der Ungeschickteste seiner Versucherbande leichtes Spiel gehabt hätte. Noch weniger begegnete ihm eine leuchtende Heiligengestalt, die sich durch den übermächtigen Zauber der Gelegenheit in den Abgrund locken ließ, was dem Teufel stets eine besondere Lust und der höchste Triumph seiner gottlosen Künste ist.

So war er, immer heftiger die laue, flaue Sündenwelt verwünschend, den ganzen Tag erfolglos herumgestrichen, wie ein Jäger, der viele Stunden lang dem Wilde nachgegangen ist, ohne zu Schuß zu kommen, als er in der Abenddämmerung zu einer einsamen Hütte im dichten Eichenforst gelangte, in der, wie er wußte, ein armer Waldhüter mit seiner jungen Tochter wohnte. Er kannte die beiden, da er schon früher einmal sich bemüht hatte, das Mägdlein in seine Gewalt zu bekommen, indem er ihr einen schmucken Jagdgehilfen zuführte,

der schon bei anderen sein Glück nicht umsonst versucht hatte. An dieser einsamen Unschuld aber waren die Künste des schlauen Burschen gescheitert, obwohl er sich alles Ernstes verliebt hatte und nur um ihrer blutigen Armut willen nicht daran denken konnte, die Waldhüterstochter zu seinem Weibe zu machen. Das fromme Kind nämlich hatte in einer Ecke seiner Kammer ein geschnitztes und buntbemaltes Muttergottesbild über einem Weihbrunnkesselchen stehen, das die Inwohnerin vor allen sündigen Wünschen und Werken schützte. Also war sie, auch wenn ihr alter Vater weit vom Hause weg im Forst zu tun hatte, in der offenen Hütte so sicher geborgen, wie nicht jedes Nönnchen in seiner Klosterzelle.

Daß hier nichts für ihn zu machen sei, wußte der Teufel nur allzu gut, und nur so verloren schweifte sein Blick nach dem offenen Kammerfenster des jungen Kindes. Plötzlich aber hemmte er den Schritt, denn was er drinnen gesehen hatte, durchzuckte ihn mit einer wilden Schadenfreude.

Es war ein kahles, weißgetünchtes Kämmerchen, das Muttergottesbild an der Wand der einzige Schmuck. Kein Ofen oder Kamin gab auch im Winter ein wenig Wärme, und unter der dünnen Bettdecke mußte es des Nachts, in so rauher Herbstluft wie heute, nicht eben behaglich sein. Die junge Waldhüterstochter aber war, wie es schien, an herbe Witterung gewöhnt. Sie trug auch jetzt nur ein leichtes Röckchen, die kräftig aufgeblühte Brust durch eine Linnenjacke gegen den Abendwind, der zum Fenster hereinstrich, schlecht verwahrt. Auf dem einzigen Holzstuhl neben dem Bette aber saß ein großer, schöner, stattlicher Mann in einer schmucken Jägertracht, der hatte das Mädchen mit beiden Händen an sich gezogen und hielt es zwischen seinen Knieen fest, obwohl es sich mit seitwärts gewandtem Gesicht zurückbog und sich loszumachen strebte. Aber es kämpfte nur schwach gegen die schmeichelnde Gewalt des vornehmen Herrn, der leise und dringend in das holde Kind hineinsprach. Der Teufel kannte ihn wohl; es war der reiche Graf, dem all diese weiten Waldungen bis an sein Schloß hin gehörten, und da der Waldhüter sein Leibeigener war, durfte er auch über dessen Tochter sein Herrenrecht geltend machen.

Warum bist du mir so unhold, Katherlieschen? sagte der Verführer und streichelte mit der Hand ihren nackten Arm. Ich weiß ja doch, daß du mir gut bist. Gestern, als ich mit deinem Vater sprach, den ich heute drei Stunden weit verschickt habe, da sah ich wohl, wie deine Veilchenaugen beständig nach mir hinschielten, und du die Kette bewundertest, die ich um den Hals trug. Ich will sie dir schenken, wenn du mich ein wenig liebhaben und tun willst, um was ich dich bitte. Denn ich weiß kein Mutterkind weit und breit, das rötere Lippen hat und die ich lieber küssen möchte, als deine.

Sie atmete schwer, und nur mühsam brachte sie die Worte heraus: Es ist aber Sünde, gnädiger Herr. Die Muttergottes sieht uns und würde mir's nie vergeben.

Närrchen! versetzte er. Was du dir einbildest! Die Muttergottes hätte viel zu tun, wenn sie alle Menschen bestrafen wollte, die sich liebhaben. Aber damit sie uns nicht länger sehen kann — wart! wir wollen ihr die Augen verbinden.

Damit zog er dem erglühenden Kinde das Tüchlein vom Halse, das ihre runden, weißen Schultern bedeckte, stand auf und umhüllte damit das geweihte Bild an der Wand. Als er dann zu dem Mädchen zurückkehrte, stand sie zitternd, die Hände vor die klopfende Brust gedrückt, mitten im Kämmerchen und wehrte ihm nicht, da er die Arme um sie schlang und ihre Augen und Lippen mit leidenschaftlichen Küssen bedeckte.

Mit einem verächtlichen Grinsen wandte der Späher draußen sich weg. Immer die alte Komödie! knirschte er voll Unmut. Ein vornehmer Wolf und ein armes gelüstiges Schäfchen! Großmutter würde höhnen, wenn das die ganze Jagdbeute wäre, die ich mit heimbrächte. Hol's der Kuckuck! Man möchte ein Nachmittagsprediger werden, der noch an jedem solchen philisterhaften Sündenfall ein Ärgernis nimmt. Das würde wenigstens die Galle in Bewegung setzen.

Indem er aber seine schwarzen Fittiche eben wieder entfalten wollte, fuhr ihm ein Gedanke durchs Gehirn, der ihn auflachen machte.

Er kannte die Gemahlin des gräflichen Sünders, den er hier auf verbotenen Wegen ertappt hatte. Diese Frau, jetzt

über die erste Jugend hinaus, da sie schon zwanzig Jahre vermählt war, hatte er früher mit tückischen Anschlägen umschlichen und zuletzt ingrimmig von ihr abgelassen. Denn sie war eines von den reinen und hohen Wesen, die keines Kampfes bedürfen, um jeder Versuchung zu widerstehen, und da sie ihren Gemahl seit ihren jüngsten Mädchenträumen einzig und allein im Herzen getragen hatte, war's auch kein verdienstliches Werk, daß sie sowohl unter den Verlockungen des sittenlosen Hofes, als in der Einsamkeit ihres Waldschlosses ihre Seele durch keinen Hauch sündiger Gedanken befleckt ließ.

Der einzige neben ihrem Gatten, für den sich ein weicheres Gefühl in ihrer Brust geregt hatte, war ein Vetter gewesen, etliche Jahre jünger als sie, ein schöner, heißblütiger Junker, der sie im stillen mit wilder Leidenschaft umwarb, bis sie ihn eines Tages für immer aus ihrer Nähe verbannt hatte. Er war in die Welt gezogen und hatte jahrelang nichts von sich hören lassen, also daß sie beruhigt denken konnte, er habe sich seine frevelhaften Wünsche aus dem Sinn geschlagen. So genoß sie ferner ohne jede Unruhe ihr häusliches Glück, da sie nicht ahnte, daß ihr vergötterter Gemahl hin und wieder verstohlenen Freuden nachging, ohne sich daraus ein Gewissen zu machen, da er trotzdem sein edles Weib nach wie vor als die Krone ihres Geschlechts betrachtete und in höchsten Ehren hielt.

Dies alles erwog der böse Feind, als er von der Waldhütte sich langsam entfernte, und im Nu hatte er seinen höllischen Plan darauf gegründet.

* * *

Die Gräfin saß in dem hohen Wohngemach ihres Schlosses, in dessen Kamin ein mächtiges Feuer brannte, und suchte, die Tasten ihrer Zimmerorgel berührend, eine trübe Stimmung, die ihr den ganzen Tag nachgegangen war, durch Musik zu bannen. Als sie am Morgen ihre reichen braunen Haare flocht, hatte sie zum erstenmal einige weiße Fäden darin bemerkt und sich gesagt, daß ihres Lebens Mittsommer verblüht sei und es nicht lange mehr währen würde, bis über ihre Schön-

heit der Herbst hereinbräche, wenn auch minder rauh und verheerend, als eben draußen im Walde. Und da sie zugleich ihren Gatten bei sich eintreten sah, der, nur ein Jahr älter als sie, sich noch in der Vollkraft seiner Mannesschöne befand, konnte sie sich eines leisen Kummers nicht erwehren, der Sorge, ob das Glück, das ihr seine Liebe und Treue gewährte, noch lange dauern könne.

Sie hatte ihm, da sie ihm all ihre Gedanken vertraute, auch diesen nicht vorenthalten, er aber mit Scherzen und Liebkosungen sie getröstet und ihr so zärtliche Worte gesagt, daß sie wieder lächelte, als er sie verließ. Dann aber war die zweifelnde Stimmung doch wieder mächtig über sie geworden und hatte auch durch den Zauber der geistlichen Hymnen, die sie auf ihrem Harmonium anstimmte, sich nicht ganz verscheuchen lassen.

So empfand sie es als eine Wohltat, daß ihr ein Besuch gemeldet wurde, und selbst der Anblick des Vetters, den sie früher gemieden hatte, war ihr willkommener als die Einsamkeit. Auch sah sie in seiner Rückkehr ein Zeichen, daß er seiner sündigen Leidenschaft Herr geworden sei, ging ihm mit einem herzlichen Gesicht entgegen und reichte ihm die Hand.

Sie fand ihn, der den Verwirrten und Verlegenen spielte, nicht im geringsten verändert; nur daß er den linken Fuß nachschleppte, fiel ihr auf. Doch ehe sie noch danach fragen konnte, erzählte er ihr, in einem Gefecht in Spanien, wo er freiwillig mitgekämpft, habe ihn eine Kugel am linken Knöchel verwundet, und der Schaden sei leider schlecht geheilt worden. Bekanntlich ist es dem Teufel nicht möglich, mag er sich im übrigen in noch so menschliche Gestalt verwandeln, seinen Pferdefuß gänzlich zu verbergen.

Nun setze dich zu mir, Frank, sagte die Gräfin, und erzähle mir von deinen Fahrten und Abenteuern. Du hast dich in all der Zeit nicht verändert, nicht ein einziges graues Haar dir wachsen lassen, während ich —

O Base, sagte er, dich finde ich ganz so wieder, wie du mir in meinen trostlosen Gedanken und Träumen vorschwebtest. Doch nicht um dir vorzuklagen, habe ich gewagt, das strenge

Verbot der Verbannung zu übertreten. Um deinetwillen, Cäcilie, da ich ein tiefes, zorniges Mitleid mit dir fühle —

Mitleid? unterbrach sie ihn. Das magst du für Frauen sparen, die nicht gleich mir von Gott und dem Glück gesegnet sind. Auch daß mir Kinder versagt blieben, hat reichen Ersatz darin gefunden, daß wir diese zwanzig Jahre hindurch wie in einem ewigen Brautstand oder Honigmond gelebt und uns nur fester aneinander geschlossen haben.

So möge es denn auch bleiben! versetzte der vermeintliche Vetter und stand auf. Ich will nicht schuld sein, daß du an deinem ewigen Bräutigam und den Flitterwochen irre wirst, obwohl ich ihn darum hassen könnte, daß er eine solche Gnade des Himmels und des Glücks nicht besser zu schätzen weiß. Grüß ihn von mir und leb wohl!

Nein, Frank! rief sie, und ihre Wangen überflog eine leise Röte, du wirst nicht von mir gehen, ehe du diese schnöde Verdächtigung widerrufen hast. Du sollst die Rückkehr meines Mannes von der Jagd erwarten und dann mit eigenen Augen sehen, daß alles zwischen uns noch ist wie vor zwanzig Jahren.

Deinen Mann erwarten, Bäschen? Das möchte ein wenig lange währen. Denn er ist allzu wohl aufgehoben, wo er sich gerade befindet, um sich so bald nach Hause zu seinem treuen Weibe zu sehnen. Also entlaß mich, da ich nicht gesonnen bin, den Frieden deiner Seele zu stören.

Halt! rief sie, als er sich schon der Tür näherte. Nun wirst du nicht von mir gehen, ehe du diese bösen dunklen Worte mir enträtselt hast. Wo sagst du, daß mein Gatte zu wohl aufgehoben sei, um sich nicht nach seinem Weibe zurückzusehnen?

Sie maß ihn mit einem stolzen Blick, in dem die Empörung ihrer reinen Frauenseele loderte. Er aber schlug die Augen nicht nieder.

Wenn du denn durchaus dein eigenes Unglück willst, versetzte er, so wisse, daß dein edler Gemahl in dieser Stunde sich herabgelassen hat, die junge Tochter eines seiner Untergebenen seiner zärtlichen Huld und Gnade zu versichern. Du wirst dem armen Kinde die Brosamen nicht mißgönnen, die ihr von dem reichen Tische deines ehelichen Glücks in den Schoß fallen

Hierauf ward eine kleine Stille zwischen den beiden. Man hörte nur die Flammen im Kamin zischen und sprühen, wie wenn das höllische Element sich der Nähe seines Herrn und Meisters freute und ob seines tückischen Anschlages auf die edle Frau frohlockte.

Du lügst! sagte diese, sich hoch aufrichtend. Ich sehe, daß du ungebessert zu uns zurückkehrst, ja in noch schlimmerer Verfassung, da du glaubst, durch niedrige Verleumdung meines Mannes bei mir etwas zu erreichen. Wo sind deine Zeugnisse für eine so schmähliche Anklage?

Hier diese meine zwei Augen, teure Frau. Und wenn du diesen nicht glaubst, wirst du auch deinen eigenen mißtrauen? Ich bin bereit, dich dorthin zu führen, wo du das alltägliche Wunder mit Händen greifen kannst, daß die süßeste Frucht einen verwöhnten Schlemmer zuletzt übersättigt und ihn gelüsten läßt, in eine herbe Schlehe einzubeißen. Soll ich dir aber raten, so ergib dich darein und denke, daß dir nichts Schlimmeres geschieht, als Tausenden deines Geschlechts.

Statt aller Antwort schritt die Gräfin zu einem Sessel, über den ein seidener, mit Zobel verbrämter Mantel geworfen war. Sie hüllte sich hastig darein und zog die Kapuze über den Kopf. Ein Schauer lief ihr über den Leib, als ihr der hohe Spiegel ihre Gestalt in dieser Vermummung zeigte. Komm! sagte sie mit rauher Stimme. Und wehe dir, wenn du falsch Zeugnis geredet hast!

So ging sie ihm voran, der mit höhnischem Grinsen sich vor ihr verneigte und die Marmortreppen hinab ihr nachhinkte.

* * *

Draußen angelangt, mußte sie es freilich dulden, daß er neben ihr herschritt, ihr den Weg zu zeigen. Sie sprach aber kein Wort zu ihm, sondern sah mit einem steinernen Gesicht vor sich hin und zog den Mantel fest um ihre Schultern, sich gegen den Wind zu verwahren, der eisig durch den Forst strich. Sie hatte bald wahrgenommen, daß sie nach dem Hause des Waldhüters gingen. Seine Tochter war ihr wohlbekannt. Mehr als einmal hatte sie dem Grafen von dem guten und

schönen Kinde gesprochen, und daß sie ihm einen braven Mann wünsche. Ihr Gemahl hatte mit einer gleichgültigen Miene zugestimmt, darum, da sie von den Listen und Tücken der Männer nichts ahnte, schien es ihr auch jetzt undenkbar, daß er sich zu diesem unschuldigen Geschöpf sollte herabgelassen haben. Von Zeit zu Zeit warf der böse Feind einen lauernden Blick in das Gesicht der schönen, stolzen Frau an seiner Seite. Was aber hinter diesen halb zugedrückten Augen lag, blieb ihm ein Rätsel.

Es war volle Nacht geworden, als sie nach einer halben Stunde raschen Gehens das einsame Haus erreichten. Das Kammerfenster liegt an der anderen Seite, raunte ihr der Teufel zu. Sie schien es zu überhören und ging geradeswegs auf die Haustür zu, die sie unverschlossen fand. Ein gebieterischer Blick bedeutete ihm, draußen zu bleiben. Sie aber trat ein, durchschritt das erste, größere Zimmer, wo der Vater wohnte, der, einem Befehle des Grafen zufolge, diese Nacht nicht nach Hause kommen sollte, und öffnete mit zitternder Hand die Tür zur Kammer seines Kindes.

Eine schaurige Kühle schlug ihr entgegen, da ein Luftzug das Fensterchen gegenüber geöffnet hatte. Ein schwacher Schimmer des Herbstmondes drang herein, bei dessen Lichte sah sie das Paar auf dem dürftigen Lager schlummern, den schönen Mann, der seinen Arm unter den Kopf des Mädchens gestreckt hatte, während seine Rechte ihre Linke hielt, beide Hände sanft ineinandergelegt auf der dünnen Decke, über die der Nachtwind hinstrich.

Die Frau war an der Schwelle stehen geblieben, das Herz pochte ihr zum Zerspringen, sie hatte all ihre Kraft nötig, nicht zusammenzusinken. War das ein Trug ihrer Sinne, was sie da erblickte, von einem bösen Geist ihr vorgespiegelt, sie im Innersten zu vernichten? Dieser Mann, der ihr Abgott gewesen war, jetzt des schmachvollsten Verrates an ihr überführt — das Mädchen, dem sie so gütig begegnet war, im Bunde mit dem Treulosen — so schamlos beide aller menschlichen und göttlichen Gebote spottend, daß sie es nicht der Mühe wert hielten, sich vor den Augen der Welt zu verschließen, die durch offene Türen und Fenster zu ihnen eindringen konnte?

Ein schneidender Schmerz durchzuckte die Brust der Unglücklichen, die ihre Augen nicht wegzuwenden vermochte von dem, was sie so tief empörte. Aber seltsam; je länger sie hinstarrte, ratlos, was sie beginnen sollte, je wundersamer verwandelte sich ihr Gefühl. Der Haß, der gegen das Mädchen, das ihr das Teuerste entwendet, in ihr auflodern wollte, wich einer Regung des Mitleids. Konnte sie es der unerfahrenen Jugend zum Verbrechen anrechnen, daß sie der Übermacht so großer Versuchungen nicht zu widerstehen vermocht hatte? War sie nicht gestraft genug, wenn sie beim Erwachen ihres Unglücks und ihrer Schande sich bewußt werden mußte? Und er, der sein edles Weib zwanzig Jahre auf Händen getragen, — wenn in einer bösen schwachen Stunde ihn das heiße Blut überwältigt, die frische Mädchenblüte neben seiner alternden Frau ihn seiner Gelübde vergessen gemacht hatte, — würde nicht auch er, aus diesem flüchtigen Rausch der Sinne erwacht, mit einem wunden Gewissen ihr wieder begegnen und sein Vergehen in langer Reue und Scham zu büßen haben?

Je länger sie diesem Gedanken nachhing, je milder wurde das Wehgefühl, je mehr gelang es ihr, was hier geschehen war, als ein unseliges Schicksal, ein unentrinnbares Verhängnis mehr mit Staunen und Trauer als mit Empörung zu betrachten. Als sie dann einen Blick über die kahlen vier Wände des frostigen Gemaches und das armselige Lager warf und dachte, in solcher Umgebung habe sie ihren verwöhnten, stolzen Gemahl angetroffen, regte sich etwas wie ein mütterliches Gefühl in ihr, ein Bedauern darüber, daß ihr Liebling sich so ärmlich gebettet habe. Ohne weiter zu überlegen, nahm sie den weichen, warmen Mantel von ihren Schultern, breitete ihn sanft über die dünne Decke, daß er bis an die beiden zusammengefügten Hände reichte, und verließ lautlos die Kammer.

Der Versucher draußen, als er sie totenbleich, doch in ruhiger Haltung aus dem Hause treten sah, näherte sich ihr mit geheuchelter Beileidsmiene. Du hast nun gesehen, Base, flüsterte er ihr zu, daß du mich mit Unrecht der Lüge und Verleumdung geziehen hast und keinen treueren Freund besitzest als mich. Gebiete über mich, und alles was du von mir

heischest, dir zur Rache an dem Treulosen zu verhelfen, der diese Schmach dir angetan —

Meine Rache ist schon vollzogen, unterbrach sie ihn. Niemand als Gott bin ich darüber Rechenschaft schuldig. Du aber verlaß mich sofort und wage nie wieder, vor mein Angesicht zu treten!

Damit wandte sie sich von ihm und trat langsam den Rückweg nach dem Schlosse an. Der böse Feind sah ihr einen Augenblick nach, in wildem Grimm über seinen gescheiterten Anschlag. Was hatte sie mit der Rache gemeint, die sie bereits vollzogen habe? Es war ihm aufgefallen, daß sie ohne ihre warme Hülle aus dem Hause wieder herausgetreten war. Hatte sie das ehebrecherische Paar im Schlaf erdrosselt und ihren Mantel darüber gebreitet? Kein Laut drang aus dem Inneren des Hauses, es schien die Stille des Todes zu sein. Als er aber hastig eintrat und sah, wie sie es gemeint hatte, schlug er eine ingrimmige Lache auf, daß die Schlummernden erschrocken emporfuhren. Sie sahen aber den höllischen Spötter nicht mehr, der mit dem Huf stampfend in die Tiefe versunken war und nur einen leichten Schwefeldunst zurückgelassen hatte, der wie ein gelbes Wölkchen zu der offenen Tür und dem kleinen Fenster hinauszog.

* * *

Eine Stunde später öffnete sich leise die Tür, die in die Wohnhalle des Schlosses führte. Der Graf trat zögernd ein, über dem Arm den Mantel seiner Gattin tragend. Diese aber stand vor dem großen Kamin, in welchem ein gewaltiges Feuer brannte, die Hände weit der Glut entgegengestreckt, von einem Frostschauer durchrieselt, den sie vergebens zu bezwingen suchte. Als sie die Türe gehen hörte, wandte sie sich halb um und nickte leise mit dem Haupt. Cäcilie —! sagte der Eintretende und blieb hinter ihr stehen. — Du bist's, Hubert? erwiderte sie. Willst du dich auch wärmen? Es ist eine böse, kalte Nacht. Komm, ich mache dir ein wenig Platz. Aber nein, sprich nichts! Was könntest du sagen wollen, das ich nicht schon wüßte? Und Gelübde für die Zukunft —? Haben wir nicht erlebt, daß die heiligsten Schwüre schwache Stützen sind, wenn die Leidenschaft

daran rüttelt? Wie es nun sein wird zwischen uns, — ich habe es noch nicht überlegt, mich fror zu sehr im Walde, all mein Denken erstarrte, aber glaube, du wirst kein unholdes Wort von mir hören, nur den Mantel gib mir wieder, den muß ich aus der Welt schaffen, unsern Mitwisser — gib!

Sie nahm dem tief Verwirrten und Verstummten die seidene Hülle vom Arm und warf sie in die Flammenlohe des Kamins. So! sagte sie mit einem Seufzer, nun wird mir leichter. — Dann starrte sie regungslos, die Arme über der Brust gekreuzt, in das Spiel der Vernichtung, das die prasselnde Glut mit dem kostbaren Gewande trieb. Cäcilie! stammelte er, hinter ihr in die Kniee sinkend, du bist eine Heilige! — Da wandte sie sich um, mit einem wehmütigen Lächeln. Nein, mein Freund, sagte sie leise, keine Heilige bin ich, nur ein armes irdisches Weib, das seinen Mann mehr liebt als sich selbst. Aber steh auf! Wir sollen nur vor Gott knieen, und ich — ich bedarf der Hilfe und Stütze. Denn in der Tat, mir ist nicht ganz wohl. Rufe meine Frauen, daß sie mich zu Bett bringen. Ich will morgen zeitig aufstehen, um in die Frühmesse zu gehen. —

In der Nacht brach ein hitziges Fieber aus. Erst nach langen Wochen konnte die edle Frau sich von ihrem Bette wieder erheben. Während dieser ganzen bangen Zeit wich ihr Gemahl nicht von ihrer Seite. Als sie zum erstenmal an seinem Arm wieder ins Freie ging, sehr lieblich durch die Blässe ihrer Wangen und die vor Freude glänzenden Augen, sagte sie, sich sanft an ihn lehnend: Du bist gut, Hubert, ich habe dir zu danken. Die Kammerfrau hat mir erzählt, daß sich für das arme Kind ein braver Gatte gefunden hat, du aber hast ihm eine gute Stelle gegeben auf unserem fernen Gut und das Mädchen reich ausgestattet.

Sie neigte sich zu ihm, ihm die Stirne zu küssen. Er aber, tief errötend, beugte sich auf ihre Hand hinab, drückte einen ehrfurchtsvollen Kuß darauf und sagte: Ich bin ein großer Sünder. Aber dein überfließender Gnadenschatz, du meine Heilige, soll mich entsühnen!

* * *

Als der Teufel in jener Nacht in die Hölle hinabgefahren war und ſeiner Großmutter mit Knirſchen erzählt hatte, wie all ſeine Tücke an dieſer guten Frau zu Schanden geworden war, wiegte die Uralte langſam den grauen Kopf und verſetzte: Auch du wirſt alt, mein Sohn, und deine beſten Künſte verſagen. Dieſe Frau aber — wenn du nicht mit eigenen Augen geſehen hätteſt, was ſie getan, ſo würde ich glauben, es ſei nur ein Märchen, was du mir von ihr erzählt haſt, oder du habeſt es nur geträumt.

Johannisnacht

(1898)

Die Uhr der kleinen Friedhofskirche hatte kaum ihren zwölften mitternächtigen Schlag getan, als zwei junge weibliche Gespenster aus ihren Gräbern hervorschlüpften, ein wenig gähnten und die Arme reckten und sich dann neugierig in dem mondhellen, stillen Revier umschauten. Das eine, schlank und zart von Gestalt, in ein spitzenbesetztes, wallendes Leichenhemd gehüllt, betrachtete das hohe Monument aus weißem Marmor auf seinem Grabe, dessen Goldinschrift besagte, daß hier die hochgeborene Gräfin Adelheid auf und zu Wartenweil in der Blüte ihrer Jahre und ihres Glückes die letzte Ruhe gefunden, tief betrauert von ihrem trostlosen Gatten und dem unmündigen Knäblein, das die beste Mutter verloren habe. Ein Bibelspruch vertröstete auf das himmlische Wiederfinden. Nur um wenige Gräber von diesem prunkvollen Denkmal entfernt erhob sich über einem einfachen, nicht mit eisernem Gitter umzirkten Hügel ein schlichtes hölzernes Kreuz, das nur den Namen Jungfrau Trude Fürchtegott, Schulzentochter, trug und die Daten der Geburt und des Todes, aus denen zu ersehen war, daß die hier Bestattete in ihrem zwanzigsten Jahre von der sonnigen Welt hatte scheiden müssen. Gewiß so widerstrebend wie die vornehme Nachbarin. Denn noch in ihrer Geistgestalt zeigte sich, daß sie in Fleisch und Bein ein gesund genaturtes Menschenkind gewesen sein mußte, dessen junge Brust sich gewiß kraftvoller gegen das weiße Fürtuch erhoben hatte, als noch jetzt unter den dünnen Falten des schmucklosen Sterbehemds.

Diese arme Seele hielt sich nicht lange mit der Entzifferung

der schon halb verwaschenen Buchstaben an ihrem Kreuzchen auf, sondern setzte sich, die Arme um die Kniee geschlungen, auf den Hügel nieder, seufzte ein paarmal, rieb sich die Augen und schien zu überlegen, was sie nun zunächst unternehmen sollte. Dabei blickte sie zufällig nach dem Grabe der jungen Gräfin hinüber, die ihrerseits soeben entdeckt hatte, daß sie nicht allein hier oben herumspukte. Doch keine wurde darüber klar, wen sie vor sich habe, und so begann die Hochgeborene, nachdem sie sich gleichfalls niedergelassen hatte, mit dem Dorfkind gemütlich zu plaudern, indem sie ihr zunächst einen guten Morgen zurief und dann fragte, ob sie auch schon lange da unten geschlafen habe. — Erst seit sechs Wochen, erwiderte die andere, aber sie liege unbequem, da der Tischler ihr das Maß zu kurz genommen habe, und übrigens werde man ganz steif von dem langen Schlafen, zumal wenn man an Arbeit in freier Luft gewöhnt gewesen sei. — Ihr gehe es nicht besser, versetzte die tote Gräfin; sie habe nichts lieber gehabt als Reiten und Schwimmen. Da sei es eine wahre Wohltat, daß in der Johannisnacht alle abgeschiedenen armen Seelen ihren Ausgang hätten, sich ein wenig zu lüften oder etwas nachzuholen, was sie auf Erden versäumt. Ich, fuhr sie fort, habe es kaum erwarten können, bis diese Nacht kam. Ich habe droben mein Herz zurückgelassen in der Wiege meines Kindes. Davon träumte mir beständig, und ich will hin und nach ihm sehen. Waren Sie auch verheiratet? — Nein, aber verlobt, und da ist mein Herz zurückgeblieben bei meinem Liebsten. Das ließ mir keine Ruhe. — O, erzählen Sie! rief die andere und stand auf, sich der Leidensgefährtin zu nähern. Das ist ja sehr interessant. Wer war denn Ihr Bräutigam? War er von Familie? — Er war Großknecht auf dem herrschaftlichen Gut, der sauberste Bub im ganzen Dorf, zu Michaelis sollte er mich heuern. Wenn Sie den gekannt hätten — — Aber dann sind Sie ja — dann bist du die Trude Fürchtegott! rief die andere sehr enttäuscht und machte eine Bewegung, als ob sie sich wieder zu ihrem Erbbegräbnis zurückziehen wollte. Dann aber schien sie die Gesellschaft des Dorfkindes doch ihrer gräflichen Einsamkeit vorzuziehen, ließ sich auf den nächsten

Hügel nieder und sagte: Es freut mich, dich hier zu finden, Trude; du hast mir immer gefallen mit deinen roten Backen und den blanken Zähnen und deinem lustigen Lachen. Was hat dich denn nur so früh in die Grube gebracht?

O, sagte das jungfräuliche Gespenst, nun erkenn' ich die gnädige Gräfin. Ich war noch ganz frisch und gesund, als man unsere Frau Gräfin zu Grabe trug; es war eine schöne Leich', und ich hab' viel geweint und zehn Vaterunser für Ihre ewige Ruh' gebetet. Hernach hat's mich selbst getroffen; der Jäger des Herrn Grafen hat bei einer Treibjagd, da ich der Schützenkette zu nah gekommen bin, mich erschossen, ich bin gleich maustot gewesen; nun, um mich war's nicht so schade wie um die Frau Gräfin, bloß um meinen H a n s hat mir's leid getan, und daß ich nicht erlebt hab', wie's tut, ein Kleines zu säugen. Der Herr Graf hat mich sehr schön begraben lassen, ich könnt' nun recht zufrieden sein und schlafen bis zur Auferstehung, aber ich hab' auch, wie die gnädige Gräfin, mein Herz droben gelassen in der Scheune, wo ich das letzte Mal mit dem Hans zusammengekommen bin. Darum hab' ich keinen festen Schlaf.

Die andere nickte. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, sagte sie mit einem frommen Blick nach oben. Er hätt's uns aber wohl ein bißchen länger lassen können. Jetzt aber — wir haben nur eine Stunde Zeit, da dürfen wir uns hier nicht lange aufhalten. Komm, Trude, gib mir deinen Arm, — nein, zier dich nicht, hier sind wir alle gleich, und du darfst mich auch du nennen. — Das brächte ich nie über die Lippen, versetzte Trude; ich weiß, was man der Herrschaft schuldig ist; aber den Arm will ich Ihnen gern geben, denn ich seh', die gnäd'ge Gräfin ist ein bissel schwach auf den Beinen. So, und nun hopsa! Da kommt wieder ein Grabstein, und der Mond geht hinter die Wolken. Stützen Sie sich nur dreist auf mich, Frau Gräfin, ich bin gut zu Fuß.

So strichen die beiden Arm in Arm die lange Zeile zwischen den Grabhügeln dahin. Als sie an das Friedhofstor kamen, sahen sie den Tod dort sitzen in seinem Wächterhäuschen. Wohin ihr Landstreicherinnen? brummte er sie an, indem er aus der

kurzen Tonpfeife zwischen den blanken Kiefern eine mächtige Rauchwolke hervorstieß. Als sie ihm sagten, sie wollten nur einmal nach ihren Herzen sehen, die sie droben zurückgelassen, schob er fluchend mit seiner Knochenhand den Riegel am Tor zurück und sagte: Nun so fliegt aus, ihr dummen Gänse, ihr werdet was Rechts davon haben. Aber das sag' ich euch, bleibt mir nicht über den Glockenschlag aus, sonst soll euch ein heiliges Donnerwetter —!

Damit ließ er sie hinausschlüpfen und schlug die Tür dröhnend hinter ihnen zu.

* * *

Als sie ins Freie kamen, umfing sie nach dem schwülen Blumen- und Moderduft der Gräberstätte die reine Luft der Juninacht so erfrischend, daß die armen Gespenstlein tief aufatmeten. Ein schwacher Mondglanz lag über der Gegend, der die fernen Zinnen des Grafenschlosses und die Giebel der Bauernhäuser ein wenig verschleierte. Eben wollten sie ihren Weg die breite Dorfstraße entlang antreten, da sahen sie auf einem Baumstumpf zur Seite ein seltsames Figürchen hocken, ein junges Weib, das nur mit einem dünnen, grauen Florschleier bekleidet war, durch dessen Risse und Löcher ihr weißer Leib hervorschimmerte. Sie war damit beschäftigt, ihr langes schwarzes Haar zu flechten, das ihr über die Schultern floß und über das Gesicht herabhing, aber zwischen den Strähnen blitzten zwei grünliche Augen die beiden armen Seelen mit lauernder Tücke an, und sie lachte, daß all ihre Zähne zu sehen waren, als sie ihnen zurief: Guten Abend, ihr armen Kinder! Seid ihr auch durstig geworden in euren staubigen Betten und wollt einen frischen Trunk tun? Kommt mit! Ich weiß, wo frisches rotes Blut zu haben ist.

O Gott, flüsterte die Gräfin, sich dichter an ihre Gefährtin schmiegend, die da ist ein schreckliches Wesen, ein Vampir, der Nachts lebendige Menschen überschleicht und ihnen das Blut aussaugt. Laß uns geschwinde vorbeihuschen!

Die Fremde lachte nur unbändiger. Du magst mich nennen, wie du willst, rief sie, ich tue, wozu ich Lust habe, und bin

klüger als ihr beide. Ich will zu meinem Mann, von dem ich so früh weggestorben bin; nun soll er keine Zeit haben, sich darüber zu trösten, sondern mit mir hinunter in meine kühle, dunkle Kammer. Sieben Nächte hab' ich ihn schon besucht und mich immer an ihm sattgetrunken, daß er schon ganz bleich und schwach geworden ist. Wenn ich noch einmal sieben Nächte bei ihm war, ist's um ihn geschehen, dann trennt uns nichts mehr. Der alte Wächter am Tor drinnen läßt mich darum auch jede Nacht hinaus, weil ich ihm eine Mühe spare. Ihr aber, wozu seid ihr denn aufgestanden?

Ich will nach meinem Kinde sehen, bei dem ich mein Herz zurückgelassen habe, erwiderte die junge Gräfin.

Und ich nach meinem Hans! sagte Trude.

Hahaha! gellte das Hohngelächter der Wilden. Als ob man droben noch der Toten gedächte, solang ein Mensch noch einen Tropfen warmes Blut im Leibe hat! Aussaugen müßt ihr's ihnen, wenn ihr sie nicht freigeben wollt, nur den Meinen, den gönn' ich keiner. Überhaupt ist Blut ein Labsal für so arme Seelen, wie wir sind; seht nur, wie frisch und rund mein junger Leib noch geblieben ist, während eure Glieder so schattenhaft in euren Hemden schlottern. Wenn ihr klug seid und doch euer Liebstes am Leben lassen wollt — ich kann euch schmucke Männer anzeigen, an denen ihr euch erfrischen könntet. Ihr wollt nicht? Nun, jeder nach seinem Geschmack. Ade, und ich wünsch' euch viel Vergnügen. Hahaha!

Damit erhob sie sich rasch von ihrem Sitz, und ein Paar kleine Schwingen, die wie spitze Schwalbenflügel aussahen, entfalteten sich ihr plötzlich am Rücken und trugen sie windschnell die helle Dorfstraße entlang.

Mir graust's! hauchte die Gräfin. Komm, wir wollen ihr nicht nach, auch macht da die Straße einen weiten Bogen um den Erlensumpf; wenn wir den überschreiten, kommen wir geradeaus nach dem Dorf.

Über den Sumpf? erwiderte das gespenstige Jüngferchen. Da ist's gefährlich zu gehen, weil man einsinken kann, und dann — es spukt ja im Erlenmoor!

Närrchen! Was kümmert uns das? Wir schweben leicht

darüber hin und brauchen uns auch vor keinem Spuk zu fürchten, da wir jetzt selbst Geister sind. Also halt meinen Arm fest, in zehn Minuten sind wir geborgen.

Sie waren aber kaum zehn Schritt weit in das moosige, mit Heidekraut überwucherte Gebiet eingedrungen, als ihnen zwei unheimliche feurige Gestalten entgegenflogen, zwei wegelagernde Irrwische, die das Sumpfland bei Nacht durchstrichen, unbedachte späte Wanderer ins Verderben zu locken. Als sie die beiden Gespenster erkannten, flackerten sie lustig auf und verneigten sich unter wirbelnden Gebärden vor ihnen, wobei die langen, roten Frackschöße im Winde wehten und die spitzen, feurigen Haarschöpfe aufloderten wie züngelnde Flammen. Sie erboten sich, die Damen sicher nach dem Dorf zu geleiten, der Größere blieb der Gräfin zur Seite, der Kleinere hielt sich zu dem Jüngferchen, dem er zuweilen mit täppischer Zärtlichkeit auf die Schulter klopfte. Den beiden in die Mitte Genommenen war die Sache nicht ganz geheuer. Nur die Gräfin hatte den Mut zu fragen, ob sie am Ende gar am Hexenbühel vorbeikämen, auf dem es in der Johannis- und Walpurgisnacht so unheimlich zugehen solle.

Wir kommen gleich dahin, erwiderte der Irrwisch. Siehst du nicht schon dort zur Linken die Lichter durch die Büsche glänzen?

Richtig hatten sie den verrufenen Hügel schon in der nächsten Minute erreicht. Er stieg in sanftem Abhang aus dem flachen Heideland auf und breitete sich oben zu einer runden Kuppe, auf deren ebenem Grund ein zartes, hellgrünes Gras wucherte, mit bunten Feldblumen durchwirkt. Ringsum aber war eine lebendige Mauer von dichtem Buschwerk aufgewachsen, aus der einzelne Erlen und Ebereschenbäumchen aufragten, die im luftigen Winde ihre schlanken Wipfel wiegten.

Die seltsame Lieblichkeit dieser schön umfriedeten Stätte mitten im unwirtlichen Moorgrund mochte schon seit Urzeiten allerlei elfisches Gelichter angelockt haben, hier seine nächtlichen Feste zu feiern, zumal in geweihten Nächten, und hin und wieder hatte ein verirrter Wanderer sie belauschen können und Wunderdinge davon berichtet. Die beiden armen Seelen aber mit

ihren flackernden Begleitern kamen gerade, da der Tanz der kleinen Elementargeister am wildesten war, und so sehr sie Eile hatten, ins Dorf zu gelangen, blieben sie doch wie bezaubert von dem wundersamen Schauspiel hinter einer Weißdornhecke stehen und schauten dem Reigen zu, der, von hundert bunten Elfengestalten getanzt, um die Königin herumwirbelte. Diese ruhte auf einem erhöhten, mit Rosen ausgepolsterten Sitz in der Mitte des Kreises, schien aber von dem entzückenden Schauspiel ermüdet und horchte zerstreut der Musik, die aus den Büschen erklang, wo ein Nachtigallenpaar ein Duett flötete, während weit umher die Grillen dazu geigten und unten im Moor die Glockenfrösche den Baß spielten.

Auf einmal schien die Feenfürstin der fremden Zuschauer gewahr worden zu sein. Sie winkte einer der größeren Elfen, die neben ihr standen, und sagte ihr ein Wort, worauf das zierliche Wesen sich den beiden armen Seelen näherte und höflich die Einladung an sie richtete, am Tanze teilzunehmen. Die Gräfin entschuldigte sich und Trude, ihr Trauerjahr sei noch nicht zu Ende, sie dürften daher keinen Ball besuchen, dankte aber verbindlich für die ihnen zugedachte Ehre und war heimlich froh, eine so triftige Entschuldigung gehabt zu haben. Denn jetzt wurde der Reigen wilder und wilder, die kleinen Tänzerinnen erhitzten sich so sehr, daß sie zuletzt ihre luftigen Gewändlein abwarfen und nun die allerliebsten nackten Gliederchen, vom Mondlicht vergoldet, in rasender Verzückung herumschwangen.

Die Lustbarkeit sollte aber ein Ende mit Schrecken nehmen. Aus dem dichtesten Dunkel des Buschwerks brach plötzlich ein Schwarm kleiner schwarzbehaarter Waldteufel, mit Bocksbeinen und Hörnchen über der niederen Stirn, hervor, jeder haschte die ihm zunächst vorbeiflatternde Elfe und bedeckte das zarte, vom Schreck verzerrte Gesichtchen mit derben Küssen. Geschrei, Angstgestöhn, grenzenlose Verwirrung, der endlich die Fürstin ein Ziel setzte, indem sie ihren Rosenzweig gegen die wilde Horde schwang. Sofort ließ jeder seine schlanke Beute fahren und starrte die zürnende Herrscherin eingeschüchtert an. Diesen Moment benutzten die befreiten Tänzerinnen, schlüpften wieder

in ihre Schleiergewande, und im nächsten Augenblick schwirrte das ganze Elfenheer wie ein aufgescheuchter Schwarm bunter Vögel hoch in die hellen Lüfte davon, während sein Spottgelächter mit silbernem Klang aus der Höhe schallte. Die Waldteufel aber verzogen sich, ohne einen Laut von sich zu geben, und der Hexenbühel lag wieder stumm und einsam da, nur daß die Nachtigallen fort und fort ihren Zwiegesang ertönen ließen.

* * *

Es war ganz hübsch, sagte die junge Gräfin, als ihr roter Galan sie fragte, wie ihr das Fest gefallen habe. Nur zuletzt betrugen sich die Tänzerinnen allzu indezent, und ich war froh, daß es nicht weiterging. Aber nun laßt uns eilig unsern Weg fortsetzen. Wir haben uns hier schon zu lange versäumt.

So schwebten sie wieder in hastigem Lauf über die Heide dem Dorfe zu. Die beiden Irrwische rückten ihnen immer näher, sie betrugen sich überhaupt so zudringlich, daß einmal Trude einen leisen Schrei ausstieß, da ihr Begleiter sie zu küssen gewagt hatte. Nun aber war die Dorfstraße wieder erreicht, und die feurigen Herren, die ihren Moorgrund nicht verlassen durften, mußten zurückbleiben. Die Damen würden sie aber wieder vorfinden, wenn sie zurückkämen, versicherten sie. Ihr Leben sei so einförmig, daß sie glücklich wären, könnten sie Nacht für Nacht eine so liebenswürdige Gesellschaft haben.

Hierauf antwortete die junge Gräfin gar nicht, die ihren Begleiter überhaupt sehr von oben herab behandelt hatte. Alle ihre Gedanken waren einzig bei ihrem Kinde, wie sie es finden und ob es sie noch wiedererkennen würde. Als sie dann mit ihrer Begleiterin die ersten Häuser des Dorfes erreicht hatte, hielt sie einen Augenblick an. Hier erhob sich neben der Straße ein schlichtes Holzkreuz, von dem herab der Gekreuzigte einen mitleidigen Blick nach den armen Seelen warf, die sich ins Leben zurückwagten. Von dem fernen Dorfplatz unter der Linde klang eine mißtönende Musik von Fiedeln und Pfeifen herüber, in die von Zeit zu Zeit der Juhschrei der Burschen und Dirnen hineingellte, die dort die Johannisnacht feierten.

Ob mein Toni auch dabei ist? flüsterte das Dorfkind. — Wir wollen uns hier wieder zusammenfinden, sagte die Gräfin. Du gehst nun rechts, ich links. Wir machen dann den Rückweg zusammen.

So trennten sie sich. Trude schwebte die Dorfstraße entlang, die Gräfin den Burgberg hinauf. Sie wurde mit geschlossenen Füßen vom leisen Zuge der Nachtluft getragen, wie ein Rauchwölkchen im Winde dahinzieht. Dabei sah sie weder rechts noch links durch die Stämme der alten Ulmenallee in die Landschaft hinaus, die schlafend im Mondschein sich ausbreitete. Immer rascher flog sie hinan, bis sie endlich oben vor dem alten Schlosse hielt, tief aufatmend. Sie nahm sich aber auch hier nicht die Zeit, all die wohlbekannten Plätze, das hohe, wappengekrönte Portal, die breite Freitreppe und weiter unten den Garten mit seinen vom Mond versilberten Springbrunnen zu betrachten. Unaufhaltsam strich sie um den Eckturm herum nach der Hinterseite des Schlosses, zu den Fenstern des Kinderzimmers, die auf eine Terrasse und die Bäume des Parks hinausgingen. Eines davon war nur angelehnt. Sie spähte in den hohen, luftigen Raum hinein, der durch ein Nachtlämpchen dämmernd erhellt war. Da stand das Bett des Knaben neben dem seiner Wärterin, einer treuen alten Dienerin ihres Hauses, die schon bei Lebzeiten der Mutter das Kind gepflegt hatte; damals ließ sich das verwöhnte Herrlein nur widerstrebend vom Schoß der Mutter wegnehmen und von der alten Margret zu Bette bringen. Heut war es ihr allein überlassen.

Im nächsten Augenblick war die junge Gräfin über den niederen Sims durchs Fenster geglitten und huschte unhörbar an das Bett des Kindes. Jetzt erst sah sie, daß der große Hund, sein steter Begleiter, neben dem Bettchen lag; doch ehe sie noch das Gesicht des schlafenden Kindes deutlicher hatte sehen können, richtete sich der riesige Wächter auf den Vordertatzen auf, mit gesträubtem Fell, die Augen ins Weite gerichtet, und stieß ein dumpfes, feindseliges Knurren aus dem weitgeöffneten Maul. Als sich dann aber das arme Gespenst zum Kissen ihres Knaben hinabneigte, ihm einen Kuß auf die Wange zu hauchen, fuhr auch das Kind mit einem ängstlichen Wimmern aus dem Schlaf in

die Höhe, der Hund heulte wie rasend, die Wärterin ermunterte sich und stand auf, das Kind, das nach ihr schrie, in ihre Arme zu nehmen. Sie trug es, während es beständig weinte und der Hund von Zeit zu Zeit ein kurzes Gebell von sich gab, mit leisem Singsang im Zimmer auf und ab, gab ihm die zärtlichsten Namen und erzählte ihm, der Papa, der in der Stadt sei, werde bald wiederkommen und seinem Herzblatt ein schönes Pferdchen mitbringen und andere herrliche Sachen, wenn es jetzt brav sei und wieder einschlafe. Das Kind aber schauerte in sich zusammen, so oft die Mutter sich ihm näherte, und klammerte sich wie in Todesangst an die Wärterin, die auch den Hund umsonst zu beschwichtigen suchte.

Nur eine kleine Weile ertrug die arme abgeschiedene Seele den Schmerz, sich so unhold empfangen zu sehen. Dann huschte sie mit einem tiefen Seufzer nach dem kleinen Bett, zog unter dem Kopfkissen ihres Knaben, der ihr für immer verloren war, etwas hervor, das sie unter ihrem Hemde verbarg, und schwebte dann durch das Fenster wieder hinaus. Sobald sie draußen war, ward es still im Zimmer; das Kind, sorgsam zugedeckt, schlief schon wieder nach wenig Atemzügen, und der Hund legte den schweren Kopf zwischen die Tatzen, wie ein treuer Wächter, der seine Pflicht getan.

* * *

Als die unglückliche junge Mutterseele das Holzkreuz unten am Weg wieder erreichte, fand sie ihre Leidensgefährtin schon auf dem Holzbänkchen sitzend, den Kopf auf die Brust gesenkt, die eine Hand auf die linke Brust gedrückt, an der sie gleichfalls unter ihrem Sterbehemd etwas verborgen hatte.

Sie stand auf, da die Gräfin zu ihr trat. Ich hätt' es denken können! sagte sie mit einem wilden Ausdruck in dem erloschenen Gesicht. Er ist mit der Ursel durchs Feuer gesprungen und tanzt jetzt mit ihr unter der Linde. Ich hab's nicht lange mitansehen können und bin nur noch in die Scheune, mein Herz zu holen. Es hätt' auch dort bleiben können, bis es die Hunde gefressen hätten. Aus den Augen, aus dem Sinn. Nur daß es gerade die Ursel ist —!

Sie war so in ihr Herzeleid vertieft, daß ihr nicht einfiel, zu fragen, wie die Gräfin es gefunden habe. Die aber sprach kein Wort, sondern schlug so hastig den Weg nach dem Erlenmoor ein, daß die andere kaum folgen konnte.

Am Rande des Moors trafen sie richtig wieder die beiden langen roten Gesellen, die sich dienstfertig ihnen wieder anschlossen. Aber auf all ihr Geschwätz erhielten sie keine Antwort. Und da sie etwa in die Mitte des Sumpflandes gekommen waren, wo zu den Seiten des schmalen Steges trübe Lachen blinkten, hielt die Gräfin an und fragte, ob es da besonders tief sei. — Es sei eine bodenlose Stelle, wurde geantwortet. Wer da hineinsänke, käme nie wieder zum Vorschein. — Meine Last wird mir immer schwerer, seufzte die Gräfin. Was soll ich sie auch mit ins Grab nehmen? Wenn dir auch so zu Mut ist, Trude, so versenken wir hier unsere armen Herzen, daß wir für ewige Zeiten Ruhe vor ihnen haben. — Die andere nickte nur und trat mit an den Rand der schwarzen Lache. Dann ließen beide, was sie unter ihren Hüllen getragen hatten, in die Tiefe gleiten, die sich mit einem dumpfen Laut über den schweren Herzen schloß.

Wenige Minuten später hatten die Nachtschwärmerinnen das Tor des Friedhofs wieder erreicht. Auch die Blutsaugerin stellte sich pünktlich ein. Sie sah sehr munter aus. Nun, ihr armen Durstigen, rief sie ihnen entgegen, habt ihr euch wenigstens satt g e s e h e n? Ich merk' es euch aber an, ihr seid nicht auf eure Rechnung gekommen. Schlagt euch die dummen Herzen aus dem Sinn, man lebt auch im Tode nur lustig ohne Herz, und morgen nacht, wenn ihr meinem Rate folgt —

Da rasselte das Tor auf, und der greise Wächter spähte hinaus, ob die drei Gespenster sich noch nicht wieder zurückgefunden hätten, denn es fehlte nur noch eine Minute an eins, und er wollte endlich seine Ruhe haben. So huschten sie an ihm vorbei, jedes nach seinem Hügel. Gute Nacht, Trude, sagte die Gräfin. Nun stehe ich nicht wieder auf vor dem Jüngsten Tage. — Und ich werde so fest schlafen, als ob ich vierundzwanzig Stunden in einem Strich gemäht hätte. Mir ist jetzt ganz leicht. Gnädige Gräfin haben einen guten Einfall gehabt, die Herzen

zu verſenken. Wir hätten ſie überhaupt nicht droben zurücklaſſen ſollen.

Da ſchlug es eins vom Friedhofskirchlein, beide ſchlüpften im Nu unter den Raſen, und der grüne Totengarten lag wieder ſo ſtill und friedlich im Mondſchein, als wäre niemals das Seufzen und Jammern armer Menſchenkinder in ſeinem blühenden Bezirk zu hören geweſen.

Das Märchen von Viels mit der offenen Hand

(1898)

Es war einmal in uralter Zeit ein mächtiger Seekönig, Klas Eisenzahn genannt, da man von ihm sagte, er könne eine Kokosnuß, die man sonst nur mit der Axt zu öffnen vermag, mit den Zähnen aufbeißen. Dessen Schloß stand auf der hohen Düne an einer Nordseebucht, in der in friedlicher Zeit seine Drachenschiffe vor Anker lagen. Oft aber fuhr er auf ihnen weit in die See hinaus, sei es um wehrlose Kauffahrer zu überfallen und ihrer Waren zu berauben, sei es in Fehde mit Nachbarkönigen, die ihm den Zins weigerten. Denn er war ein gewaltiger Kämpe und duldete nicht, daß auf viele hundert Meilen ein Fürst größer und reicher war als er. Dazu übte er aufs grausamste das Strandrecht an elenden Schiffbrüchigen, und obwohl seine Untertanen arme Schiffer waren, deren hölzerne Häuser das Königsschloß so nieder und unscheinbar umstanden, wie Haselbüsche im Wald den Stamm einer hundertjährigen Eiche, gönnte er ihnen doch keinen Anteil an der Beute, die zu gewinnen sie ihre Haut zu Markte tragen mußten, und bestrafte mit dem Abhauen der rechten Hand und dem Tode am Galgen jeden, der sich aus den Trümmer eines gescheiterten Schiffes etwa nur ein Tönnchen mit Wein oder einen angeschwemmten Beutel mit Kupfergeld angeeignet hatte.

Dieser gewalttätige Herr hatte eine sanfte, schüchterne Frau besessen, die ihm niemals Grund zur Klage gab, da sie sich jeder seiner herrischen Launen demütig unterwarf. Gleichwohl ging das Gerücht, ihren frühen Tod habe der Jähzorn

ihres Gemahls verschuldet, der im Rausch die Hand gegen die zarte Wehrlose erhoben, weil sie ihm einmal ein Fischgericht nicht nach seinem Geschmack bereitet hatte. Das hatte seinen wilden Sinn noch mehr verdüstert, und niemand konnte sich rühmen, um seinen breiten Mund jemals den Schimmer eines Lächelns hervorgelockt zu haben, als seine einzige Tochter, Prinzessin Stina, die in allem das Widerspiel des Vaters war, doch auch der allzu gefügigen Mutter nicht nachartete. Denn sie hatte nur deren reiches goldenes Haar und die meerblauen Augen geerbt und die schlanke, biegsame Gestalt. Auf dieser aber saß ein eigener und eigensinniger Mädchenkopf, der nur dann seinen Willen nicht durchsetzte, wenn er mit dem Eisenkopf des Vaters zusammenstieß. Da sie aber in dem finsteren Schlosse einsam aufwuchs und viele Zeit hatte, sich über das Leben und die Menschen Gedanken zu machen, auch das klägliche Schicksal ihrer Mutter ihr gegenwärtig blieb, wurde sie früh klug genug, die Sturmzeichen, die auf der Stirn des Vaters standen, zu erkennen, wie ein erfahrener Schiffer auf offener See die Schrift am Himmel zu deuten versteht, um beide dann dem Ausbruch des Unwetters beizeiten auszuweichen.

Nun war es an einem warmen Sommersonntag, daß die junge Königstochter Lust bekommen hatte, in der See zu baden, in einer kleinen Bucht, die tief zwischen schroffe Uferfelsen hineintrat. Auch war zum Überfluß oben am Strande in weitem Umkreise ein Seil gespannt, damit kein neugieriger Späher bei Todesstrafe den eingefriedigten Bezirk betreten sollte und nur die Möwen zuschauen konnten, wenn die Prinzessin ihren weißen jungen Leib in der hochaufspritzenden Brandung kühlte.

Nachdem sie dieses vergnüglichen Spiels eine Stunde lang sich erfreut hatte, ließ sie sich von ihrer alten Magd wieder ankleiden, und nur das goldene Haar, das ihr weit über den Rücken hinabfloß, frei im Winde spielen, damit die Mittagssonne es trockne. So schritt sie langsam, hoch aufatmend in der würzigen Seeluft, unten am Strande dahin, mit den kleinen weißen Füßen unbeschuht auf den reinen, warmdurchsonnten Ufersand tretend, die goldenen Schühlein in der Hand, in dem

wonnigen Nachgefühl der eben genossenen Erquickung. Zuweilen blieb sie einen Augenblick stehen, eine seltsame Muschel zu betrachten, die die Flut ans Land gespült hatte, oder eine der perlmutterfarbenen durchsichtigen Quallen, die mühsam atmend von der Ebbe zurückgelassen waren und sich wieder in ihr Element heimsehnten. Dies alles aber war ihr zu bekannt, um lange dabei zu verweilen.

Als sie aber die äußersten Hütten des Schifferdorfs erreicht hatte, fiel ihr etwas ins Auge, das ihren Schritt hemmte, da es sich gar absonderlich ausnahm. Die Düne lag um diese Zeit, wo alle Leute bei Tische saßen und ihr dürftiges Mahl verzehrten, völlig still und menschenleer, da des Sonntags wegen auch alle Boote auf den Strand gezogen waren und selbst die Kinder und Hunde sich beflissen, den Feiertag zu heiligen. Vor der niedersten Hütte aber, aus deren Schornstein ein fadendünner Rauch in die stahlklare Luft hinaufwirbelte, saß ein junger Mensch, der nicht über zwanzig Jahre sein mochte, in einem reingewaschenen, aber vielgeflickten Anzug, weiten leinenen Schifferhosen, einem groben Hemde, das vorn offen die breite gebräunte Brust freiließ, eine blaue Jacke aus dickem Fries leicht über die Schulter geworfen. Er hatte den Kopf gesenkt und betrachtete mit sinnenden Augen eine Perlenschnur in seiner Hand, deren große Kugeln, in zartem Irisglanz spielend, er langsam an ihrer Schnur auf und ab rollen ließ. Um sein Bänkchen her hatte sich eine wunderliche Gesellschaft versammelt, gleich ihm in den Anblick des kostbaren Geschmeides vertieft: ein großer, häßlicher Hund, der seine struppigen Tatzen auf das Knie des Jünglings gelegt hatte, die Perlenschnur beroch und, enttäuscht den schweren Kopf schüttelnd, ihn dann zwischen die Tatzen legte; ein Kätzchen, das auf dem andern Knie saß und mit dem roten Züngelchen die Perlen beleckte, sich aber prustend abwandte, da es sie nicht genießbar fand; endlich ein alter Rabe, der dem Jüngling auf der Schulter saß und gleichfalls seine Enttäuschung zu erkennen gab, da er vergebens daran gepickt hatte.

Diese sichtbare Verstimmung seines Hausgesindes schien den jungen Schiffer zu belustigen. Er hielt dem Raben die

Perlenschnur dicht vor den Schnabel, schüttelte die Kügelchen dem Hunde spielend auf den groben Kopf und ließ sie dem Kätzchen über das weiche Fell gleiten. Unter diesen Neckereien blickte er erst auf, als die Prinzessin dicht vor ihm stand. Da stieg ihm eine dunkle Röte ins Gesicht, er warf die dichte Mähne blonder Haare, die ihm über die Stirn gefallen war, hastig zurück, zog das Hemd über der Brust zusammen und fuhr mit einem so raschen Ruck von der Bank in die Höhe, daß Hund und Katze erschrocken zurückschnellten, der Rabe aber mit einem vorwurfsvollen heiseren Krächzen aufflatterte und sich auf das Schindeldach der Hütte zurückzog.

Von Prinzeß Stinas Lippen war ein kleines silbernes Lachen erklungen, sogleich aber wurde sie wieder ernsthaft, als sie sah, wie unbehilflich der schöne große Junge ihr gegenüberstand.

Es tut mir leid, daß ich dich aufgeschreckt habe, sagte sie freundlich. Ich bin die Prinzessin Stina. Und wer bist du?

Ich heiße Niels, erwiderte er mit stockender Stimme. Er kannte die Prinzessin wohl, doch hatte er sie immer nur aus der Ferne gesehen und hätte sich nie getraut, sie anzureden. Sie aber sah ihn zum erstenmal, und er gefiel ihr gut mit seinem offenen, treuherzigen Gesicht, den dunkelgrauen Augen und roten Lippen. Er wäre ihr auch sonst wohl aufgefallen unter seinen gröberen Kameraden. Ihr Vater aber hatte ihr verboten, sich mit dem Schiffervolk gemein zu machen, ja selbst mit den Mädchen durfte sie sich in kein Geplauder einlassen.

Sie schickte daher einen raschen Blick hinaus nach dem Königsschloß. Da sie aber sah, daß es noch zu weit entfernt war, um von dort aus gesehen zu werden, warf sie den kleinen Kopf in den Nacken, wie um ihren Willen anzudeuten, einmal nach diesem ihrem Kopfe zu handeln, und sagte mit einem gnädigen Lächeln: Du hast da eine wundervolle Perlenschnur, Niels. Wie bist du dazu gekommen?

Ich habe sie aus dem Meer gefischt, Prinzessin, antwortete Niels, so sehr in den Anblick des reizenden jungen Gesichts vertieft, daß ihm nichts Besseres einfiel und er das Halsband recht tölpelhaft vor sich hin hielt.

Laß sie mich einmal näher betrachten, Niels! Nein, wie groß und vollkommen rund die Perlen sind, eine wie die andere! Dergleichen hat mein Vater nicht in seinem Schatz. Viele tausend Taler mag das Kleinod wert sein.

Er reichte es ihr hin, mit einer so gleichgültigen Gebärde, als ob er ihr nur einen Apfel böte. Wenn du Gefallen daran findest, so nimm sie, sagte er. Ich kann doch nichts damit anfangen.

Sie hatte den Schmuck in ihre schlanken Fingerchen genommen und lachte über das ganze Gesicht, während sie die Perlen hin und her drehte, um sie in der Sonne blinken zu lassen. Wie schön! sagte sie, ganz hingerissen. Aber geschenkt kann ich sie nicht nehmen. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft, dies aber ist ein gar zu großes, und wir zwei sind noch nicht einmal Freunde.

* * *

Drinnen in der Hütte hörten sie jetzt eine Weiberstimme rufen: Wo bleibst du, Niels? Das Essen ist fertig.

Er rührte sich aber nicht.

Du mußt hinein, Niels, sagte die Prinzessin. Ist das deine Frau, die dich gerufen hat?

Meine Mutter. Ich habe noch keine Frau.

Indem wurde die Tür der Hütte aufgerissen, und eine kleine alte Frau mit einem vielgefurchten Gesicht unter den silbernen Haaren erschien auf der Schwelle. Sie hatte schon den welken Mund zu einer Scheltrede geöffnet. Als sie aber die Prinzessin erblickte, tat sie die Augen groß auf, machte einen unbeholfenen schiefen Knicks und rief: Die gnädigste Prinzeß! Nein, die Ehre! Hält sie sich nicht zu vornehm, mit einem armen Schifferjungen zu reden, der noch dazu so ein Tölpel ist, ihr nicht einmal einen Sitz anzubieten? — Dann, die Perlenschnur in der Hand des Königskindes erblickend: Ah, fuhr sie fort, du hast ihr den Schmuck gezeigt, Niels, und sie hat Lust bekommen, ihn zu kaufen. Ja, schöne Prinzessin, so was ist nur für Euresgleichen. Die Perlen sind so groß und kostbar, nur ein König kann seinem Töchterchen einen solchen Schmuck umhängen.

Ich habe der Prinzessin die Schnur geschenkt, sagte Niels.

Die Alte fuhr zurück und starrte den Sohn an, ob er etwa plötzlich den Verstand verloren hätte.

Geschenkt? stammelte sie. Einen Schatz, der uns für immer aus aller Not helfen könnte? Bist du denn ganz von Sinnen, Niels? O ich ärmstes Weib! Mit einem solchen Sohn geschlagen zu sein!

Seid nur ruhig, Frau, sagte die Prinzeß. Ich habe ihm schon erklärt, ich nehme kein so großes Geschenk, ich werde meinen Vater bitten, mir die Perlen zu kaufen.

Nein, murrte Niels heftig, ich nehme nichts dafür! Was ich einmal verschenkt habe, lasse ich mir nicht bezahlen.

Damit wandte er sich der Türe zu, und um alles weitere abzuschneiden, trat er in die Hütte hinein und verschwand drinnen in dem dunklen Herdraum.

Die Alte sah ihm mit kummervollem Kopfschütteln nach. Da siehst du, Prinzessin, wie er ist. Sage selbst, ob ich über einen so ungeratenen Sohn mich nicht schämen und grämen soll. Aber freilich, er kann nichts dafür, daß nicht mehr Vernunft unter seinem dicken Haarschopf wohnt, es ist ihm eben schon in der Wiege angetan, und das bringt nun kein Bitten und Schelten aus ihm heraus.

Die Prinzessin sah sie fragend an. Wie meinst du das, Frau?

Ja, schon in der Wiege, fuhr die Alte eifrig fort. Denn du mußt wissen, er ist mein siebentes Kind, das einzige, das mir noch übrig geblieben ist — die andern sechs sind alle tot, teils im Meer ertrunken, teils in den Kämpfen unter deinem Herrn Vater umgekommen. Als aber mein Niels auf die Welt kam, waren sie alle noch zu Hause, und ich wußte nicht jeden Tag, wie ich sie sattmachen sollte, die gefräßigen jungen Seehunde. Darum war die Freude nicht groß über den siebenten, obwohl er von seinen Brüdern schon als ganz kleine Krabbe der schönste war. Sein Vater aber, was mein Mann war, hätte ihn am liebsten mit in die See genommen und den Fischen vorgeworfen. Denn wir waren blutarm und hatten nicht einmal einen Paten zu dem Neugeborenen. Also sitz' ich vor der Hütte in schweren

Gedanken, und neben mir in der Wiege schläft der arme Wurm; und ich flickte gerade an einem Netz, da seh' ich Jens mit einer schönen, vornehmen Dame daherkommen, gerade auf mich zu, und mir schwante gleich etwas ganz Absonderliches, denn so etwas Herrliches, wie diese Fremde, hatte ich noch nie gesehen. Ein langes, luftiges Kleid hatte sie an, mit silbernen Blumen gestickt, und einen blauen Schleier, der ihr hinten über den Rücken wehte, und ein Gesicht — du bist doch gewiß schön, Prinzessin, aber sie war weit schöner, so daß ich gleich merken konnte, sie war gar kein Menschenkind, sondern was Übermenschliches, eine der Feen, von denen man erzählt, die man aber nie zu sehen bekommt, da sie weiter ins Land hinein wohnen, wo es Wälder und Wiesen gibt, sie aber getrauen sich nie ans Meer hinaus. Und richtig, so eine war sie, und denk, es hatte sie die Neugier angewandelt, auch einmal das viele Wasser zu sehen, und um ein Haar hätte sie es hart büßen müssen. Denn sie hatte der Lust nicht widerstehen können, sich ins Wasser zu tauchen, da es gerade ein heißer Tag war, hatte ihr Gewand und den Schleier abgeworfen und war in die Brandung hineingestiegen. Das war eben an der Stelle, wo auch du zu baden pflegst, und damals war noch kein Tau um die Bucht gespannt, Unberufene abzuhalten.

Da war ein junger Schiffer dazugekommen, der hatte das fremde Wesen unten im Wasser plätschern und ihr Kleid auf den Klippen liegen sehen und war so tückisch gewesen, nach dem kostbaren Gewand zu greifen und ihr zu drohen, er werde den Raub nur gegen schweres Lösegeld wieder herausgeben. Die Fee aber hat keine Macht, wenn sie ihren Schleier nicht auf dem Haupte trägt, also daß sie sich verzweifelt in der Gewalt des frechen Burschen sah und kläglich um Hilfe zu schreien anfing. Zum Glück kam da Jens eben des Weges, hörte die Klage des armen Feenfräuleins und jagte dem Räuber seine Beute wieder ab. Er dachte an keinen Lohn, sondern entfernte sich stillschweigend, nachdem er das Gewand wieder hingelegt hatte. Die Fee aber holte ihn ein und sagte, wer sie sei und daß sie ihm ihre Rettung schulde, und er möchte sich irgend eine Gunst von ihr ausbitten.

Erst weigerte er sich hartnäckig, bis ihm einfiel, daß sein kleiner Sohn noch keinen Paten habe, und da die schöne Überirdische sogleich willens war, uns diesen Dienst zu leisten, folgte sie ihm zu unserem Hause, wo wir dann den Kleinen in die beste Windel wickelten und zur Taufe trugen. Jens hatte mir alles erzählt, so war ich voller Freuden und dachte, eine so mächtige Patin werde dem Täufling etwas sehr Kostbares ins Taufkissen stecken. Aber ich hatte mich schwer getäuscht. Nichts anderes tat sie, als daß sie das Jüngelchen auf den Arm nahm, es auf die großen Augen küßte und dann, da das Kind mit beiden Fäustchen nach ihrem blanken Schleier griff, ihn lachend aus seinen Fingerchen losmachte. Darauf ergriff sie die kleine rechte Hand und sagte: Diese Hand soll immer offen sein und keine Gabe versagen können. Und dann strich sie über das linke Händchen: Und diese Hand, sagte sie, soll nicht wissen, was die andere Hand tut. So, nun habe ich eurem lieben Kinde ein Glückslos eingebunden, das mehr wert ist, als wenn ich ihm Gold und Edelsteine in die Wiege gelegt hätte. Und nun mögen es alle guten Christen behüten und zur Freude seiner Eltern aufwachsen lassen!

Und dann war sie verschwunden.

* * *

Die Prinzessin hatte sich während dieser Erzählung auf das Bänkchen neben der Tür gesetzt. Sie hielt die Perlenschnur immer noch in der Hand, doch ohne daraufzublicken, da sie gespannt und ganz heiß vor Aufmerksamkeit der Alten zuhörte. Ihre Magd stand ein paar Schritt abseits, so daß sie nicht alle Worte verstand. Der Hund und das Kätzchen aber hatten sich wieder herangemacht, und nur der Rabe schien dem Landfrieden nicht zu trauen, sondern schlug auf dem Dachfirst zuweilen mit den struppigen Flügeln und krächzte, wie wenn er sehr ungehalten darüber wäre, daß das Königskind seinen Herrn von der Bank verdrängt hatte.

Und wie ging es dann weiter? fragte die Prinzessin, während die Alte ihre Augen trocknete, die bei der Erinnerung an die getäuschte Hoffnung übergegangen waren.

O Prinzessin, rief sie, schlecht genug ist's gegangen, ja schlimmer, als wir uns damals träumen ließen. Denn während seine Brüder schon ganz jung wacker mithalfen, etwas zu verdienen, hat der unnütze Wicht uns nur immer auf der Schüssel gelegen, und das tüchtig, da er von allen der stärkste und größte wurde. Nicht daß er zum Arbeiten zu faul gewesen wäre, vielmehr zeigte er sich anstellig und gutwillig zu allem, wozu sein Vater ihn brauchen wollte. Aber da ihn die tückische Patin verhext hatte, war kein Segen dabei; denn was er verdiente, hielt er mit keiner Hand fest, sondern verschenkte und verschleuderte alles an jeden ersten besten, der sich seine dumme Gutherzigkeit zu nutze machte. Solange mein Jens und unsere anderen Jungen noch lebten, konnt' ich mich darüber trösten, daß ich an diesem jüngsten keine Freude erlebte und man ihm den Spitznamen aufgebracht hatte: Niels mit der offenen Hand. Denn wir hatten das mit dem Patengeschenk der geizigen Fee nicht geheim gehalten. Wie ich nun aber Witwe geworden war und hatte von meinen sieben nur den einen, den Nichtsnutz, übrig behalten, da sah ich, wie ich mit ihm gestraft war, statt daß ich an ihm einen Versorger gehabt hätte. Denn er rührt sich freilich bei Tag und Nacht, wo's eine Arbeit gibt, und ist der geschickteste Fischer weit herum. Aber wenn er mit einem schweren Netz von seinem Fang zurückkehrt — im Umsehen ist ihm die ganze Beute durch die Finger geglitten. Zuerst schon auf der See. Denn sogar die Möwen kennen ihn und wissen, daß er ihr Schreien und Betteln um sein Boot nicht hören kann, ohne ihnen ein paar Fische hinzuwerfen. Und dann am Strande, wenn er eben gelandet ist, stehen schon in Haufen die armen Leute und zerlumpten Kinder und brauchen nur die Hand auszustrecken, so haben sie ihren Teil weg von seinem Fang. Dabei ist er immer noch ein so guter Sohn, daß er ein Weniges zurückbehält, um mich nicht Hunger leiden zu lassen, wenn auch für ihn nichts übrig bleibt, so daß ich mich oft wundere, wie er sich nähren mag, um doch immer gesund und stark zu bleiben. Daran aber denkt er nicht, daß wir aus unserer Armut uns herausreißen könnten, wenn er seine Fische zur Stadt trüge und auf dem Markt

verkaufte, statt sie an Tagediebe und Lumpengesindel zu verschenken. Sieh nur das Dach unsrer Hütte an, wieviel Löcher es hat, und die Wand dort wird nächstens zusammenbrechen. Aber wir haben's nicht dazu, den Dachdecker und Maurer zu bezahlen, und was Niels daran flickt, reißt bald wieder ein. Du hast ihn gesehen, Prinzessin, in seinem schlechten Anzug, obwohl Sonntag ist. Aber wie soll er anständiger einhergehen, da er überhaupt keine anderen Kleider hat, als die er auf dem Leibe trägt, und mit denen er in Wind und Wetter aufs Meer hinausfährt? Wenn sein Hemd gewaschen oder seine Hose geflickt werden muß, legt er sich zu Bette und wartet, bis ich alles notdürftig zu stande gebracht habe. O du mein Heiland, welch ein Kreuz hast du mir armem Weibe mit diesem Sohne aufgeladen!

Sie weinte still vor sich hin, daß es die Prinzessin recht erbarmte, aber sie wußte ihr keinen besseren Trost, als daß sie sagte: Er ist noch jung, und Verstand kommt nicht vor Jahren.

Die Alte aber schüttelte heftig den Kopf.

Nein, Prinzessin, dazu ist keine Hoffnung. Ja, wenn er nicht von der Fee verwunschen worden wäre! So aber ist es ihm schon als kleinem Balg ins Blut gegangen. Selbst den Tieren, wenn sie ihn anbetteln, kann er nichts abschlagen. Wie oft hat er seinen letzten Bissen mit dem Hunde Thor und dem Kätzchen Mimir geteilt oder dem Raben Hugin einen gebratenen Fisch in den Schnabel gesteckt. Und einmal betraf ich ihn sogar, wie er die Mäuse fütterte, die unter dem Herde pfiffen, und lachte, als ich ihn ausschalt, daß er solche Diebe uns noch recht ins Haus gewöhnen wollte: sie seien gar zu lustige Narren und hätten so gut Hunger, wie andere Geschöpfe. Nein, er wird sich nie bessern. Hat er nicht eben erst eine so himmelschreiende Torheit begangen, da er das kostbare Geschmeide an dich wegschenkte, die du ja sonst schon schöne Sachen in Fülle hast? Als er gestern abend die Perlen von seiner Fahrt mit nach Hause brachte, war ich in heller Freude und sagte ihm: dafür gibt uns der Händler in der Stadt einen Haufen Geld, und wir können uns endlich ein bißchen regen. Ich kaufe dir einen neuen Anzug und mir einen Mantel, denn

mein alter ist nachgerade nur noch ein mürber Fetzen. Ich wollte auch die Schnur in Verwahrung nehmen, da ich ihm nicht traute, er aber sagte: Laß sie mir nur noch, Mutter! Ich freue mich so an dem Glanz. Und so war ich einfältig genug, sie ihm zu lassen, denn ich fürchtete nicht, er möchte das königliche Geschmeide an Schifferkinder oder Bettelweiber verschenken. Dir, Prinzessin, hätt' ich es wohl gegönnt, dein Vater hätte es nach seinem Werte bezahlt. Daß er aber nichts dafür nehmen will, weil er es dir einmal freiwillig verehrt hat —

Sei unbesorgt, Frau, fiel ihr die Prinzessin ins Wort. Ich habe ihm schon gesagt, ich nehme so etwas Kostbares nicht geschenkt. Nun will ich es nur gleich dem Könige, meinem Vater, zeigen und schicke dir das Geld dafür, du magst es für euch verwenden, wenn Niels nichts davon hören will.

Damit winkte sie ihrer Magd, warf noch einen Blick in die Hütte, ob Niels nicht wieder zum Vorschein käme, und ging, der Schiffersfrau gnädig zunickend, auf ihren bloßen Füßchen hinweg dem Königsschlosse zu.

* * *

Es war aber noch keine Stunde vergangen, die Mutter hatte die Schüsseln, aus der sie ihr dürftiges Mahl eingenommen, soeben abgespült und das Herdfeuer gelöscht, Niels lag lang ausgestreckt auf der Bank in halbem Traum, durch den das Goldhaar und die blanken Füßchen einer schlanken jungen Schönheit schimmerten, da kam vom Schlosse daher ein finster blickender Mann mit einem breiten Schwert im Gurt und einem großen Spieß in der Hand, fragte nach dem Schiffer Niels und sagte, er habe selbigen vor das Angesicht des Königs zu führen.

Die Mutter, die nicht anders dachte, als ihr Sohn werde bei Hofe besonders geehrt und mit einem schweren Beutel voll Gold entlassen werden, wurde ganz rot vor Freuden, kämmte ihrem Niels erst noch das Haar und strich ihm die Falten aus der Jacke. Dann sah sie ihm, der wie in einem Traum dem Abgesandten folgte, so lange nach, als ihre Augen ihn erreichen konnten. Endlich einmal, dachte sie, wird er mit

voller Hand zu mir zurückkehren, und daß er sie nicht gleich wieder auftut, dafür will ich schon sorgen.

Auch Niels, obwohl Vorausdenken sonst nicht seine Sache war, verhoffte sich einen freundlichen Empfang und war nicht wenig bestürzt, als er, vor den König geführt, der in einer großen düsteren Halle beim Becher saß, dessen strafenden Blick auf sich gerichtet sah. Neben dem grimmigen Vater saß freilich seine Tochter, die jetzt ihr Haar geflochten und wie ein goldenes Diadem um den feinen Kopf geschlungen, auch ihre Füße wieder beschuht hatte, übrigens aber mit einem halb schmollenden, halb bekümmerten Gesicht vor sich hinsah, als ob sie dem Jüngling nie im Leben begegnet wäre.

Der König musterte ihn erst vom Kopf bis zu den Füßen und sagte dann mit einer rauhen Stimme und etlichem Knirschen seiner starken Zähne: Du hast der Prinzessin eine kostbare Perlenschnur geschenkt. Wie bist du in ihren Besitz gekommen? Daß du sie, wie du sagst, aus dem Meere gefischt hättest, klingt wie ein erlogenes Märchen. Wahrscheinlich hat die Flut sie von einem gescheiterten Schiff an den Strand gespült, wo du sie gefunden hast. Weißt du nicht, welche Strafe darauf steht, wenn jemand sich Strandgut aneignet, statt es dem Könige auszuliefern?

Herr König, sagte Niels, indem er die Augen furchtlos erhob, obwohl die Anklage ihm das Blut in die Wangen trieb, es verhält sich nicht so, wie du mir schuld gibst. Die ganze Wahrheit aber habe ich freilich auch der Prinzessin Stina nicht gesagt, weil sie nicht weiter danach fragte. Nun aber will ich dir nichts verhehlen. Du wirst dich entsinnen, daß vor zwei Nächten ein gewaltiger Sturm an unserer Küste getobt hat. Wie ich aber am anderen Morgen mit meinem Boot hinausfuhr, um nach den Netzen zu sehen, die ich Tags zuvor gelegt hatte, war das Wasser glatt wie meine Hand, die Luft so still, daß ich das Segel reffen und mich in die Riemen legen mußte. Ich war wenig froh, denn ich fürchtete, ich würde die Netze zerrissen finden und keinen Fang machen. Und so war's auch; und auch sonst, soweit ich in die stille Flut hinabschauen konnte, kein Fisch ließ sich blicken. So fuhr ich immer weiter in die

See hinaus, bis zu der Klippe, die du kennst, die mit den oberen Zacken wie mit zwei Hörnern mannshoch aus dem Wasser herausragt, und man nennt sie darum die Teufelsklippe. Da wollt' ich, da es schon Mittag geworden war, anlegen und ein wenig rasten, auch einen Bissen Brot essen, weil ich Hunger bekommen hatte. Wie ich mich aber über den Bootsrand beuge, um zu sehen, wie es drunten war, damit ich nicht auf eine Felsenzinke aufliefe, sehe ich unten etwas blitzen wie einen goldenen Reif. Und ohne mich zu besinnen, spring' ich über Bord, tauche hinunter und fasse das blanke Ding, und da ich, wieder hinaufgekommen, es oben im Licht betrachte, war's ein Krönlein vom feinsten Golde, nur daumensbreit, doch an jedem seiner Zacken ein funkelnder Stein, wie ich so Herrliches nie zuvor gesehen hatte.

Ich band nun mein Boot an der Klippe fest und stieg selbst hinaus, um in der Sonne meine Kleider zu trocknen. Ich hatte aber nur erst eine kleine Weile da oben gesessen, immer das goldene Ding hin und her wendend, um es in der Sonne blitzen zu lassen, da sah ich fern übers Meer etwas herankommen, wie einen Wagen, den Rosse mit silbernen Mähnen zogen, und in dem Wagen saß eine Frau, deren Haar hinter ihr drein flatterte und tausend Perlen ringsumher versprühte. Als sie aber ganz nahe herangekommen war, erkannte ich, daß sie nicht in einem Wagen saß, sondern in der hohlen Welle schwamm, und daß die silbernen Mähnen nichts waren als die schäumenden Flutkämme. Die letzte Woge hob sie auf meine Klippe hinauf, unweit von meinem Sitz, und ich sah jetzt, daß es keine andere als die Meerfrau war, die mir freundlich zunickte, so daß ich keine Furcht empfand.

Verwegener Lügenbold! herrschte ihn der König an. Wagst du mir alte Schiffermären aufzutischen? Hundertmal bin ich übers Meer gefahren, und keine Meerfrau ist mir je begegnet.

Verzeiht, Herr König, erwiderte der Jüngling bescheiden, mein Vater, der nie eine Lüge sagte, hat mir erzählt, daß er selbst sie einmal gesehen habe, auch wie ich am hohen Mittag in der hellen Sonne, und hat sie mir beschrieben, ganz wie ich sie jetzt neben mir sah, eine schöne Frau, nicht übermenschlich

groß, in einem langen Gewande, grün wie Seegras, aber ganz leicht und durchsichtig, denn die Meerspinne habe es ihr gesponnen, sagte der Vater. Und ihr langes Haar, das sie umfloß wie ein Mantel, sei ganz mit Perlenschnüren durchflochten gewesen, und zuoberst sei ihr ein goldener Kronreif gesessen. So sei sie vor ihm aufgetaucht, aber da sie ihn gewahrte, gleich wieder in die Tiefe geschossen, wie ein aufgeschreckter Seehund von einer Klippe. Nun, diesmal floh sie nicht, sondern schien sich in der starken Sonnenglut ganz wohl zu behagen, so daß ich sie genau betrachten konnte. Es war alles an ihr, wie der Vater gesagt hatte, nur viel schöner, als ich mir's vorgestellt, zumal die Augen der Frau so groß und glänzend, daß ich immer nur hineinsehen mußte, als hätten sie mich verzaubert. Und so rührte ich mich nicht, und das Brot, von dem ich gegessen hatte, fiel mir aus der Hand und rollte die Klippe hinab ins Meer. Da lachte die schöne Frau und sagte: Laß dir's nicht leid sein; ich will dir den Verlust reichlich vergüten.

Wieder eine verdammte Lüge! brauste der König auf. Weiß man nicht, daß alle Necken und Nixen, Meerweiber und Wassermänner stumm sind, wie die Fische?

Es mag wohl sein, Herr König, versetzte Niels, indem er den wilden Blick des Gewaltherrn ruhig aushielt. Ich kann nur sagen, was sich mit mir zugetragen hat, und das war, daß die Meerfrau jene Worte sprach, in einer Mundart, die ich nicht allzu gut verstand; es klang fast wie die Rede der Matrosen auf den engelländischen Schiffen, die zuweilen an unserer Küste anlaufen. Auch habe ich nicht all ihre Worte behalten, nur daß sie mir klarmachte, die Krone, die ich heraufgeholt, gehöre ihr, und ich solle sie ihr wiedergeben. Der furchtbare Sturm gestern habe das Meer bis zum Grunde aufgewühlt, obwohl es sonst in der Tiefe immer still und klar sei, und habe ihr den Goldreif vom Kopf gerissen und so jählings weggetrieben, daß sie ihn nicht habe wiederfinden können. Sie brauche aber ihre Krone, denn an der hänge ihre Herrschgewalt.

Nun war ich nicht sehr zufrieden damit, daß ich den Schatz

herausgeben sollte. Denn ich wußte wohl, was er wert war, und daß ich, wenn ich ihn dem Goldschmied verkaufte, viel Geld dafür bekommen würde, genug um uns eine neue Hütte zu bauen, meiner Mutter einen Mantel zu kaufen für den Winter und ein neues Gewand für mich selbst. Da sie aber darum bat und mich so beweglich mit den glänzenden Augen dabei anblickte, das Krönchen ja auch ihr gehörte, besann ich mich nicht weiter, sondern reichte es ihr hin. Sie griff danach mit beiden Händen, setzte sich's auf ihr schwarzes Haar und schlang eine Strähne desselben durch den Reif, ihn so zu befestigen. Dabei lächelte sie mich gütig an und sagte: Du sollst nicht bloß Dank haben, sondern auch deinen Finderlohn. Damit band sie sich eine Perlenschnur vom Halse — diese da, die auf dem Tische liegt, — und gab sie mir, indem sie sagte: Du magst deine Liebste damit schmücken. Ich habe keine Liebste, antwortete ich. Annlieschen, die ich geliebt habe, ist tot. Nun, sagte sie, du findest wohl eine andere, die schön genug ist, daß sie solchen Halsschmuck tragen kann. Und dann lachte sie, nickte mir noch einmal zu und winkte mit den weißen Armen zur Flut hinab. Sogleich fing es unten, wo es bis dahin spiegelglatt gewesen war, mächtig an zu wallen und zu schäumen, eine hohe Sturzwelle schwang sich bis zur Höhe der Klippe hinauf und ergriff die Meerfrau wie mit einem starken Arm, so daß sie ganz darin eingehüllt wurde und alsbald vor meinen erstaunten Augen in der Tiefe verschwand.

* * *

Während Niels dies erzählte, hatte die Prinzessin ihn unverwandt angeblickt. Jetzt aber, da der König mit der Faust auf den Tisch schlug, daß die Schüsseln und Becher klirrten, wandte sie ihre Augen zu ihrem Vater, dem die Ader an der Stirn blutrot angelaufen war, und wollte zu sprechen anfangen. Der König aber fuhr in die Höhe und rief: Man werfe diesen frechen Lügner in den Turm! Hat er geglaubt, uns mit einem Kinder- und Ammenmärchen zum Narren halten und so den Kopf aus der Schlinge ziehen zu können? Bis morgen früh soll er Zeit haben, sich zu besinnen, ob er die Wahrheit gestehen

will, wo er die Perlenschnur gestohlen hat, oder ob er vorzieht, sich ein anderes Halsgeschmeide umknüpfen zu lassen.

Damit wollte er die Halle verlassen, während der Gewappnete schon zu Niels herantrat, ihn abzuführen. Die Prinzessin aber hielt den grimmigen Vater am Ärmel seines Rockes fest. Vater, sagte sie mit ganz nachdrücklicher Stimme, tue das nicht! Du würdest eine Gunst und Gabe, die man deiner Tochter erwiesen, mit schnödem Undank lohnen. Wenn nicht alles so wäre, wie der junge Schiffer gesagt, würde er seinen Raub dann nicht sorgsam verwahrt und eilig zu Gelde gemacht haben, statt am hellen Tage seine Augen daran zu weiden? Und wenn er mir die Schnur geschenkt hat, ist das nicht ein Zeichen, daß er nicht an Geldgewinn denkt, da er sich weigerte, sich sein Geschenk bezahlen zu lassen? Du zuckst ungläubig die Achseln, Vater, als gäbe es nicht so uneigennützigen Sinn unter deinem Volk. Mögen die anderen sein, wie sie wollen, in diesem aber hat von Geburt an ein besonderer Geist gewohnt, denn eine Fee hat ihn in der Wiege verwunschen, und seitdem hat er sich so betragen, daß man ihn mit gutem Grunde Niels mit der offenen Hand nennt.

Sie sah dem Vater während dieser Rede furchtlos ins Gesicht und streichelte ihm zugleich mit bittender Gebärde den Arm. Er aber stieß sie von sich weg, nun vollends in hellem Zorn.

Hat er dich angesteckt mit seinen Lügenkünsten, rief er, daß du nun auch auf Fabeln und Phantastereien sinnst, um ihn vor der verdienten Strafe zu bewahren? Du selbst hättest Strafe verdient, da du meinem Gebot zuwider dich mit diesem gemeinen Schiffergesellen eingelassen und ein Geschenk von ihm angenommen hast. In deine Kammer, zuchtloses Ding, und laß dich nie wieder auf einem ähnlichen Ungehorsam betreffen! Den Burschen aber bindet mir gut und werft ihn in die festeste Zelle. Da mag er sehen, ob eine Fee sich findet, die ihn befreien will!

Während dieses ganzen Auftritts hatte Niels keinen Blick von der Prinzessin verwandt und hätte ihr jetzt gern gedankt, daß sie seine Fürsprecherin gemacht hatte. Dazu aber ließ ihm

der Büttel keine Zeit, der ihn bei den Armen ergriff und aus der Halle hinausstieß. Er führte ihn über den weiten Hof der Königsburg zu einem Türmchen in der Ecke, wo er ihm eine enge Zelle aufschloß und ihn allein ließ, nachdem er ihm mit festen Stricken die Füße gefesselt und die Hände auf den Rücken gebunden hatte.

Nicht lange darauf kam er wieder, stellte einen Krug mit Wasser auf einen Stein und legte ein Stück Brot daneben, worauf er den Riegel draußen klirrend wieder vorschob. Diese karge Atzung war aber nur ein Hohn, da der Gefangene die Hände nicht rühren konnte, danach zu greifen. Auch machte ihm der Hunger nicht zu schaffen. Er saß auf seiner Schütte von halbverfaultem Seegras, die ihm zum Lager dienen sollte, und bedachte sein betrübsames Abenteuer und die nahe Todesgefahr. Gleichwohl war er ganz vergnügten Sinns und hätte nichts anderes gewünscht, als sich's ereignet hatte. Denn wenn auch das Geschenk der Meerfrau eine bedenkliche Gabe gewesen war, hatte sie ihm doch die Bekanntschaft der schönen Prinzessin eingetragen, deren tapfere Worte zu seiner Verteidigung ihm noch jetzt wie eine liebliche Musik in den Ohren klangen.

Also saß er wohlgemut in seinem düsteren Loch und horchte um sich her. Bald wurde es draußen am Turm lebendig, er hörte Weinen und Wehklagen von Weiber- und Kinderstimmen, darunter die Stimme seiner Mutter, die ihm einen Stich ins Herz gab. Sie allein würde ihn vermissen, wenn er morgen vom Meister Hämmerling aus der Welt geschafft würde. Er hoffte aber, die gütige Königstochter werde sich ihrer annehmen, daß sie nicht elend verschmachten und verderben müßte.

Dann verstummte das Klagen seiner guten Freunde draußen. Die Knechte des Königs hatten den Schwarm hinweggescheucht, nur sein treuer Hund war geblieben, der lag heulend und winselnd auf der Schwelle und wies jedem knurrend die Zähne, der ihn von dort vertreiben wollte.

Als es nun gegen die Nacht ging, regte sich endlich doch in dem Gefangenen ein Hunger, der durch den Anblick des unerreichbaren Brotes nur verschärft wurde. Eben besann er sich, ob er sich nicht bis zu dem Steintisch hinwälzen und das

Brot wie ein Hund mit den Zähnen fassen sollte. Da hörte er hinter sich einen leisen Ton, ein Knuspern und Nagen, dazwischen zuweilen ein Pfeifen, das ihm sagen zu wollen schien, welch eine lebendige Gesellschaft sich in seine Zelle geschlichen hatte. Auch merkte er, daß sich die hänfene Fessel an seinen Handgelenken lockerte und endlich ganz abfiel. Sogleich sprangen die beiden grauen Mäuse, die das Samariterwerk verrichtet, hinter seinem Rücken hervor und machten sich eifrig an den Strick, mit dem die Füße umknotet waren.

Niels sah ihnen lächelnd zu. Wenn die Mutter hier wäre, sagte er, würde sie mir recht geben, daß die paar Krumen, die ich den kleinen Gesellen streute, nicht verschwendet gewesen waren.

Er bückte sich, den fleißigen Tierchen das graue Fell zu streicheln, und half ihnen dann bei der Arbeit, so daß er bald frei auf seinen Füßen stand und seine Freunde mit einem Vergelt's Gott! entlassen konnte. Denn von dem Brote, das er mit ihnen teilen wollte, nahmen sie nicht das kleinste Bröckchen an und schlüpften hurtig zu ihrem Mausloch hinaus.

Ihm selbst wollte die Speise nicht munden, da das Brot gar zu hart und muffig war. Wie er aber so saß und die Bissen mit dem klaren Wasser hinunterspülte, fiel plötzlich etwas Weißes neben ihm zu Boden, das durch das enge vergitterte Fensterchen geworfen worden war. Als er aufblickte, sah er den Raben Hugin zwischen den Eisenstäben sitzen und seinen Schnabel daran wetzen, und erkannte, daß das Weiße, das er ihm zugeworfen, ein Käse war, den sein alter Freund irgendwo entwendet und sich selbst vom Schnabel abgespart hatte, obwohl Käse seine Leibspeise war.

Diese Großmut rührte Niels gar sehr. Er nickte seinem Wohltäter dankbar zu und ließ sich dann in aller Gemütsruhe die gute Gabe schmecken. Denn obwohl er wußte, daß es seine Henkersmahlzeit sein sollte, war er doch nicht betrübt und bangen Herzens, da er sich keines Verbrechens bewußt war.

Als er dann den Käse verspeist hatte, legte er sich auf das modrige Lager und schickte sich zur Nachtruhe an. Doch warf er sich lange hin und her, ohne Schlaf zu finden. Der Mond

schoß einen blanken Lichtpfeil durch die kleine vergitterte Luke, und in der silbernen Dämmerung sah der Gefangene beständig das Gesicht der Prinzessin vor sich, mit der traurig mitleidsvollen Miene, mit der sie ihn während der grimmigen Reden ihres Vaters betrachtet hatte. Auch hörte er draußen am Turm seinen getreuen Thor winseln, der es nicht anders wußte, als daß ihm Nachts in der Kammer seines Herrn gebettet sein mußte.

Endlich aber fielen ihm doch die Augen fest zu, und er träumte einen schönen, lustigen Traum von der Meerfrau, mit der er auf der Klippe wieder zusammen war, und da aus den Wellen ringsum eine liebliche Harfenmusik ertönte, forderte sie ihn auf, mit ihr zu tanzen. Es gelang aber schlecht, da er schwere Holzschuhe trug, auch das Tanzen nicht gelernt hatte, so daß sie ihn plötzlich stehen ließ, ihm einen Schlag auf die Wange gab und lachend sagte: Geh, du plumper Geselle! Ich sehe, ich muß dir eine andere Tänzerin suchen, die es besser versteht, dich herumzuschwingen. Und da stand plötzlich an Stelle der Meerfrau Prinzessin Stina vor ihm, nickte ihm zu und fragte mit einer süßen Stimme: Willst du's mit mir versuchen? Damit faßte sie ihn an den Schultern und drehte ihn im Kreise, und obwohl er aufzuhören bat, da ihm schwindlig wurde, ließ sie ihn nicht los, sondern wirbelte ihn immer rascher herum und zuletzt über den Rand der Klippe hinaus auf das Meer, das war aber fest und glatt wie ein Tanzboden, und er konnte auch ganz leicht die Füße setzen und umfing nun seinerseits die schlanke Königstochter mit seinen starken Armen, bis sie atemlos bat, sie freizugeben, da sie ersticken müsse. Nein, sagte er, du mußt mit mir tanzen bis an den lichten Morgen; du weißt ja, es ist meine letzte Freude im Leben, denn morgen werde ich gehängt, und wenn meine Füße dann zwischen Himmel und Erde tanzen, wird es mir, fürcht' ich, wenig Spaß machen.

Aus diesem Traum aber weckte ihn plötzlich eine Stimme, die seinen Namen rief, und da er in die Höhe fuhr, sah er wirklich die Prinzessin leibhaftig vor sich stehen, hell vom Mond beschienen. Zugleich aber fühlte er sich von den rauhen Tatzen

seines Hundes an den Schultern gepackt und hörte Thors freudiges Heulen nahe an seinem Gesicht, so daß er Mühe hatte, die ungestüme Liebkosung abzuwehren und sich vollends aufzurichten. Das Herz pochte ihm heftig, als er nun zur Besinnung kam und sah, daß es kein Traum mehr war. Er brachte aber kein Wort über die Lippen.

Niels, sagte das Königskind, das über und über errötet war, ich bin gekommen, dir die Fesseln zu lösen und dich vom Tode zu erretten. Denn mein Vater ist willens, seine Drohung wahr zu machen, wenn du nicht sagen kannst, daß ein anderer, als die Meerfrau, dir die Perlenschnur geschenkt hat. Da du aber nicht lügen kannst, so würde dies deine letzte Nacht gewesen sein, wenn du dich nicht eilig aus dem Turm davonmachst und dich hier im Lande fürs erste nicht mehr blicken lässest. Ich habe dir auch in diesem Beutelchen etwas Geld gebracht, soviel ich mir von meinem Taschengeld erspart habe. Nun sieh mich nicht länger so verträumt an, sondern mach, daß du fortkommst. Im Schloß schlafen alle. Eh' der Morgen scheint, kannst du schon viele Meilen weit und in Sicherheit sein. Ich aber werde mir nicht vorwerfen müssen, deinen kläglichen frühen Tod verschuldet zu haben.

Der Gefangene aber rührte sich nicht. Erst als sie ungeduldig wurde und nach seiner Hand haschte, ihn hinauszuführen, trat er einen Schritt zurück und sagte: Du bist gut und mitleidig, Prinzessin, wie ein himmlischer Engel. Ich kann aber nicht tun, was du von mir verlangst. Der König hat mich einen Dieb gescholten. Wenn ich mich aus dem Turm heimlich wegstehlen wollte, würde er ja mit seinem Vorwurf recht behalten, und auf mir bliebe der Verdacht, daß ich auch zu der Perlenschnur nicht auf ehrliche Weise gekommen wäre. Du aber trägst keine Schuld an meinem Schicksal, ich habe dir den Schmuck freiwillig geschenkt, und die Bitterkeit meines letzten Stündleins wird es nur versüßen, daß du mir ein freundliches Herz gezeigt hast und daß ich überhaupt dir begegnet bin und mich an deinem hellen Antlitz gefreut habe.

Er schwieg plötzlich, denn es war ihm selber wundersam, wie ihm die Rede so leicht von den Lippen geflossen war, da

er sonst wortarm und schüchtern zu sein pflegte, so oft er mit einem Vornehmeren zu reden hatte. Als aber die Prinzessin mit seiner Antwort sich nicht zufrieden gab, sondern immer lebhafter in ihn drang, da die Zeit verstrich, blieb er stumm und schüttelte nur immer eigensinnig den Kopf, so daß sie endlich ganz ärgerlich ausrief: Ich sehe, du bist auch nur ein dummer Fischerjunge, und wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen.

Damit wandte sie sich heftig ab, als wollte sie ihn verlassen, blieb aber wieder stehen und sagte: Du hast da einen silbernen Ring am Finger. Würdest du mir den nicht zum Andenken schenken?

Er betrachtete mit einem stillen Seufzer die Hand, an der das verbogene alte Reifchen steckte. Es tut mir leid, Prinzessin, sagte er, diesen Wunsch kann ich dir nicht gewähren. Den Ring gab mir das Annlieschen, als wir uns verlobten, sie war sechzehn Jahre alt und ich siebzehn, und wir waren Nachbarskinder und hatten uns von klein auf gern gehabt, und ich gab ihr ein Korallenringlein dagegen, das hat sie dann mit ins Grab genommen, als sie ein Jahr darauf gestorben war, weil sie eine zu zarte Brust hatte und den rauhen Winter nicht ertrug. Der Ring aber, den sie mir geschenkt hat, der soll nun mit mir begraben werden, daß, wenn ich dem Annlieschen im Himmel begegne, sie gleich sieht, daß ich ihr die Treue gehalten habe.

Die Prinzessin besann sich einen Augenblick.

Wenn du wirklich am Galgen sterben mußt, kommst du nicht in den Himmel, sagte sie, oder wenn du dem Annlieschen doch begegnest, kannst du ihr ja sagen, daß du ihren Ring mir gegeben hast zum Dank dafür, daß ich dich habe befreien wollen. Sieh, ich habe hier einen viel schöneren, mit einem blitzenden roten Edelstein, den will ich dir dafür geben.

Damit der Meister Hämmerling ihn mir vom Finger zieht, eh' er mir die Schlinge um den Hals legt? Das wäre dir selber zur Unehre, denn man würde gleich wissen, das kostbare Kleinod könne nur dein Geschenk gewesen sein.

Nun denn, sagte die Prinzessin mit leiser Stimme und trat dicht an ihn heran, wirst du mir auch meine Bitte versagen, wenn ich dir für den Ring einen Kuß gebe?

Es war ganz still im Turm auf diese heimlich hingehauchten Worte. Der Gefangene sah einen Augenblick das schöne, helle Gesicht des Königskindes vom Mond überglänzt ganz dicht an dem seinen, die blauen, zärtlichen Augen und den halbgeöffneten roten Mund, der ihn mit holder Verschämtheit anlächelte. Dann fuhr er mit der Ringhand an sein klopfendes Herz, seufzte tief auf und kehrte sich dem Fenster zu. Da stand er unbeweglich, am ganzen Leibe zitternd, und hörte nur noch, wie hinter seinem Rücken die Prinzessin zornig sagte: Du verdienst nicht deinen Namen ‚Niels mit der offenen Hand', denn ich sehe, daß du doch geizig bist. Es tut mir leid, daß ich mir so viel Mühe mit dir gegeben. Gute Nacht!

Damit ging sie hinaus und warf die Türe hinter sich zu.

* * *

Als er dann wieder allein war, atmete er noch eine Weile schwer und ging in dem engen Raum mit glühenden Adern umher wie ein Eichhörnchen in seinem Bauer, Thor immer an seinen Fersen. Zuletzt streckten sie sich beide auf das niedere Lager hin und schliefen ein, wobei der Hund seinen rauhen Kopf dicht an die Brust seines Herrn gedrückt hielt.

Der erste rote Morgenschein fiel durch das Gitterfenster auf die Schlafenden, da wurde der Riegel draußen zurückgeschoben, und der König trat ein, in einem langen schwarzen Hausrock, statt der Krone eine Eisenkappe auf dem gewaltigen Kopf. Noch einmal richtete er an den sofort sich ermunternden Niels die Frage, ob er die Wahrheit gestehen wolle, und als er die Antwort gehört, er habe nichts anderes ausgesagt, als was die Wahrheit sei, gab der König dem Büttel einen Wink, den Gefangenen zum Tode abzuführen.

Über Nacht war unweit vom Schlosse auf der hohen Düne ein Galgen errichtet worden, bei welchem der Nachrichter bereits des armen Sünders harrte. Doch hatte sich trotz der frühen Stunde auch noch eine andere Gesellschaft hinzugefunden, alle Weiber und Kinder aus den Schifferhütten am Strande und von den Männern so viele, als nicht auf die See hinausgemußt hatten, nach ihren Netzen zu schauen. Oben auf

dem Galgen aber saß ein dichtes Volk weißer und grauer Möwen, schreiend und sich raufend um einen Platz auf dem Querbalken und immer wieder heranfliegend, so oft auch der Henker mit einer schweren Stange in das Gewimmel hineinschlug.

Der Himmel hatte sich, nachdem das erste Morgenrot verglommen war, dicht überzogen, und als der Gefangene jetzt, zwei bewaffnete Knechte an seinen Seiten, Thor hinter ihm in seinen Fußstapfen, auf der Stätte des Gerichts erschien, fing es an, droben aus den Wolken zu rieseln und schwer herabzurauschen. Zugleich aber erhob sich unter der Menge, die Kopf an Kopf gedrängt im Kreise stand, ein Jammergeheul, das der Sturm nicht zu übertönen und die Kriegsknechte mit ihren geschwungenen Hellebarden nicht zu hemmen vermochten. Erst als man den König Klas Eisenzahn den Platz betreten und auf einem erhöhten Sitz sich niederlassen sah, verstummte der laute Wehruf, als fürchtete ein jeder, das Auge des grausamen Herrn auf sich zu lenken, wenn er seinem Mitleiden mit dem zum Tode Geführten Luft machte. Man raunte nur untereinander, Prinzessin Stina habe sich noch in der letzten Stunde dem Vater zu Füßen geworfen, um Gnade flehend, aber nichts anderes erreicht, als daß der König sie mit Füßen von sich gestoßen, dann aber vom Boden aufgerissen und in ihre Kammer gezerrt habe, wo er sie mit lauten Drohungen und Verwünschungen eingeschlossen habe.

Die einzigen, die in dieser bangen Stunde gleichmütig erschienen, waren der arme Sünder und der in ein rotes Wams gekleidete finstere Mann, der ihn mit des Seilers Tochter vermählen sollte.

Ganz gelassen zerbrach er auch das Stäbchen und nahm die Schlinge zur Hand, indem er Niels und seine Begleiter näher heranwinkte. Der Jüngling hob frei das Haupt, daß sein dichtes Haar im Winde flog, und bot sein Gesicht den sprühenden Regentropfen, wie um die letzte Lebensglut sanft zu kühlen. Dann streckte er grüßend beide Arme über die Köpfe der Menge weg nach der Gegend aus, wo die Hütte seiner Mutter lag, und bestieg mit festem Schritt ohne weiteres

Zögern die Sprossen der Leiter, die ihn geradeswegs zu Annlieschen in den Himmel führen sollte.

Da aber ereignete sich etwas Wunderbares.

Denn kaum hatte der Henker die hänfene Schlinge dem armen Sünder um den entblößten Hals gelegt, so stürzten zwei große Möwen vom Galgenbalken herab und hieben, bissen und zerrten mit ihren scharfen Schnäbeln so heftig an dem Strick, daß er in zwei Stücken auseinanderfiel.

Ein großes Freudengeschrei aus viel hundert Kehlen erhob sich, da die Menge sah, wie die wilden Vögel sich dankbar dafür bewiesen, daß Niels auch an ihnen seine offene Hand bewährt und von seinem Fang ihnen mitgeteilt hatte. Der König allein hatte den Vorgang mit einem Zornesblitz seiner kleinen Augen begleitet. Er winkte heftig zu dem Gerüst hinauf, wo jetzt der Henker ruhig in die lederne Tasche griff und einen zweiten Strick hervorholte. Als es diesem nicht anders erging als dem ersten, so daß er vom Nacken des Verurteilten mit zwei schlaffen Enden herabglitt, machte der in seiner Kunst so schmählich gestörte Mann eine verlegen fragende Gebärde zu seinem Herrn hinab, was er nun beginnen solle.

Häng den Schurken in Ketten an den Galgen und laß ihn dort, bis der Hunger ihm seine verlogene Seele aus dem Leibe treibt! rief Klas Eisenzahn, indem er, die Fäuste ballend, von seinem Sitz auffuhr. Er hatte aber seine wütende Rede kaum geendet, da begab sich ein neues Wunder. Die See, die bisher mit sanfter Brandung gegen das Ufer geschlagen hatte, wurde plötzlich in ihren Tiefen aufgewühlt, ein furchtbarer Orkan fuhr vom Himmel herab und schleuderte eine haushohe Springflut gegen die Düne, so daß alles Volk in einem Nu bis auf die Haut durchnäßt schreiend nach allen Seiten auseinanderstob, das bedrohte Leben zu retten. Der Hochsitz des Königs stürzte um, in gewaltigen Stößen unterwühlte die See die Pfosten des Galgens, so daß sie sich knirschend neigten und niederstürzten samt der Leiter und den beiden Gestalten, die darauf gestanden. Der Henker, ein schwerfälliger Mann, wurde von den wütenden Wellen verschlungen, Niels aber arbeitete sich mit kräftigen Armen aus dem Schwall in

die Höhe und schwamm munter davon wie ein Fisch, der aus dem Netz entwischt, während hoch in der Luft die Vögel mit schadenfrohem Gekreisch über dem Haupte des entsetzten Königs schwirrten, der aus dem salzigen Bade mit Not sich gerettet hatte.

Gleich darauf legte sich der Ungestüm der empörten Flut. Die Sturzsee fiel zusammen und zog sich mit hochaufspritzendem Schaum vom Lande zurück. Auf der höchsten Höhe der Wogen aber, vom Gischt umsprüht, der in den sieben Farben des Regenbogens schimmerte, sah man die Gestalt der Meerfrau, die, ihres Sieges sich freuend, ein helles Lachen erschallen ließ, mit ihrem blauen Schleier dem geretteten Jüngling zuwinkte und dann in der Tiefe verschwand.

* * *

Die Luft hatte sich plötzlich geklärt. Im strahlenden Sonnenschein schritt Niels, vom frohlockenden Volk umringt, seiner Hütte zu, sein Gesicht aber war still zu Boden gesenkt, denn er trug in den Armen seinen treuen Gefährten, den alten Hund, der in den Wellen ertrunken war.

Sein leichtes Gewand war bald wieder getrocknet, sowie die Tränen seiner Mutter, die, während man ihren Sohn zum Tode führte, in herzzerschneidendem Jammer am Herde gekauert und nur gewünscht hatte, diese grauenvolle Stunde möchte auch ihre letzte sein. Nun wußte sie vor Freuden nicht, was sie anfangen sollte, umhalste immer wieder ihr gerettetes Kind, fragte die Nachbarn unermüdlich aus, wie alles sich zugetragen, da Niels in einer seltsamen Schwermut stumm vor sich hinstarrte, und nötigte ihn immer wieder, von dem Fischgericht zu essen, das sie ihm bereitet hatte. Er aber schüttelte verträumt den Kopf, ging in seine Kammer und warf sich auf sein Bette, um da stundenlang mit offenen Augen zur Decke hinaufzuschauen.

So wunderlich blieb er auch die nächste Zeit, als wäre er dem Leben noch immer nicht ganz zurückgegeben. Noch am nämlichen Tage hatte der tiefverstörte König ihm einen schweren Beutel voller Goldstücke gesendet, als Bezahlung für die

Perlenschnur und Buße für die erlittene Todesangst. Er hatte sich heftig geweigert, ihn anzunehmen, und ihn endlich dem Boten vor die Füße geworfen, so daß die Mutter hinter seinem Rücken sich beeilte, ihn aufzuheben, um den König nicht zu erzürnen, wenn seine Gnade verschmäht würde. Sie hütete sich auch wohl, den Schatz anzugreifen, da sie den Eigensinn ihres Sohnes kannte, sondern verschloß das Gold in ihrem Kasten, um abzuwarten, bis er sich etwa besinnen und das rechtmäßig erworbene Gut in Besitz nehmen möchte.

So vergingen etliche Wochen, da fiel es den Leuten auf, daß Prinzeß Stina sich nicht mehr blicken ließ, auch nicht zum Baden vom Schloß herabkam, obwohl es die heißeste Zeit des Sommers war. Bald verbreitete sich dann das Gerücht, sie liege krank darnieder und der Arzt wisse nicht zu helfen, da er mit seinem Latein zu Ende sei. Die Kranke weigere sich, Nahrung zu nehmen, durchwache lange Fiebernächte und sei zum Schatten abgezehrt, so daß der König, ihr Vater, schier verzweifeln wolle. Denn dies Kind war außer seinem Gelde das einzige, was er auf Erden je geliebt, und wenn sie ihm durch den Tod geraubt würde, hätten all seine Truhen voll Gold und Edelsteinen keine Macht gehabt, ihn zu trösten.

Dann verlautete auf einmal, die Prinzessin habe erklärt, sie könne nur wieder gesund werden durch einen silbernen Ring, den sie aber nicht genauer beschrieb. Da ließ der König bekanntmachen, wer einen solchen Ring besäße und ihn der Prinzessin brächte, solle von ihm verlangen können, was ihm beliebe, und wenn er von fürstlicher Geburt wäre, würde er ihm auch die Hand seiner Tochter nicht weigern.

Nun sah man in Scharen alte und junge Männer, Vornehme und Niedriggeborene zu Klas Eisenzahns Schlosse pilgern, alle im Besitz eines silbernen Ringes, von dem sie die Heilung der Prinzessin und die Erfüllung ihrer kühnsten Wünsche erhofften. Alle diese Ringe wurden der Kranken vorgelegt, sie schob sie aber stets mit ihrer abgemagerten weißen Hand zurück und kehrte ihr fieberheißes Antlitz nach der Wand. Der rechte Ring war nicht unter diesen unzähligen.

Als das war natürlich auch Niels zu Ohren gekommen,

seine Schwermut aber hatte es nur noch tiefer verdüstert. Doch eines Tages, als man sich in den Schifferhütten mit Kummer erzählte, der Zustand der armen Königstochter habe sich dermaßen verschlimmert, daß sie vielleicht die nächste Nacht nicht überleben werde, trat Niels vor seine Mutter hin und bat sie, ihm das neue Gewand zu geben, das sie für ihn angeschafft und das zu tragen er sich bisher geweigert hatte, weil es mit dem Gelde des Königs bezahlt worden war. Als er sich dann sauber angekleidet und seinen Haarschopf gestrählt hatte, ging er, ohne von seinem Vorhaben etwas zu verraten, nach dem Schlosse hinauf und sagte dem Torwart, er sei gekommen, der Prinzessin einen Ring zu bringen, der ihr vielleicht die Krankheit verscheuchen könne.

Der Mann maß ihn mit verächtlichem Blick. Was so vielen mächtigen und angesehenen Herren, darunter Söhne der Nachbarkönige, nicht geglückt sei, werde ein schlechter Schifferbursch wohl auch nicht zu stande bringen.

Immerhin ging er, Niels zu melden, und kehrte mit sehr veränderter Miene zurück, winkte, ihm zu folgen, und geleitete den Jüngling in das Gemach, wo die Prinzessin nun schon viele Wochen zwischen Leben und Tod geschwebt hatte. Als Niels aber über die Schwelle trat, blieb er in einer wundersamen Beklommenheit stehen. Denn sie hatte sich in ihrem weißen seidenen Hemdlein, das ihr bis an die Füße reichte, erhoben und stand, sich auf ihren Vater stützend, der mit finsterem Gesicht nur widerwillig ihrem Winke gefolgt war, an ihrem Bette, die großen Augen mit einem rührenden Glanz auf den Eintretenden gerichtet, dem sie wie ein himmlisches Wesen erschien, so sehr war durch das Leiden alle muntere Frische von ihren Zügen gewichen. Als er nun aber scheu sich ihr näherte und den Ring von seinem Finger streifte, ihn ihr hinhaltend, ohne ein Wort hervorzubringen, überflog plötzlich eine liebliche Glut ihre zarten Wangen. Sie nahm den Ring aus seiner Hand und sagte mit einem still verschämten Lächeln: Du hast lange auf dich warten lassen, Niels. Fast wäre mir's zu lang geworden, da ich dachte, Annlieschen gäbe dich nimmer frei. Jetzt aber darfst du dich auch nicht weigern, meinen Ring für

den deinen anzunehmen, und mein Herr Vater muß schon erlauben, daß ich dir auch den Kuß gebe, den du trotziger Mensch damals im Turm verschmäht hast.

Damit ließ sie den König los und sank, von ihrer Schwäche und dem unverhofften Glück überwältigt, dem Jüngling an die Brust. Der hielt sie eine Weile sprachlos in seinen starken Armen, bis er sie behutsam zu dem Sessel am Bette führte, wo vorhin der König gesessen hatte. Da ließ er sie nieder und sank selbst zu ihren Füßen und sah zu ihr hinauf, und sie beide vergaßen, daß der Vater nahe bei ihnen stand und noch nicht gesagt hatte, daß er nichts dagegen habe, sein einziges Kind einem geringen Schiffer zur Frau zu geben. Auch machte er Miene, als ob er Einspruch tun wollte, aber ein flehender, aber glückseliger Blick seiner Tochter versiegelte ihm den Mund. So knurrte er nur ein paar wilde Worte in den Bart und schritt hinaus, die Tür mit dröhnendem Schalle hinter sich zuwerfend.

* * *

Weiter ist nun von den beiden Glücklichen nichts zu berichten, als daß nach Verlauf einer Woche, in der die Todkranke wie durch ein Wunder schöner als zuvor wieder aufgeblüht war, die Hochzeit gefeiert wurde, und daß es eine Hochzeit war, wie sich die ältesten Leute keiner ähnlichen entsinnen konnten. Denn der Gemahl der Königstochter hatte alle seine alten Freunde zum Feste geladen, nicht bloß die menschlichen Bewohner der niederen Hütten, sondern auch die Haustiere und die Vögel in den Lüften, und der treue Rabe spazierte feierlich auf der Tafel herum und pickte dann und wann einen Bissen von den Tellern auf. Nur ein unfroher Gast saß an dem reichbeladenen Tische, das war der Brautvater Klas Eisenzahn, der es nicht verwinden konnte, daß seine Tochter eines Schiffers Gemahlin geworden, und daß bei der Hochzeit so viel draufging, da alles Bettlervolk auf zehn Meilen in der Runde herzugeströmt war, um sich an den vielen gedeckten Tafeln im Schloßhof gütlich zu tun.

Um seinen Grimm und Gram zu betäuben, schüttete er

so viel heißen Grog in sich hinein, daß man ihn am Abend besinnungslos in sein Gemach tragen mußte. Da wachte er um Mitternacht wie von Höllenflammen durchlodert auf und lief, den inneren Brand zu kühlen, an den Strand hinaus. Hier aber erfaßte ihn die Brandung und spülte erst am anderen Morgen seinen entseelten Leib ans Ufer zurück.

Sein Eidam aber bestieg den Thron und führte ein so wackeres Regiment, den Feinden wehrend, wenn sie sein Reich bedrohten, seinen Untertanen ein milder Herr, der alle Not nach Kräften zu lindern trachtete, also daß alle Welt seines Lobes voll war, und nachdem er hochbetagt das Zeitliche gesegnet hatte, sein Ruhm ihn noch lange überlebte und die Urenkel noch zu singen und zu sagen wußten von den glücklichen Zeiten des guten Königs Niels mit der offenen Hand.

Die Nixe

(1898)

An einem schönen, hellen Flusse mitten im wilden Wald wohnte der junge Fischer Tobias, weitab von allen Menschen. Denn zu der nächsten Stadt hatte er zwei Stunden zu wandern, wenn er seine Fische dorthin zum Verkauf trug.

Er konnte sich aber von der alten Hütte nicht trennen, die sein Vater hier in der Wildnis gebaut hatte, da er in dem tiefen Wasser reichlicheren Fang machte, als weiter unten am Fluß, wo der Wald sich lichtete und die Gegend wohnlicher war. Beide Eltern waren vor mehreren Jahren gestorben, als der Sohn kaum den Knabenschuhen entwachsen war. Da hatten sich gute Leute in der Stadt des Verwaisten annehmen wollen. Er aber hatte sich eigensinnig dagegen gewehrt und, so übel es anfangs gehen wollte, sein einsames Wesen fortgetrieben, die Netze gestellt und den Überfluß, den er nicht zu seiner eignen Nahrung brauchte, am Freitag jeder Woche in die Stadt geliefert. Dagegen tauschte er dann etwas Brot und Salz und Butter ein und das Wenige, was er etwa an Kleidern und Schuhen brauchte. Denn er ging am liebsten barfuß, und in seinem Walde begnügte er sich mit einem groben Hemd und einer leinenen Hose, die nur bis zu den Knieen reichte. Zur Winterszeit oder auf seinen Stadtgängen fuhr er in ein altes Wams, das er vom Vater her noch besaß, und breitete auf dem dürftigen Lager, das mit den Jahren immer zerrissener und härter wurde, eine derbe Decke aus Ziegenfellen über seine jungen Glieder.

Von seinen Eltern war er weder zur Schule angehalten noch irgend sonst unterrichtet worden, also daß er mit seinen

zwanzig Jahren von Gott und der Welt nicht viel wußte, auch kein Verlangen trug zu irgend einer Wissenschaft über sein Tagewerk hinaus. Auf dieses aber verstand er sich meisterlich und zog seine Netze selten heraus, ohne daß es darin von den schönsten Fischen zappelte.

Dann konnte er auch stundenlang an einer lichten Stelle am Ufer sitzen, wo der Fluß tiefer ins Land hereintrat und eine kleine Bucht gebildet hatte. Hier war die Welle wie in einem Hafen zur Ruhe gekommen und lag ganz still mit einer blanken, spiegelnden Fläche, so daß man bis zum Grunde hinabschauen konnte. Sich dahinein zu versenken, sei es zum Bade mit dem ganzen Leibe, oder mit seinen Gedanken — wenn Träumereien eines ungelehrten Wildlings für solche gelten konnten — war ihm in seinen müßigen Stunden ein Zeitvertreib, der keine Langeweile aufkommen ließ.

Doch fehlte es auch nicht ganz an einem anderen.

Etwa zwei oder drei Bolzenschüsse von seiner Hütte entfernt hauste ein alter Einsiedler, mit dem unser junger Fischer einen kleinen nachbarlichen Verkehr unterhielt. Schon vor hundert Jahren hatte ein anderer Waldbruder diese Stelle im Föhrendickicht sich zu einer frommen Siedelei erwählt, mit großer Mühe aus weit herbeigeschleppten Steinen ein Kapellchen errichtet, daneben ein Blockhäuschen an einen Felsen gelehnt und ringsumher den Wald so weit ausgerodet, daß für einen kleinen Gemüsegarten Luft und Sonne gewonnen wurde. Mit dem Tode dieses Biedermanns war die fromme Gründung in einigen Verfall geraten. Bis — ungefähr um die Zeit, wo die Eltern des Tobias sich hier ansiedelten — ein neuer Weltflüchtling sich der herrenlosen Besitzung annahm, die Kapelle vorm Zusammensturz rettete, die Hütte ausflickte und das verwahrloste Gärtchen neu anpflanzte.

Es war dies ein ehemaliger Kriegsmann, der bei seinen vielen Fahrten und Abenteuern im Sold großer Herren wohl manches Blutige und Gottlose begangen hatte, das auf seine alten Tage ihm das Gewissen ängstigte. Also war er in einen Mönchsorden eingetreten als Pater Peregrinus — die Tonsur hatte ihm schon die Zeit geschoren, da sein mächtiger

Schädel blank und glatt war wie die Kugel der Fortuna —, hatte es aber unter den beständig in dumpfen Zellen hockenden oder in der Kirche psalmodierenden Klosterbrüdern nicht lange ausgehalten, sondern war der geistlichen Haft entsprungen, um sein gottseliges Büßerleben wenigstens in freier Luft zu führen.

Die Siedelei am Flusse aber hatte ihn schon um deswillen gelockt, weil in der Stadt jenseits des Waldes das einzige Menschenkind lebte, das ihm von aller Welt noch angehörte, ein ganz junges Mägdlein, die Tochter seines einzigen Kindes, das er damals nach dem Tode der Mutter sträflich verlassen hatte, um sich seinem Hang nach einem wilden Kriegsleben hinzugeben. Diese seine Enkelin hatte er, als er endlich wieder in seiner Heimat sich umsah, im Dienst bei einer Schneiderswitwe gefunden, wo sie alle häusliche Arbeit versah, dazu die Kinder hütete und dann oft bis in die Nacht hinein an der Näharbeit helfen mußte. Das gute, muntere Kind hätte sich nichts Besseres verlangt, als dieser Frone entledigt zu werden, zum Großvater zu kommen und ihn bis an sein seliges Ende zu versorgen. Der Alte aber war dermaßen in seinen Büßerberuf verbissen, daß er sich von dem artigen Geschöpf kurz abwandte und höchstens ihm gestattete, zweimal im Jahr ihn in seiner Siedlerhütte zu besuchen, zu Weihnacht und an seinem Namenstage. Da er sich aller Üppigkeiten und Wollüste streng enthielt, seine Nahrung nur aus dem Gemüsebau zog und kaum Freitags sich ein paar Fische vergönnte, durfte ihm das Kind, das ihm gern all sein Erspartes hingegeben hätte, bei diesen Besuchen auch keine kostbareren Geschenke machen, als etwa ein neues Hemd, ein Säckchen mit Gemüsesamen oder eine Tüte mit Schnupftabak, die einzige sündhafte Leidenschaft, der er nicht ganz zu entsagen vermochte.

Doch freilich — noch eine andere Schwachheit war ihm aus seinem Lagerleben nachgegangen, die Lust am Würfel- und Kartenspiel. Da es ihm aber nicht mehr um schnöden Geldgewinn dabei zu tun war, hielt er es nicht für einen Bruch seines Gelübdes, an den langen dunklen Winterabenden ein Päckchen unsäuberlicher und halbzerfetzter Spielkarten zu seinem

jungen Nachbarn hinüberzutragen und beim Schein des Herdfeuers ihn in die Geheimnisse verschiedener Landsknechtsspiele einzuweihen.

Außer dieser bescheidenen Unterhaltung, bei der sich der Alte oft erbärmlich wand und wehrte gegen die Versuchung, in lästerliches Fluchen auszubrechen, fand aber zwischen den beiden Nachbarn kein weiterer Verkehr statt. Denn auch das Fischgericht an den Freitagen lieferte der Jüngling schweigend in der Siedlerhütte ab und nahm dagegen die Handvoll Rüben oder zwei Kohlhäupter in Empfang, die der Alte ihm in das Netz steckte. Denn dieser hütete sich wohl, den Sinn des unverdorbenen Knaben durch die Erzählung seiner bunten Kriegsläufte zu vergiften, oder ihm gar von seinen böslichen Streichen mit allerlei Weibern zu berichten. Im stillen verwunderte er sich, daß ein so frisch aufgewachsener junger Mensch in seinen Saftjahren nicht das geringste Verlangen zeigte, sich etwas liebliches Langzöpfiges in der einsamen Hütte zuzugesellen. Denn auch bei seinen Marktgängen in die Stadt schien er mit gesenkten Augen an allem, was Weiberröcke trug, vorbeizugehen, da er nie von einem zärtlichen Abenteuer zu erzählen wußte. Und als der Alte ihn ein einziges Mal gefragt hatte, ob er nicht dem Beispiel seines Vaters folgen und eine gute Frau heimführen wolle, hatte er mit über und über erglühendem Gesicht hastig erwidert: Diejenige werde er für blöden Geistes halten, die einem unwissenden Tölpel, wie er, zuliebe ihr junges Leben in dieser Wildnis vergraben möchte.

* * *

So hatten die beiden ungleichen Nachbarn mehrere Jahre nebeneinander hingelebt, als eines Frühlingsabends, da der Alte sich eben nach seinem täglichen Pensum an Vaterunser- und Englischen-Gruß-Gebeten auf sein Strohlager werfen wollte, der Jüngling noch an seine Tür pochte.

Er sagte mit einigem Stocken und Stammeln, daß er komme, dem heiligen Manne eine Beichte abzulegen und zugleich seinen Rat zu erbitten. Als sie nun miteinander auf dem Bänklein vor der Hütte sich niedergelassen hatten und rings

im Walde kein Laut sich rührte, nur unfern von ihrem Sitz der Fluß, der mit leisem Rauschen vorüberzog, hub der Jüngling in großer Beklommenheit an, er glaube, er habe sich verliebt, wenn anders man einen Zustand so nennen müsse, wo man beständig eine einzige weibliche Person vor Augen habe und nichts anderes wünsche, als selbige in seinen Besitz zu bringen. — Mit diesen Worten habe er das Wesen der Verliebtheit treffend bezeichnet, erwiderte der Alte, indem er sich seine wenigen dünnen Härchen am Hinterkopf kraute und dann tiefsinnig seinen langen, grauen Bart strich. Hierbei aber, fuhr er fort, sei keine Sünde, da der Herrgott selbst zu seinen weisen Zwecken diese Einrichtung getroffen habe. Auch des Tobias Vater habe etwas Ähnliches in sich gespürt, als er seine nachmalige Frau, des Tobias Mutter, kennen gelernt. — Da sei nur leider ein Unterschied! bemerkte der Jüngling mit einem Seufzer. Seine Mutter sei die christlich getaufte Tochter christlicher Eltern gewesen. Die es aber ihm angetan, sei nie getauft worden, ja schlimmer als ein Heidenkind, da sie nicht einmal eine Seele habe. — Was er da für Torheit rede! Eine Seele hätten ja, wie manche Kirchenväter behaupteten, sogar die unvernünftigen Tiere, wenn auch keine unsterbliche. — Hiervon wisse er nichts, aber seine Mutter habe ihm erzählt, die Wasserweibchen und Nixen hätten keine Seele und könnten einer solchen nur teilhaftig werden, wenn sie einen Menschen liebten und der sie wieder liebe und zu seinem ehelichen Weibe mache. Und da er sich nun in ein solches Fabelwesen vernarrt habe und darauf verzichten müsse, sich eine richtige Frau mit rotem Menschenblut in dieser Wildnis beizugesellen, denke er allen Ernstes daran, die Nixe trotz ihres Fischblutes heimzuführen, falls der Pater ihm nicht sage, daß er dadurch sein ewiges Heil verscherzen würde.

Der gute Alte, der zwar die niederen Weihen empfangen, von den höheren kanonischen Gesetzen aber kaum einen dunklen Begriff hatte, geriet in eine peinliche Verlegenheit. Nachdem er lange gesonnen und durch beharrliches Kraun aus seinem Schädel keine sonderliche Erleuchtung herausgelockt hatte, verfiel er auf eine ausweichende Antwort, indem er sagte: Zum

Heiraten, lieber Sohn, gehören allemal zwei, auch bei so ungleicher Paarung, wie du sie im Sinne hast. Wie kannst du glauben, dem Wasserwesen werdest du eine Seele in die schuppige Brust einpflanzen, da du nicht weißt, ob es die Bedingung deiner guten Mutter erfüllt und dich wiederliebt?

Oh, versetzte Tobias noch tiefer errötend, was seinem hübschen, trübsinnigen Gesicht besonders gut stand, hierfür habe ich sichere Zeichen. Ihr müßt nämlich wissen, ehrwürdiger Vater, daß ich schon oft, wenn ich meinen Nachen stromaufwärts lenkte, um oberhalb unter den Stromschnellen die Reusen zu legen, unter mir in der hellen Flut eine schöne, schlanke Nixengestalt habe schwimmen sehen, die zu mir emporschaute und mir zublinzelte. Ich sah auch, daß sie gar keine Schuppenhaut um die Brust hat, sondern bis zum halben Leibe gebildet ist, wie ein menschliches Fräulein, das heißt, wie ich mir's denke; denn ich selbst habe ein solches nur in seinem Gewande gesehen. Sie gefiel mir aber ausnehmend. Auch die untere Hälfte ging nicht in einen Fischschwanz aus, sondern zwei natürliche Beine ruderten flink durch das tiefe Wasser, nur hie und da glänzte es daran wie silbergrüne Schüppchen, und die Füße — ja freilich, die waren wie Entenfüße gestaltet. Sie hatte ein so eigenes Lächeln auf den Lippen, daß mir das Herz vor Sehnsucht entbrannte, sie heraufzuholen. Doch immer, wenn ich ihr winkte und mit dem Ruder nach ihr langte oder ein Netz auswarf, zog sie die Brauen feindselig zusammen und schoß in die dunkle Tiefe, daß sie meinem Blick entschwand.

Woraus du sehen kannst, mein Sohn, daß sie dir nicht wahrhaft geneigt ist. Obwohl freilich auch zuweilen Menschinnen, die man heranlockt, sich zuerst spröde stellen. Einem schlichten Wassergeschöpf aber traue ich dergleichen verschmitzte Tücken und Ränke nicht zu. Und darum ist's besser, sagte der Alte, du schlägst dir diese Verirrung aus dem Kopf.

Ich habe es wohl versucht, seufzte der Jüngling, aber es war mir unmöglich. Und denkt, gestern, als ich am Ufer sitze und auf meiner Rohrpfeife ein Stücklein blase, taucht sie kaum zwanzig Schritt von mir aus dem Wasser auf, schwingt sich auf einen Weidenstumpf, schlägt die Arme unter der weißen

Brust zusammen und blickt beständig horchend zu mir hinüber. Zuletzt fängt sie an aus Schilf und Wiesenblumen sich einen Kranz zu flechten, den setzt sie sich auf den Kopf, von dem die schwarzen Haare ihr weit bis an die Hüften über die Schultern fallen, und dann wiegt sie die Arme gegen mich und lacht über das ganze Gesicht. Als ich aber sacht aufstehe, um zu ihr hinzugehen, runzelt sie wieder finster, fast wie wenn sie mich bedrohte, die Stirn, reißt sich den Kranz von der Stirn und gleitet in den Fluß zurück, wie ein großer Fisch, der sich aus dem Netz gewunden hat. Den Kranz aber hab' ich aufgehoben, und hier ist er.

Er zeigte jetzt das seltsame kunstlose Gewinde dem Alten, der es kopfschüttelnd betrachtete, daran roch und dann wie etwas, das aus der Hölle stamme, auf die Erde warf.

Du siehst, lieber Sohn, sagte er, sie will sich nicht fangen lassen. Mag sein, daß du ihr wohlgefällst, wie du ja auch ein stattlicher Bursch bist und einem solchen Teufelsweibe wohl einleuchten magst. Aber auf eine ehrbare eheliche Verbindung steht ihr der Sinn gewiß nicht, und da ich nur zu oft erlebt habe, daß selbst richtige Evastöchter, die etwas von Schlangen- oder Nixenart an sich haben, einem guten Jungen große Not bereiten können und ihn doch nur an der Nase herumführen — hierbei entrang sich ein tiefer Seufzer der eingeschrumpften Brust des ehemaligen Landsknechts —, so kann ich dir nur väterlich raten, dir den ganzen Spuk, hinter dem eine hölliſche List des Erzversuchers steckt, aus dem Sinn zu schlagen und doch endlich einmal dein Glück bei einem richtigen Menschenkinde zu versuchen.

* * *

Hiermit stand der Alte auf, zog die Kutte fester um seine Glieder, da ihn in der späten Nachtluft fröstelte, gab dem Jüngling seinen Segen und zog sich in die dunkle Hütte auf sein Lager zurück.

Tobias aber fand so bald keinen Schlaf. Er wälzte sich auf seinem harten Bette hin und her und grübelte darüber nach, wie er der schönen Undine habhaft werden könne. Denn er

zweifelte nicht, wenn er sie erst in seiner Macht und sie ihn näher kennen gelernt und gesehen hätte, was für ein harmloser Mensch er sei und wie gut er sie halten würde, könne sie in ihrer Sprödigkeit unmöglich verharren, und dann werde sich auch mit der Zeit die Seele bei ihr einfinden, die einer christlichen Ehefrau unentbehrlich ist.

Zuletzt, da es schon gegen das Frührot ging, hatte er einen Einfall, der ihm ungemein schlau und hoffnungsvoll schien. Nach dieser glücklichen Eingebung schlief er beruhigt noch eine Stunde und ging dann sofort daran, seinen Anschlag auszuführen.

Er verfertigte nämlich ein großes längliches Netz aus den stärksten Schnüren, die er besaß, weit genug, einen Fisch von fünf Fuß Länge darin zu fangen. Am Ende desselben befestigte er ein Stück Spiegelglas, zwei Handbreit im Geviert, vor welchem seine gute Mutter ihr dünnes Zöpfchen geflochten hatte. Das war so künstlich angebracht, sobald jemand im Netz daran stieß, fiel eine Klappe zu, die den Eingang fest verschloß. Damit aber die Gefangene sich nicht etwa befreien könnte, indem sie die Maschen des Netzes durchbiß, umgab er die ganze riesige Nixenfalle mit festen Drahtreifen und trug sein Kunstwerkchen, als es zu dämmern anfing, an die kleine Bucht hinab, wo er den langen Stecken, an dem das Netz hing, sorgfältig mit großen Steinen beschwert am Ufer befestigte.

So erwartete er in glühender Ungeduld den anderen Morgen.

Als er dann aber mit klopfendem Herzen beim ersten Tagesschein nach dem Flusse ging, sah er schon von weitem, wie die Stange sich bog und bebte, ein Zeichen, daß etwas ins Netz gegangen war und zappelte, um sich zu befreien. Und dann erblickte er wirklich in dem langen durchsichtigen Gestrick den weißen Leib des gefangenen Schätzchens, das richtig, wie er gehofft, an den Köder angebissen hatte und in die Falle gegangen war, um seine neugierige Lust zu büßen und in dem Spiegelchen sich besser zu beschauen, als bisher in dem unruhig fließenden Wasser möglich gewesen war.

Sehr erfreut und doch ein wenig beklommen lud er sich das schwere Netz auf die Schulter, ohne der Wutblicke und des

grimmigen Zähnefletschens zu achten, mit denen die Überlistete ihn begrüßte. Auch hatte er Mühe, den Fang in Sicherheit zu bringen, da die Wilde in ihrem Maschenkäfig sich wie rasend gebärdete und so gefährlich krallte und stieß, immer ganz lautlos, daß er alle Kraft aufbieten mußte, sie von der Stelle zu schaffen.

In seiner Hütte angelangt, schob er aufatmend den Riegel vor, ließ das Netz auf den Boden nieder und öffnete den Verschluß. Sofort schlüpfte die Nixe heraus, richtete sich auf und versuchte, hastig auf ihren Entenfüßen herumwatschelnd, an den vier Wänden entlang einen Ausweg zu finden. Doch auch die hintere Tür, die in einen Schuppen führte, war verschlossen, und mit dem Brauch eines Riegels war sie nicht vertraut. Zwei kleine schmale Fenster, bei Nacht mit Holzläden verschlossen, erleuchteten den weiten Raum, in welchem durch eine Bretterwand ein Verschlag für die Lagerstätte abgezäunt war. Diese Luftöffnungen aber, zu denen sie sich hinaufklammerte, waren zu schmal, um selbst ihren geschmeidigen Leib durchzulassen. Also ward sie nach einiger Zeit des vergeblichen Irrens und Tobens müde und ließ sich mit einem sonderbaren Zischen zwischen den zusammengebissenen Zähnen auf einer alten Truhe nieder, die im dunkelsten Winkel des Gemaches stand, die Arme unter der Brust gekreuzt, aus den Augen argwöhnische Blicke herumschießend, während ihr Atem flog und sie am ganzen Leibe zitterte.

Ihr junger Räuber hatte, mitten im Zimmer stehend, ihrem verzweifelten Rundlauf und dem Rütteln an den festen Türen zugeschaut und fing jetzt an, ihr freundlich zuzusprechen, daß sie zwar gefangen sei, er aber nichts Böses gegen sie vorhabe, vielmehr einzig von Sehnsucht nach ihr getrieben sie in seine Gewalt gebracht habe. Er hoffe, wenn sie den ersten Schrecken verwunden, werde sie sich dareinfinden, seine Gefährtin zu bleiben, und mit der Zeit auch eine Seele bekommen, so daß zu ihrem Glück dann nichts mehr fehlen werde.

Während sie ihm, ohne sich zu rühren, zuhörte, scheinbar durch seine sanfte Stimme ein wenig gebändigt, konnte er sie mit aller Muße betrachten und fand sie nun noch reizender

und freilich auch seltsamer gebildet, als sie ihm von fern erschienen war. Ihr Gesicht war bis auf die etwas geschlitzten Augen und den breiten Mund, aus dem kleine, spitze Hechtzähne vorschimmerten, ganz anmutig und wie eines Mädchens von sechzehn Jahren, die Öhrchen aber ausgefranst und sehr beweglich, wie auch das gerade stumpfe Näschen bei jeder Erregung mit den blassen Flügeln zitterte. Vom Kinn abwärts war's ein tadellos gewachsener, voll ausgereifter Frauenleib, die Arme sehr rund und die Hände schlank und weiß, die Finger aber durch blaßrote Schwimmhäutchen verbunden. Doch glichen die Hände, wenn sie geschlossen waren, immerhin noch zierlichen Frauenhänden, während die Füße in der Tat richtige Entenfüße waren, und die schlanken Beine von grünlichen Silberschuppen glänzten.

Ob sie seinen tröstlichen Zuspruch verstand, war aus ihrer Miene nicht zu erkennen, und da ihr Zwingherr einsah, daß er am klügsten täte, sie eine Weile sich selbst zu überlassen, wandte er sich dem Herde zu, seine Morgensuppe zu kochen, wozu er ein wenig Mehl und Butter in ein Pfännchen tat.

Inzwischen hatte sich sein Kätzchen, das beim ersten Anblick des fremden Gastes entsetzt auf einen hohen Schrank geflüchtet war, von der Harmlosigkeit des nackten Fräuleins überzeugt und war sacht wieder herabgekommen, mit erhobenem Schweif und leisem Schnurren die seltsame Erscheinung umschleichend. Zuletzt ermutigte es sich so weit, daß es auf die schuppigen Kniee hinaufsprang. Aber ein Stoß mit beiden Händen belehrte es, daß man von solchen Vertraulichkeiten nichts wissen wolle. So zog es sich prustend und den Bart sträubend in sein Winkelchen zurück.

* * *

Indessen hatte Tobias ein kleines Feuer angezündet und rührte gedankenvoll in dem brodelnden Süppchen herum, als plötzlich hinter ihm eine weiße Hand über den Herd weglangte und er einen eigentümlichen Laut wie von behaglichem Staunen vernahm. Sich umwendend sah er, daß die Nixe, von dem ungewohnten Anblick des Feuers gelockt, sich herangeschlichen

hatte, das flackernde rote Wunder in der Nähe zu sehen. Und wie Kinder nach allem greifen, was ihnen gefällt, wollte sie nun die Flamme packen, zog aber mit einer Schmerzensgebärde und einem Zucken des ganzen Leibes die verbrannten Finger zurück und schnellte, da er sie beruhigend umfangen wollte, von ihm weg wieder auf ihre Truhe, wo sie die schmerzenden Finger in den Mund steckte und blasend und zischend daran sog.

Er hatte nun seine Morgensuppe fertig gekocht und stellte sie auf den Tisch, der mitten in der Hütte stand. Als sie sich hinlänglich verkühlt hatte, schöpfte er einen tiefen Löffel voll und trug ihn der stummen Gesellin hin. Er hatte aber kaum ihre Lippen damit berührt, so schlug sie ihm den Löffel aus der Hand und feixte ihn so feindselig an, daß er sich kopfschüttelnd zurückzog.

Nun überlegte er, während er aß, was er anfangen sollte, um ein freundlicheres Verhältnis zwischen ihnen herzustellen.

Zuletzt fiel ihm ein, daß es geraten sein würde, seinen geistlichen Nachbar zu Hilfe zu rufen. Von dem wußte er, daß er sich auch auf alles Weiberwesen besser verstand als er, und wenn in dem seelenlosen Geschöpf etwa gar ein Teufel steckte, selbigen auch auszutreiben wissen werde. Also sagte er kein Wort weiter, sondern verließ die Hütte, die er sorgfältig von außen versperrte, und lief zu dem Alten hinüber, den er in dem Kapellchen bei irgend einer selbstauferlegten gemächlichen Bußübung fand. Er berichtete ihm seine gelungene List, zugleich seine Verlegenheit, die gemachte Beute wirklich in seine Gewalt zu bringen. Es scheine ein böser Geist in ihr zu wohnen, den der ehrwürdige Pater beschwören möge.

Hierzu war der alte Kriegsmann, der am liebsten den Teufel bei den Hörnern faßte, durchaus willig, schon aus Neugier, das Fabelwesen, an das er so recht nicht geglaubt hatte, leibhaftig vor sich zu sehen. Holte also das einzige lateinische Buch, das er aus dem Kloster mitgenommen und von dem er kein Wort verstand, aus seiner Hütte, zugleich einen Weihwedel und ein Kübelchen mit geweihtem Wasser und folgte dem Jüngling nach der Fischerhütte.

Als er den glatten, blanken Leib des Flußweibchens gewahrte, begriff er wohl, wie sein junger Freund sich von diesem Anblick hatte betören lassen. Sie grinste ihn aber erst ingrimmig an, und dann, seinen Kahlkopf und die schwere Kutte betrachtend, brach sie in lautloses, doch so unverkennbar höhnisches Gekicher aus, daß der Alte, der sich immer noch für einen ganz ansehnlichen Mann hielt, in seiner gekränkten Eitelkeit heftig ergrimmte und nun anfing, aus dem lateinischen Buche vorzulesen, was er für eine Bannformel hielt, obwohl es nur eine Aufzählung verschiedener Länder- und Meeresnamen war, da das Buch eine Art Orbis pictus enthielt. Zugleich tauchte er den Wedel in das geweihte Wasser und besprengte Gesicht und Brust des Heidenmägdleins, das sich auf seiner Truhe diesen feuchten Gruß wohlgefallen ließ und behaglich mit der Zunge schmalzte. Schon glaubte der fromme Beschwörer, etwas ausgerichtet und den bösen Feind in ihr gezähmt zu haben, als sie plötzlich mit beiden Händen ihm den Kübel entriß, ihn bis auf den letzten Tropfen austrank und das Gefäß dem Alten dann vor die Füße schleuderte.

Hierin erblickte der Mann Gottes eine freche Verhöhnung des Heiligsten, donnerte ihr ein Apage, Satanas! ins Gesicht und verließ eilends die Hütte. Tobias lief ihm nach, zu fragen, was er von dem Erlösungswerk und der ganzen seltsamen Person denke, ob sie ihm nicht auch der Mühe wert scheine, allen Fleiß an ihre Bekehrung zu wenden. Der Alte aber erwiderte: Daß sie den Teufel im Leibe hat, ist gewiß. Selbigem bin ich in jungen Jahren auch mehr als einmal in einer üppigen Weibsgestalt begegnet und weiß, daß mit ihm nicht gut Kirschen essen ist. Jedennoch sieht sich die Sache glimpflicher an, wenn solch ein vom Bösen besessenes Geschöpf auf natürlichen Menschenfüßen wandelt. Dein Schätzchen aber mit seinen Schwimmhäuten solltest du dir je eher je lieber wieder vom Halse schaffen. Auch wenn mit der Zeit die sogenannte Seele sich einfinden sollte, was Gescheites kommt bei eurer Ehe doch nicht heraus; sie hat nichts gelernt von all den häuslichen Künsten, die eine gute Frau verstehen muß, um ihrem Manne das Leben leicht und lieblich zu machen, und wenn

sie Kinder zur Welt bringt, so werden sie weder Fisch noch Fleisch sein und sich mühselig durchs Leben helfen.

Damit verließ er seinen jungen Nachbar, der mit gesenktem Kopf in sein Haus zurückging. Er fand drinnen alles, wie er es verlassen hatte, die hellen, scharfen Augen seines Gastes folgten lauernd all seinen Bewegungen und schossen Blitze des Zorns und Hasses, als er sich auf sein Bette setzte und das große Netz, in das sie richtig vielfache Löcher gebissen hatte, auszubessern begann. Um sie zu beschäftigen, verfiel er auf den Gedanken, ihr den kleinen Spiegel in die Hand zu geben, mit dem er sie gefangen hatte. Damit traf er das Rechte. Denn nun saß sie ganze Stunden lang, lachte sich in ihrem Spiegelbilde an, fletschte die Zähne und schnitt die tollsten Gesichter. Alsdann lehnte sie die blanke, schon vielfach am Rücken beschädigte Scheibe gegen die Wand und beschäftigte sich damit, ihr langes, grünlich schimmerndes Haar zu flechten und in immer neuen Manieren aufzustecken. Das stand ihr nun wieder so seltsam anmutig, daß er ihr all ihr wildes Wesen verzieh und nichts sehnlicher wünschte, als sie sich ganz zu eigen zu machen.

Sie zu füttern, gelang ihm auch Mittags so wenig wie bei seinem Frühstück. Den Kohl und die Rüben, die er ihr in den Mund steckte, spie sie mit heftigem Widerwillen aus. Nur ein Trunk Wasser aus seinem zinnernen Becher erquickte sie. Dann hob sie sich leise auf und ging nach dem Kätzchen, das auf dem Herde zusammengerollt lag und aus dem Traume spann. Sie wollte es haschen und als Spielzeug gebrauchen, ließ es sich aber entschlüpfen und stellte nun eine atemlose Jagd nach ihm an, rundum in der Hütte, da sie nur unbeholfen sich im Gehen bewegte. Bis das gejagte Tier seinen Vorteil ersah und zu einem der beiden Fensterchen hinaussprang. Da stand die Verfolgerin mit einem heftigen Zischen vor der schmalen Öffnung still, spie der Entsprungenen wütend nach und schien sie um ihre Freiheit zu beneiden.

Sie dauerte aber ihren Zwingherrn, wie sie dann wieder so still und geknickt auf ihrer Truhe saß. Da er nun auf keine andere Weise sich mit ihr unterhalten konnte, fiel ihm ein, auf

seiner Rohrflöte ein wenig Musik zu machen, wovon sie sich ja als eine Liebhaberin gezeigt hatte. Und wirklich, schon bei den ersten Tönen schien ein anderer Geist über sie zu kommen. Sie begleitete die Weise mit leisem Neigen des Kopfes, indem sie im Takt mit den Füßen gegen die Truhe schlug, und dabei sah sie ihn zum erstenmal mit einem freundlichen Grinsen an. Das machte ihm Mut, sich ihr zu nähern, und als sie ruhig sitzen blieb, obwohl er sich dicht neben ihr niederließ, hüpfte ihm das Herz vor Freuden, da er glaubte, nun das Spiel gewonnen zu haben. Er blies immer sanfter und schmelzender und ließ endlich das Instrumentlein sinken. Sogleich griff sie danach und setzte es an ihren Mund. Als sie aber mit allem Hineinhauchen keinen Ton hervorlockte, schleuderte sie die Flöte zu Boden, daß die einzelnen Röhren sich lösten und das Band zerbrach.

Er zürnte ihr aber nicht. Er hatte den Arm sacht um ihren Nacken gelegt und mit der Hand ihre Schulter berührt. Die fühlte sich kühl und seltsam trocken an, wie ein glattes Leder, und so auch ihre Wange, auf die er einen flüchtigen Kuß zu drücken wagte. Sie sah sich rasch nach ihm um, nicht grollend, nur wie verwundert, was er für törichte Dinge treibe. Und als ob sie noch unter dem Zauber der Musik stünde, hob sich ihre Brust lebhafter, wie von einer sehnsüchtigen Regung geschwellt. Im nächsten Augenblick hatte sie sich dicht zu ihm hingeneigt und in seine Schulter, an der das Hemd sich verschoben, ihre scharfen Zähne eingegraben.

Das Blut sprang hervor und rieselte über das grobe Linnen. Sie aber bückte sich, mit ihrem rauhen, blaßroten Züngelchen die dunklen Tropfen aufzusaugen, bis er sie heftig zurückstieß und von der Truhe aufspringend sie um den Leib faßte, mit ihr ringend wie mit einem Raubtier, das ihn überfallen hätte. Da er sehr stark war und sie wie in eine eiserne Klammer gespannt aufhob, konnte sie sich nicht wehren, nur mit ohnmächtigen Bissen in sein dichtes Haar und wildem Prusten und Fauchen, so daß er sie ohne Mühe in den finsteren Schuppen trug, zu dem er die Tür mit dem Ellenbogen aufklinkte.

Hier stand außer verschiedenem Gerät in der Mitte ein

großer, tiefer Kübel voll frischem Wasser, in welchem er seine Fische lebendig aufbewahrte, bis er sie zum Verkauf in die Stadt trug. Sein Vater hatte klüglich die Einrichtung gemacht, daß von dem hellen Bächlein, das neben der Hütte nach dem Flusse zulief, eine Röhre Tag und Nacht die Welle in diesen Zuber leitete, aus dem sie durch eine zweite Röhre an der anderen Seite wieder abfloß, an beiden Seiten durch ein enges Drahtgitter geschlossen, das selbst das schmächtigste Fischlein nicht entschlüpfen ließ. In diesen hölzernen Behälter warf er die zappelnde und sich ohnmächtig windende Nixe und ließ sie dort in der Dunkelheit allein, in Gesellschaft der Fische, die in dem Zuber wimmelten. Dann verriegelte er hinter sich die Tür zu dem Schuppen. Denn seit sie Geschmack an Menschenblut gefunden, schien es ihm nicht ratsam, die Nacht über das Zimmer mit ihr zu teilen.

* * *

Lange aber konnte er keinen Schlaf finden. Er empfand ein Grauen vor dem Geschöpf, das er so sehnsüchtig zu besitzen gewünscht hatte, und überlegte, wie er es auf gute Art wieder loswerden könnte.

Doch schien ihm das nicht allzu schwer zu sein; er brauchte ihr, da sie sich ja in seinem Hause nicht wohl fühlte, nur Gelegenheit zu geben, aus ihrer Haft wieder zu entschlüpfen. Also öffnete er früh am anderen Morgen die Tür der Hütte und schob dann den Riegel des Schuppens zurück. Da sah er sie auf dem Rande des großen Fischbottichs sitzen, die Beine in das kühle Wasser hinabhängend, einen dicken Fisch in den Händen, den sie eben mitten durchgebrochen hatte und mit den spitzen Zähnen zu zerbeißen begann. Schon gestern abend schien sie an den Fischen, die sie umspielten, ihren Hunger gestillt zu haben und eben im Zuge zu sein, nun auch ihr Frühstück einzunehmen. Kopf und Schwanz hatte sie abgebissen und warf sie dem Kätzchen hin, das furchtsam herangeschlichen kam. Da es aber an gesottene und gebratene Kost gewöhnt war, beroch es die rohen Überbleibsel mit gerümpftem Näschen und schob sie dann mit der Pfote verächtlich zurück.

Die schmatzende und schluckende Gefräßige aber ließ sich in ihrem Schmausen nicht stören, lachte nur ihren Kerkermeister freundlich an und winkte ihm, während sie schon wieder aus dem Zuber einen Fisch herausgriff, mit der anderen Hand, als ob sie ihn einladen wollte, mitzuhalten und gleich ihr selbst an dem feuchten Tische sich's wohlsein zu lassen. Er sah nun mit Schrecken, daß sie sich aufs Dableiben eingerichtet und zugleich in seinem Fischvorrat eine so große Verheerung angerichtet hatte, daß für den Verkauf nur etliche schlechte Weißfische und Gründlinge übrig geblieben waren.

Da es nun aber ein Freitag war und er durchaus in die Stadt mußte, neue Wocheneinkäufe zu machen, lief er ans Ufer hinunter und fand dort in seinen Netzen genug frischen Fang, mit dem er sich dann belud, die Wanderung durch den Wald anzutreten. Als er zu seiner Hütte zurückkehrte, saß das Flußweibchen auf der Schwelle, den Spiegel vor sich, eifrig beschäftigt, ihr Haar zu strählen und wieder aufzustecken. Sie grinste ihn auch jetzt zutraulich an und nickte ihm zu, wie eine gute Hausfrau, die ihrem Manne zu verstehen gibt, er möge nur seinen Geschäften nachgehen, indessen werde sie ihm das Haus behüten.

Seufzend wandte er sich hinweg, mit einer schwachen Hoffnung, wenn sie ihn weit entfernt glaube, werde sie dennoch dem Triebe, sich in ihr richtiges Element zu flüchten, nicht widerstehen. Also ging er in unruhigen Gedanken nach der Stadt, handelte dort gegen seine schuppige Ware ein, was er für die Küche brauchte, und trat, ohne sich aufzuhalten, den Heimweg an.

Er hatte mit seinen langen Schritten bereits den halben Wald durchmessen, als er auf der schattigen Straße vor sich eine Mädchengestalt erblickte, die munter singend vor ihm herschritt. Er erkannte nicht sogleich, daß es die Christel war, das Enkelkind des Pater Peregrin: Denn noch bei ihrem letzten Besuch in der Klausnerzelle, wo er sie von fern gesehen, war sie ihm als ein halbwüchsiges, unreifes Ding erschienen, während die da vor ihm sich als ein voll herangeblühtes Jüngferchen darstellte. Sie trug eine lose Jacke um die schlanken Schultern, darunter ein rotes Röckchen, das nicht bis zu den

Knöcheln hinabreichte, also daß der junge Fischer ihre bräunlichen nackten Füße sehen konnte, die ihm weit reizender schienen, als die Entenfüße seiner Nixe. Ein weißes Tuch, das sie über den Kopf gebunden, hinderte sie, sein Heranschreiten hinter ihr zu vernehmen, bis er sie erreicht hatte. Da stand sie still, hörte mit Singen auf, grüßte ihn aber unverlegen mit ihren großen braunen Kinderaugen, während die blonden Härchen um ihre reine Stirn lustig im Winde wehten.

Auch er nickte ihr zu, sagte aber nicht viel, sondern betrachtete sie nur mit einem scheuen Seitenblick und setzte seinen Gang neben ihr schweigsam fort. Sie selbst brach endlich die verlegene Stille, fragte, ob er einen guten Verkauf gehabt habe, welche Fische am häufigsten im Fluß drunten vorkämen, zuletzt, ob es ihm nicht unheimlich sei in seiner einsamen Hütte. — Nein, er sei daran gewöhnt. Nur im Winter freilich, wenn der Fluß mit Eis treibe und oft ganz zufriere, leide er an Langerweile. Doch habe er ja an ihrem Großvater eine Gesellschaft. — Ach der! lachte sie, der ist alt und grau. Ich selbst hielte es nicht lange bei ihm aus. Ich komme zwar auch nicht viel unter die Leute, meine Frau ist sehr streng, aber wenn ich Sonntags die Kinder zu Bett gebracht habe, geh' ich in den Garten und horche von fern auf die Tanzmusik, wo junge Burschе und Dirnen sich drehen, und es ist doch immer besser als von der lustigen Welt so weit abgeschieden sein, wie du. Die Leut' wundern sich, daß du nicht längst eine Frau genommen hast.

Er runzelte düster die Stirn. Du sagst es ja selbst, versetzte er, man muß wenigstens aus der Ferne das lustige Leben miterleben, eine Frau verginge in meiner Wildnis ohne jede Lustbarkeit. Auch bin ich nicht so beschaffen, daß ich einem jungen Mägdlein gefallen könnte, da ich nie gelernt habe, so glatte Redensarten zu drechseln, wie's Brauch ist unter Liebesleuten. Ich habe mir darum eine andere Gesellin ins Haus zu gewöhnen gedacht, bin aber damit schmählich in die Brüche geraten.

Da sie nun, um einer anderen Antwort auf seine Klage auszuweichen, nach dieser mißglückten Brautwerbung sich erkundigte, erzählte er ihr treuherzig das Abenteuer des vorigen Tages, und wie seine letzte Hoffnung sei, er werde bei der

Heimkunft das blanke Ungetüm nicht mehr im Hause vorfinden. Wenn er sie auf irgend eine Art losgeworden, verschwöre er's für alle Zeiten, je wieder seine Einsamkeit zu verwünschen und mit seinem Leben in der Wildnis unzufrieden zu sein.

Hierauf erwiderte die Christel kein Wort, obwohl sie vieles zu sagen gehabt hätte. Sie bekam aber eine ordentliche Furcht vor ihrem Begleiter, der verwegen genug gewesen war, eine so unheimliche Liebschaft anzubändeln, und so sehr sie ihm wünschte, daß er von dem Scheuel und Greuel erlöst sein möchte, so hätte sie doch für ihr Leben gern das Wasserweibchen noch gesehen. Wie es so eigentlich gestaltet sei, wagte sie nicht zu fragen, und er versank, je näher sie dem Ziele kamen, immer tiefer in sein dumpfes Schweigen.

Da endlich traten sie aus dem Föhrendunkel heraus auf die Lichtung, wo die Fischerhütte stand. Aber mit einem Ausruf des Schreckens hemmte der Jüngling den Schritt, nach dem Hause hinstarrend, an welchem die Christel zunächst nichts Besonderes wahrnahm. Als sie aber länger hinsah, erblickte auch sie etwas Verwundersames. Denn aus dem offenen Fensterchen quoll in einem dicken Guß eine helle Wasserflut, die an der Balkenwand herabschoß und in ein Bächlein verwandelt durch das Gras zu Tale lief.

Mit drei mächtigen Sprüngen war Tobias ans Fenster geeilt und sah ins Innere der Hütte. Das glich einer tiefen, hoch mit Wasser gefüllten Badewanne, in der die Nixe fröhlich herumschwamm, über das ganze Gesicht lachend und mit einem vergnügten Schnalzen des rauhen Züngelchens. Um sie her trieb der graue Leib des Kätzchens, das ertrunken war, und als die Unholdin das entgeisterte Gesicht des Hausherrn draußen vor dem Fenster erblickte, haschte sie nach dem kleinen Leichnam und schleuderte ihn durch die Öffnung dem Späher ins Gesicht, offenbar über diesen nassen Scherz hochauf frohlockend.

Christel war hinter den Jüngling geschlichen und hatte ihm erschrocken über die Achsel ins Haus geblickt. Dann traten sie beide zurück und sahen einander ratlos an.

Es ist klar, knirschte er, sie hat in der großen Kufe das Gitter verstopft, wodurch sonst das Wasser ablief, und ihre boshafte

Lust daran gehabt, wie sich nun erst der Schuppen ganz anfüllte und dann die Hütte selbst, deren Tür sie vorher zugeschlagen hat. Nun hat sie sich das Haus nach ihrem Geschmack und Gefallen zu einem kleinen See zurechtgemacht und beschlossen, darin zu bleiben. An Futter für ihre Gier würde ich's ja nicht fehlen lassen, und vielleicht hat sie sich auch in ihrer Einsamkeit gelangweilt und möchte jemand um sich haben, dem sie zuweilen das Blut aussaugen kann. Ich bin ein verlorener Mensch und möchte mich am liebsten in ihr Reich zurückziehen, da ich sie aus meinem nicht vertreiben kann!

Er fuhr sich in die Haare und stöhnte. Christel aber war um die Hütte herumgegangen und hatte das große Netz gesehen, die Nixenfalle, die außen neben der Tür zum Trocknen hing. Höre, Tobias, sagte sie mit einem raschen Aufleuchten ihrer munteren Augen, ich meine, du könntest sie dir am besten vom Halse schaffen, wenn du sie in dasselbe Netz locktest, in dem du sie hergebracht hast. Nimm es vom Pflock herab und halte es mit der offenen Seite gegen die Tür; die reiße ich dann rasch auf, und wenn die Wassermenge drinnen plötzlich herausschießt, muß die Nixe mit und fährt, ohne sich's zu versehen, wieder in das tiefe Netz hinein. Dann klappst du es hinter ihr zu und trägst es zum Fluß hinab, und du sollst sehen, du bist sie los für alle Zeiten.

Der Jüngling sah sie mit einem Blicke an, in welchem Bewunderung und Hoffnung aufleuchteten. Du bist ein kluges Kind, sagte er, und wenn der Anschlag gelingt, danke ich dir mein Leben.

Sogleich nahm er das schwere Fangnetz herab, setzte das Spiegelchen wieder hinein, das die Nixe zum Glück draußen zurückgelassen hatte, und stellte sich vor der Türschwelle auf, während das Mädchen die leichtverwahrte Tür aufriß. In demselben Augenblick wogte die innen angesammelte Flut in mächtigem Schwall ins Freie, mit ihr der ahnungslose große Fisch, der von der Sturzgewalt unaufhaltsam in die Falle hineingerissen wurde.

* * *

In raschem Lauf hatte der gerettete Jüngling seine unheilvolle Beute dahin zurückgetragen, von wo er sie gestern früh im Triumph in sein Haus geholt hatte. Mit einem Blick des Vorwurfs und fast zärtlicher Wehmut war das schlanke Halbgeschöpf in die klare Tiefe hinabgefahren, was aber den Jüngling nicht im mindesten rührte. Er trocknete sich, während er langsam das Ufer wieder hinaufstieg, den Schweiß von der Stirn und atmete tief auf. Droben in der Hütte fand er die Christel schon beschäftigt, die Spuren der Überschwemmung, so gut es gehen wollte, zu beseitigen. Sie hatte die Kissen und Decken des Lagers an die Sonne getragen, die paar Siebensachen, die in der Truhe verwahrt lagen, zum Trocknen auf die kleine Wiese gebreitet, vor allem den dicken Pfropfen aus dem Zuber gezogen, der den Abfluß des Wassers verstopft hatte. Mit einem feuchten Lumpen fegte sie den Schmutz und Schlamm vom Herde und Estrich weg, also daß nach einiger Zeit nur noch ein leichter Nixenduft in dem gelüfteten Zimmer schwebte, sonst aber alles wieder ein menschliches Ansehen gewonnen hatte.

Der junge Hausherr sah ihrem Tun und Treiben gedankenvoll zu, seufzte ein paarmal und fuhr sich durchs Haar. Als sie ihn fragte, warum er seufze, da ja sein Herzenswunsch erfüllt sei, erwiderte er, es gebe mehr als *einen* Herzenswunsch, auch unerfüllbare, und übrigens habe er einen heftigen Schmerz an der Schulter, wo die Bißwunde noch immer nicht sich schließen wolle. Sofort sprang sie zu ihm hin, zog ihm das Hemd vom Halse weg und betrachtete das Mal aufmerksam. Man sieht deutlich sieben spitze Zahnspuren, sagte sie, und ganz schwarzes Blut tropft heraus. Am Ende ist solch ein Nixenbiß giftig. Aber wart, ich weiß schon, was dafür gut ist.

Damit sprang sie in den Wald und kam in kurzem mit einer Handvoll Kräuter zurück, deren Saft, nachdem sie die Wunde sorgsam ausgewaschen hatte, sie in die dunkelroten Löcher träufelte. Dabei murmelte sie halblaut einen Wundsegen, daß er in all seinen Schmerzen lächeln mußte und sagte: Du bist am Ende selbst eine Zauberhexe, und ich komme vom

Regen in die Traufe! — Das machte sie tief erglühen, aber sie erwiderte nichts, sondern nahm ihn wie ein unbehilfliches Kind beim Arm und führte ihn zu einer Stelle neben der Hütte, wo weiches Gras wuchs. So, sagte sie, nun legst du dich hier hin und schläfst einmal. Ich spring' indes zum Großvater hinüber und lass' mir Feuerzeug geben, daß ich dir eine Suppe kochen kann, und wenn du aufwachst, mußt du auch von dem Wein trinken, den ich im Körbchen mitgebracht habe. Denn heut ist ja Sankt Peregrin, dem Großvater sein Namenstag, den wollen wir dann zusammen feiern und dem Herrgott für deine Befreiung von dem Heidengreuel danken.

* * *

Von dem Süpplein aber, das Christel auf dem wieder gereinigten Herde kochte, sollte Tobias nichts kosten. Denn als sie es ihm in Gesellschaft des frommen Großvaters zu seiner grünen Lagerstatt hinausbrachte, fanden sie ihn in einem heftigen Wundfieber, so daß er sie nicht erkannte und ihnen Scheltworte zurief, weil sie duldeten, daß das Nixengeschmeiß ihn im Schlafe störe.

Dieser Zustand hielt drei Tage und drei Nächte an, obwohl der Einsiedel aus seinem Vorrat einen Balsam hervorholte, der ihm manche Hieb- und Stichwunde sänftlich geheilt hatte. Auch ließ weder er noch sein Enkelkind es an Gebeten für den armen Verwundeten fehlen, der auch in den Nächten, wo er wieder in seinem Bette hinter dem Verschlage lag, wenn er mit halbem Bewußtsein aus dem Traum hinaushorchte, einen leisen Schritt im dunklen Raum vernahm, da seine junge Pflegerin immer gleich zur Hand war, ihm einen kühlen Trank zu reichen oder das heiße Kissen zu lockern.

Am Morgen nach der dritten Nacht aber, der ersten, in der er wieder fieberlos geschlafen hatte, vermißte er ihre Nähe. Er hatte sich vor die Hütte in die junge Frühlingssonne gesetzt, da kam sie von der Klausnerzelle daher, wieder ganz, wie er sie im Walde getroffen, nur barhaupt, da sie ihr Kopftüchlein zu Verbandzwecken zerschnitten hatte. Er sah sie freundlich an, und sein Herz wallte ihr entgegen, ahnte aber nichts Arges.

Wohin sie so früh mit ihrem Korbe wolle? Am Ende gar in die Stadt, neue Salben und Tränkchen für ihn zu holen, deren er nun nicht mehr bedürfe.

Freilich in die Stadt, sagte sie, aber um mir einen neuen Dienst zu suchen. Denn die Schneidersfrau wird mich nimmer annehmen wollen, weil ich ihr drei Tage weggelaufen bin, und hier bei dir bin ich nimmer nötig. Was noch zu tun ist, besorgt der Großvater. Also leb wohl! Zu Weihnacht komm' ich wohl wieder.

Sie hatte es aber nicht gar eilig mit dem Fortgehen. Und als er ihre Hand ergriff und sagte, ein wenig stockend und schwer atmend: Ich bin schuld, daß du den Dienst verloren hast, Christel, und würde dir gern vorschlagen, hier bei mir zu bleiben — versteh, für immer — wenn du mich erstens nicht zu tölpelhaft und unhold fändest, und dann — du hast mir ja selbst gesagt, wenn man auch nicht mittanzt, habe man doch Verlangen danach, wenigstens von fern zu hören, wie lustig die Welt klingt.

Oh, unterbrach sie ihn errötend, was das betrifft —! Diese letzte Nacht, als ich hier auf der Schwelle deiner Hütte saß und hörte im Tann das Käuzchen schreien und drunten den Fluß rauschen, und vor allem — und hier lachte sie ein wenig und wurde noch röter — wie ich dich drinnen auf deinem Lager so herzhaft und gesund schnarchen hörte — keine Tanzmusik, dacht' ich bei mir selbst, kann schöner klingen. Aber nun muß ich wirklich fort.

Nein, nun bleibst du wirklich hier, rief er und stand auf und zog sie in seine Arme. Und jetzt laß uns gleich zum Großvater hinübergehen, daß er uns zusammengibt.

* * *

Das geschah denn auch ohne große Umstände noch an dem nämlichen Tage, wobei der fromme Vater einiges aus seinem lateinischen Schmöker vorlas, was weder er noch das Brautpaar verstand, und darauf einen kurzen Spruch in ihrer Sprache über den Text hielt: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, absonderlich in jungen Jahren, doch auch in höherem Alter! worauf er mit einem Seufzer ihre Hände ineinanderlegte.

Sie saßen dann den Rest des Tages fröhlich beisammen, und die junge Frau richtete ein schlecht und rechtes Hochzeitsmahl her, wobei der Namenstagswein das Beste tat. Als der letzte Tropfen der Flasche getrunken, der Alte den Segen über das glückliche junge Paar gesprochen und sich dann seufzend entfernt hatte, saßen die beiden Hand in Hand ganz still und selig noch ein Weilchen am Tische und sahen das Mondlicht zu dem Fensterchen hereinfluten. Auf einmal wurde der Schein verdunkelt, ein Gesicht hatte sich vor die Öffnung gedrängt, sie erkannten die Nixe, die, ob sie gleich keine Seele hatte, doch etwas von Haß aus verschmähter Liebe und grimmiger Eifersucht empfand und mit einer bösen Neidgebärde, die eine Faust ballend, in das Hochzeitsgemach hereingrinste. Der junge Ehemann aber stand ruhig auf und schlug ihr den Laden vor der Nase zu.

Seitdem hat der arme Heidengreuel in dieser Gegend sich nicht mehr blicken lassen.

Die Dryas*)

(1890)

Vom Turm der Frauenkirche hatte es eben erst fünf geschlagen. Aber ein Schneesturm tobte durch die Gassen der Stadt und löschte den letzten bleichen Tagesschimmer so völlig aus, als wäre die Nacht schon hereingebrochen. Auch brannten schon seit einer Stunde in dem Atelier des jungen Malers Ralph die drei Gasflammen, die ihm zu einer eiligen Arbeit hatten leuchten müssen. Es galt, an einer großen Landschaft die letzten Striche zu tun, um sie „Punkt Heiligabend", wie der Besteller sich ausgedrückt hatte, seiner Frau ins Weihnachtszimmer hängen zu können. Er war Vormittags selbst gekommen, um den Meister an sein Wort zu mahnen, hatte die ansehnliche Summe, die ausgemacht war, in blanken Doppelkronen auf den Tisch gezählt und Nachmittags zwei handfeste Packträger geschickt, das Werk wie es gehe und stehe von der Staffelei zu holen. Die Leute hatten sich noch eine Weile gedulden müssen; immer noch konnte die letzte Hand sich nicht genugtun. Endlich hatte der Künstler, von seiner eigenen Erschöpfung bezwungen, da er seit dem ersten Tagesschein nicht von der Staffelei gewichen war, das Bild den Boten ausgeliefert und war dann wohl eine halbe Stunde auf dem Stuhl vor dem leeren Gestelle sitzen geblieben, mit geschlossenen Augen in sich hineinstarrend. Es war ihm jedesmal eine peinliche Empfindung, eine seiner Arbeiten in fremde Hände geben zu müssen. Wenn er seinem Werk dann am dritten Ort in schlechtem Licht, unter gemütlosem Luxus von seelenlosen Augen begafft, wiederbegegnete, beschlich ihn eine

*) Zuerst in den „Weihnachtsgeschichten" (1891) erschienen.

peinliche Reue und Scham, als hätte er ein eigenes Kind in die Sklaverei verkauft und müßte mitansehen, wie es mißhandelt würde.

Nun vollends dieses Bild, an das er sechs Wochen lang all seine Liebe gewendet hatte. Die Skizze dazu, nach der Natur gemalt und unter anderen Entwürfen an die Wand geheftet, hatte dem reichen Kunstfreund in die Augen gestochen, und als Ralph äußerte, er könne sich nicht von diesem Stücke trennen, hatte jener nicht nachgelassen und einen so hohen Preis geboten, daß der Maler in einem Augenblick der Schwäche auf den Antrag eingegangen war, ein großes Bild danach zu malen. Hundertmal hatte er seine Nachgiebigkeit, seinen Geiz verwünscht. Was für Erinnerungen an dieser Waldszenerie hingen, warum jeder Blick auf die sanft ansteigende grüne Halde, von hohen Fichten abgeschlossen, auf das schlanke Stämmchen vorn neben dem Wildbach und die kleine Bank im Schatten darunter ihm das Herz in süßen und bitteren Gefühlen aufwallen machte, hatte er dem Besteller freilich nicht verraten. Und doch war es ihm wie eine Entweihung, daß er dieses Fleckchen Erde, wo ihm so wohl und weh geworden war, wie nie in seinem Leben, den gleichgültigen Blicken wildfremder Menschen preisgeben sollte.

Es war nun geschehen. Er gelobte sich im stillen, keinen Fuß je in das Haus des Mannes zu setzen, dem er für schnödes Geld ein Stück seiner Seele verhandelt hatte. Und hätte ihn noch die Not dazu getrieben! Aber so jung er war, sein Ruf hatte sich schon dergestalt verbreitet, daß ihm jede Leinwand zu jedem Preise, den er machen wollte, frisch von der Staffelei weggekauft wurde.

Ein heftiger Windstoß, der an dem großen Fenster rüttelte, riß ihn endlich aus seinem Brüten. Er stand mühsam, wie aus einem schweren Schlaf sich ermunternd, auf, trug die Staffelei in einen dunklen Winkel seines Studio und begann überhaupt ein wenig aufzuräumen. Es war ja Heiligabend, er erwartete seinen einzigen vertrauten Freund, um unter vier Augen mit ihm sich über die Stunden hinwegzuhelfen, die schwersten des ganzen Jahrs für einsam Lebende, zumal in der Jugend. Dennoch hatte er verschiedene Einladungen in töchtergesegnete

Familien höflich abgelehnt und sich ebensowenig entschließen können, an den lustigen Veranstaltungen teilzunehmen, welche die jüngeren Künstler in ihrer Kneipe vorbereitet hatten. Er wußte, daß sich unter den Fröhlichen und Ausgelassenen die Schwermut nur drückender ihm auf die Seele legen würde.

Denn freilich, im Sommer hatte es so ausgesehen, als ob er diesen heiligen Abend froher als je feiern würde. Daß er das verscherzt hatte — wenn auch ohne seine Schuld, wie er meinte, — mußte ihm jede andere Festfreude vergällen.

Er war es aber sehr zufrieden, daß auch sein langer Freund, den sie wegen seiner ungeschlachten Glieder Enak nannten, die gleiche Abneigung gegen eine lärmende Weihnachtsfeier empfand und versprochen hatte, auf ein Glas Punsch und einen stillen Schwatz bei ihm vorzusprechen. Dem guten Menschen, der übrigens auch ein guter Maler war und eine besondere Virtuosität in Jagdstücken nach Snyders Vorbild besaß, sollte es heute abend so heimlich und behaglich werden, wie ein paar einsame Menschen sich's irgend zu bereiten vermöchten.

Im eisernen Ofen summten und glühten noch die Kohlen, und das hohe Gemach war trotz des wütenden Dezembersturmes leidlich durchwärmt. Ralph aber entfachte noch zum Überfluß ein Feuerchen im Kamin, den er neben dem Ofen eigens hatte anbringen lassen, da er nichts lieber tat, als in Zwielichtstunden in das helle Feuer schauen und dem Flug der springenden Funken folgen. Er schob das breite Ruhebett, über das ein persischer Teppich geschlagen war, in die Nähe der Feuerstätte, breitete das Bärenfell davor aus und trug ein Tischchen herbei, auf dem etwas kalte Küche und alles zum Punsch Erforderliche einladend beisammen stand. Daneben stellte er den großen Schaukelstuhl, in welchem Enak seine gewaltige Figur lang auszustrecken liebte, und nachdem er einen zufriedenen Blick über diese Zurüstung geworfen, wandte er sich dem Fenster zu, wo in den Winkel gepflanzt die dritte Hauptperson des heutigen Heiligabendfestes stand: ein herrlich gewachsenes, frischgrünes Fichtenbäumchen, das mit seinem obersten, kerzengerade aufstrebenden Wipfelzweig bis genau an die Decke des hohen Raumes reichte.

Schon gestern, als er nach der hastigen Arbeit durch die Stadt geschlendert war, um sich ein wenig zu erfrischen, war ihm auf einem der Plätze, wo Weihnachtsbäume feilgeboten wurden, der stolze Wuchs dieses jungen Stämmchens aufgefallen, das seine ansehnlichsten Genossen um etliche Hauptesländen überragte. Er hatte dann die Nacht davon geträumt und war in grauer Morgenfrühe wieder hingegangen, besorgt, andere möchten ihm zuvorgekommen sein. Damit habe es keine Gefahr, versicherte ihm der Händler. So hohe Bäume würden nur selten begehrt, und er wisse selbst nicht, warum er diesen mitgenommen; er habe es ihm aber gleichsam angetan, weil er so schön gewachsen sei und die Zweige so regelmäßig um den Stamm herumständen. Aber weil er ihn sonst doch schwerlich loswerden würde, gebe er ihn dem Herrn Kunstmaler billig und fordere für das Prachtstück nur so und so viel.

Ralph hatte trotz des unverschämten Preises nicht daran gedacht, zu handeln. Auch ihm schien das Bäumchen es angetan zu haben. Und freilich, so ungefähr hob auch jenes, das die kleine Bank an dem Waldbach überschattete, sein kräftiges Haupt — oder war es nur der Trug seines schwermütigen Herzens, daß ihn heute so vieles an die schöne verschwundene Sommerszeit erinnern mußte?

Er hatte den Transport des Fichtchens die drei steilen Treppen zu seinem Atelier hinauf selbst geleitet und darüber gewacht, daß keiner der weit ausladenden Zweige geknickt wurde. Über Tag, in jenem Winkel am Fenster, hatte sein Weihnachtsbaum ihm dann Modell gestanden, und die Arbeit nach der lebensgroßen Natur war dem Bilde noch sichtbar zu gute gekommen.

Nun trat der Maler zu dem stillen Gefährten seines Fleißes und sog mit vollen Zügen den kräftigen Harzgeruch und die Waldfrische ein, die aus dem Labyrinth des Nadeldickichts ihm entgegenströmte. Nachdenklich vertiefte sich sein Blick in das geheimnisvolle Innere des Astwerks, und seine Hand strich liebkosend an einem der Zweige entlang, ohne auch nur eine der kleinen derben, glatten Nadeln abzustreifen. Du bist schön, sagte er vor sich hin, und hast so jung dein bißchen Leben hin-

geben müssen, armer Geselle! Dir wäre jetzt wohler draußen in deinem Wald, trotz der Schneelasten, die du tragen müßtest, als hier in der dumpfen Ofenluft. Aber auch anderen geht es nicht besser, denen es noch schärfer in Mark und Bein fährt, wenn sie losgerissen werden, wo sie Wurzel geschlagen zu haben glaubten. Komm, wir beide wollen den Kopf nicht hängen lassen, sondern uns putzen und gute Miene zum bösen Spiel machen!

Wenn er vom Putzen sprach, so hatte er durchaus nicht im Sinn, den schönen dunklen Baum mit allerlei Zierwerk, vergoldeten Nüssen, Gold- und Silberketten zu behängen. Sein Künstlerauge hatte, seitdem er die Knabenschuhe ausgetreten, diesen kindlichen Schmuck der Weihnachtsbäumchen abscheulich gefunden, als eine Entstellung der edlen natürlichen Gestalt, in welcher die Kinder des Waldes aufwachsen. Aber der Glanz des heiligen Abends sollte denn doch auch in dieser Künstlerwerkstatt von dem Baume ausstrahlen. Aus einem hohen geschnitzten Schrank nahm der Maler einen wohl zwei Fuß im Umkreis sich ausbreitenden Stern, dessen gläserne Strahlen in bunten Farben leuchteten. Hinter dem Kern, einer kreisrunden Kapsel aus Rubinglas, war ein Lämpchen angebracht, das teilte sein Licht den farbigen Strahlen mit, die alle davon wie in einem sanften Feuer zu entbrennen schienen. Behutsam stieg der Maler auf einem Leiterchen bis zur Gipfelhöhe des Baumes hinan und befestigte dort das magische Leuchtwerk, das schon bei manchem Künstlerweihnachtsfest eine Rolle gespielt hatte. Auch heute goß es seinen Schimmer so freundlich herab, daß die oberen Zweige wie in Korallen oder Smaragden verwandelt schienen und Ralph sich eine Weile oben auf der Leiter an dem märchenhaften Anblick weiden mußte, ehe er wieder herunterstieg. Er löschte dann sogleich die Gasflammen; nun war eine reizende Dämmerung ringsum, — die Glut im Kamin schien nach dem Stern hinaufzuwinken und die Strahlen droben das verwandte Element in der Tiefe zu grüßen. Nur eine dreiarmige römische Messinglampe trug der Maler noch auf das Kredenztischchen; er wollte sie aber erst anzünden, wenn der Gast sich eingestellt hätte.

* * *

Es war nun so heimlich in dem hohen, halbdunklen Gemach, von den Wänden blickten die schönen Studien aus dem ernsten Norden und dem lachenden Süden den jungen Meister, der sie auf die Leinwand gebannt, so vertraulich an: die helle Brandung an den Nordseeklippen, die stille blaue Flut an dem hochgetürmten Strande von Amalfi, die leuchtenden Seen der Lombardei und die Buchenwälder und dunklen Marschengelände Holsteins. Seine Augen aber kehrten immer wieder zu der kleinen Skizze von jener grünen Halde am Wildbach zurück und blieben an den Zweigen der jungen Fichte hangen, die das Bänkchen unten im hohen Grase beschatteten. Draußen wurde das Unwetter immer ärger; der Sturm trieb den Schnee in große Massen geballt gegen die klirrenden Scheiben und fuhr sausend durch den Schlot herab, daß die Flammen hoch aufprasselten. Den Maler überlief ein fröstelnder Schauer. Er ging, die Hände in den Taschen vergraben, eine Weile mit halb zugedrückten Augen im Kreise herum, schwer atmend, mit brennender Stirn und klopfenden Schläfen, bis die Ermüdung ihn stillzustehen zwang. Da nahm er aus dem Geigenkasten, der neben seiner Palette lag, das alte schwärzliche Instrument heraus, das in seiner Familie schon vom Urgroßvater herab sich vererbt hatte, und tat ein paar Bogenstriche. Aber das kräftige Beschwichtigungsmittel versagte heute; auch war die gute Freundin bedenklich verstimmt. Mechanisch machte er sich daran, die reine Stimmung wiederherzustellen; als es ihm aber gelungen war, legte er die Geige auf seine Pinsel und wandte sich mit einem tiefen Seufzer ab, dem Kamine zu. Da stand er und starrte lange in das Geflacker und schürte den Brand und warf sich dann auf das Ruhebett und seufzte wieder. In diesem Augenblick fühlte er sich so unselig und verlassen, als könne es auf der weiten Welt keinen Menschen geben, der einen trostloseren heiligen Abend erlebte.

Auf dem Kaminsims lagen neben allerlei kleinen antiken Figürchen in Bronze etliche Skizzenbücher aufgeschichtet. Das oberste haschte seine Hand, von selbst schlug das Blatt sich auf, das er unzähligemal betrachtet hatte: der Umriß eines schönen Mädchenkopfes halb vom Rücken gesehen, das Profil mit einem

reizenden Lächeln zurückgewendet, das Haar in einen starken Knoten hoch aufgebunden, so daß ein kleiner Kranz krauser Löckchen über dem Nacken sichtbar wurde. Ein Zug von Mutwillen und junger Schelmerei belebte Mund und Augen des lieblichen Gesichts, und die Unterlippe schien von einem schalkhaften Trotz geschwellt, daß man sich zugleich angezogen und gewarnt fühlte, mit dieser gefährlichen Person sich in kein Herzensabenteuer einzulassen, da sie selbst von ihrem Herzen noch nicht das mindeste zu wissen schien.

Nur einen raschen Blick warf der Maler auf das Blatt, fast als habe er sich nur versichern wollen, ob das Gesicht noch immer den gleichen unbarmherzig lustigen Ausdruck habe. Dann ließ er das Buch aus der Hand gleiten und lehnte sich auf dem Diwan zurück. Die strenge Arbeit des Tages machte sich fühlbar, auch konnte er den Freund noch vor einer Stunde kaum erwarten. So schloß er die Augen und versank in einen dumpfen Halbschlummer.

* * *

Nicht lange aber konnte er so geruht haben, da rüttelte ihn ein tobender Windstoß auf, der mit solcher Macht gegen das Haus fuhr, daß es in seinen Grundfesten erzitterte und in allen Fugen erkrachte. Der junge Maler öffnete schlaftrunken die Augen, aber was er sah, war dazu angetan, ihn sofort zu hellem Wachen zu ermuntern.

Das Ungestüm der Windsbraut hatte die mittlere große Scheibe seines Atelierfensters aufgerissen und trieb den Schnee in einer dichten weißen Wolke mitten in das Gemach. Da aber, wo auf dem Teppich die schweren Flocken nach und nach zu einem kleinen Hügel anschwollen, blieb es nicht lange regungs- und gestaltlos. In dem Schneehäuflein wurde es lebendig, ein wunderliches Zucken und Schwellen begann, und plötzlich hob sich aus der schimmernden feuchten Masse eine luftige Gestalt, die aus der Nebelhülle sich herauswand und nun frei auf winzigen Füßchen sich zu bewegen begann.

Der Maler, den der Wunderanblick völlig zur Bildsäule erstarrt zu haben schien, folgte mit weitgeöffneten Augen jeder

Regung des sonderbaren Wesens. Es schien ihm die Größe eines etwa zehnjährigen Mädchens zu haben, zugleich schlanker und mächtiger und doch mit den voll ausgereiften Formen eines jungen Weibes. Die aber blickten nur hin und wieder bei einer hastigeren Bewegung aus dem Schleier hervor, den das wallende aschgraue Haar, das bis zu den Knieen reichte, rings um die zarte Gestalt flattern ließ. Das Gesicht konnte er nicht gleich erkennen. Denn ohne auf ihn zu achten, schritt oder schwebte vielmehr der zierliche Spuk auf das Bäumchen am Fenster zu und stand dort eine Weile still, zu dem Stern hinaufschauend, während kleine weiße Hände aus dem Lockenmantel hervortauchten und eifrig die glatten Nadeln der unteren Zweige zu streicheln begannen.

So gespenstig das alles sich ausnahm, so fühlte der heimliche Zeuge der wunderlichen Szene doch nicht das geringste Grauen, nur ein gewisses Befremden darüber, daß es ihm mit keiner Gewalt möglich war, sich von seinem Sitz zu erheben oder nur einen Laut von den Lippen zu bringen. Er meinte, nie etwas Anmutigeres gesehen zu haben, als die zierliche weiße Gestalt, die dort das Bäumchen liebkoste, und das Verlangen regte sich in ihm, wenigstens mit ein paar flüchtigen Strichen die Erscheinung in seinem Büchlein festzuhalten. Da wandte die kleine Fremde sich plötzlich nach ihm um und kam mit gelassenen Schritten, immer den Boden kaum berührend, auf ihn zu.

Nun sah er auch ihr Gesicht. Soviel er bei dem Zwielicht und dem Feuerschein aus dem Kamin unterscheiden konnte, waren die weichen, kinderhaften Züge von einem leidvollen Ausdruck beseelt, der dem schmalen Gesichtchen, noch dazu in der wunderlichen Umrahmung der grauen Haare, etwas anziehend Frauenhaftes gab. Der kleine blutlose Mund schien nie gelächelt zu haben, aber auch nie durch einen bösen Hauch von Haß oder Tücke entstellt worden zu sein. Das Wunderbarste aber waren die großen, ruhigen Augen von smaragdenem Glanz, mit langen Wimpern umsäumt, die niemals auf und nieder gingen. Und doch blickten diese grünen Sterne nicht starr und seelenlos. Wie eine innere Flamme zuckte es zuweilen

in ihnen auf, die dann wieder zusammensank, so daß der grüne Schein plötzlich zu erlöschen schien.

Sie war nun ganz nah an den jungen Maler herangeglitten, da schienen die Flammen im Kamin ihre Aufmerksamkeit abzulenken. Leise wandte sie sich nach der Glut, kauerte davor nieder, den grauen Haarschleier dicht um ihre Schultern und den jungen Busen gezogen, und schüttelte dann ein paarmal wie in tiefer Betrübnis das kleine Haupt. Dann erhob sie sich wieder und trat dicht vor den Regungslosen hin.

Eine leise Kühle wehte ihn an, zugleich ein feiner Duft wie von frisch abgerissenen Fichtenzweigen. Er wollte etwas sagen, aber noch immer war er wie verzaubert.

Ein Weilchen stand sie vor ihm. Dann sagte sie mit einer zarten Frauenstimme, die ungemein lieblich klang: Schläfst du, Ralph?

Jetzt erst fiel der Bann von ihm. Aber aufzustehen vermochte er noch immer nicht.

Ich schlafe nicht, sagte er. Siehst du nicht, daß ich die Augen offen habe und alles sehen kann, was du tust? Aber woher weißt du meinen Namen? Und wer bist du? Und warum bist du zu mir gekommen?

Deinen Namen hab' ich ja draußen im Walde gehört, erwiderte sie, ohne eine Miene zu verändern. Entsinnst du dich nicht mehr? Es war ein schöner Tag, die Sonne schien, und der Kuckuck rief, und die Mücken spielten über meinem Bach. Damals schon gefiel dir mein Baum. Hast du ihn nicht darum zu dir genommen, weil dir's leid tat, wie er abgehauen draußen unter den häßlichen Menschen stehen mußte und alle gingen an ihm vorbei? Warum fragst du nun, wer ich bin und warum ich zu dir gekommen bin?

Er sah sie mit erstaunten Augen an. Dein Baum? fragte er. Aber wer bist du denn, und was hast du mit jenem Baum zu schaffen?

Ich bin ja seine Dryas, sagte sie, einen traurig zärtlichen Blick nach dem Fichtenbäumchen werfend.

Seine Dryas? wiederholte er mit ungläubigem Lächeln. Kind! du willst mir ein Märchen aufbinden.

Ihre großen grünen Augen funkelten. Wir sind immer wahr, sagte sie. Aber ihr habt grobe Sinne, ihr Menschen von heute. Meine Mutter, als sie noch neben mir stand — vor drei Wintern haben die grausamen Männer ihren Stamm gefällt — oft hat sie mir erzählt, was sie von ihrer Mutter gehört hatte, und die von der ihren, und so fort: einst sei eine Zeit gewesen, da habe man auch uns in Ehren gehalten, uns und all unsere Verwandten, die im Wald, in Felshöhlen, Bächen und Weihern leben, und damals seien wir auch frommen Menschen sichtbar geworden. Der Hirt habe uns gesehen, wenn wir am heißen Mittag aus dem Wipfel unseres Baumes hervorgeschlüpft seien, oder uns zu der Quellnymphe geneigt hätten, ein Stündchen zu verplaudern und unser heißes Gesicht zu kühlen. Und in hellen Nächten, wenn die schöne Mondgöttin durch den Hain gefahren, hätten wir uns ganz hinausgewagt aus unserm Gezweig und Reigen getanzt auf der Waldwiese, daß der Jäger am Morgen noch die Spuren gesehen, wo unser langes Haar im tauigen Grase nachgeschleift war, während wir uns neigten und beugten. Es sei aber schon lange her, daß fremde Götter ins Land gekommen und die alten vertrieben hätten. Die seien traurig geflüchtet und wohnten nun — niemand wisse, in welchem dunklen Versteck. Wir Kleinen aber, die wir an unseren Ort gebannt seien und ihnen nicht hätten folgen können, würden seitdem Menschenaugen nimmer sichtbar, und nur selten sei es einem Begnadigten, einem Künstler oder Poeten vergönnt, etwa eine Dryas leibhaftig zu schauen oder die schönen Nymphen, die in den Waldbächen hausen. Und so kannst auch du mich mit Augen sehen und hören, was ich sage. Ist es dir nicht lieb? Gefalle ich dir nicht?

Sie schmiegte sich an seine Knie und hob die schlanken, blassen Ärmchen zu seinem Nacken auf, als ob sie sich an ihn hängen wolle. Er empfand aber nur ein kühles Wehen, wie wenn ein Nebelstreif seine Brust umwallte.

Wie solltest du mir nicht gefallen? stammelte er, da es ihm nicht ganz geheuer war, sie sich so nah zu fühlen. Aber wenn das alles wahr ist, wie kommt es, daß du meine Sprache sprichst, und warum bist du überhaupt hier hereingekommen?

Oh, sagte sie, das ist doch einfach. Ich stand ja draußen nah am Wege, und auf der Bank unter mir ließen sich täglich wandernde Menschen nieder, Alte und Junge, Männer und Frauen, und führten oft lange Gespräche. Da habe ich die Ohren gespitzt und bald verstanden, was sie sagten; denn wir Waldgeister sind klüger als ihr. Wie es gemeint war, wußte ich nicht immer, denn sie redeten oft von Dingen, die ich nie gesehen. Manches aber erklärte mir die Mutter, manches auch die Quellnymphe, die weiter hinaus ins Land reisen konnte, und in der Mühle unten, wenn die Bauern und Jäger dort sich trafen, vieles erfuhr, wie's in den Dörfern und großen Städten zugeht. Da hörte ich auch, warum allemal um Winters Mitte die Holzleute mit ihren blanken Äxten zu uns kommen und meine jungen Geschwister an der Wurzel umhauen, damit sie dem neuen Gott geopfert werden. Schon darum haßte ich ihn, wenn er auch nicht all die anderen verjagt hätte. Denn du mußt wissen, Ralph: unser Leben ist an das unseres Baumes gebunden. Nur wenn wir uns durch Zufall gerade zu der Zeit, wo das Eisen unsern Stamm verwundet, von ihm entfernt haben, flackert in uns noch ein Weilchen die Lebensflamme, bis der Stamm und die Zweige verdorrt oder — und sie warf einen düsteren Blick nach dem Kamin — von dem gefräßigen Feuer verzehrt sind.

Nun schlafen wir Jungen meist in der kalten Zeit, und so trifft uns die Axt erbarmungslos, ohne daß wir noch einen Seufzer dem schönen Leben nachschicken. Ich aber — ich weiß nicht, wie es kam, — vor drei Tagen wachte ich auf aus einem hellen Frühlingstraum und wunderte mich, daß es schon an der Zeit sein sollte zu neuem Blühen, und stieg leise zum Wipfel hinauf, zu sehen, ob die Quellnymphe ihre starre Decke schon abgeschüttelt habe und die Wiese grün werde. Da war's noch tiefer Winter ringsum, kein Vogelruf erscholl, aber nahe bei mir die Axtschläge der bösen Männer, die meine kleinen Brüder und Schwestern fällten: Bisher hatten sie mich immer verschont, vielleicht weil ich dem Bänkchen und den Leuten, die darauf rasteten, Schatten gab. An jenem Morgen aber hörte ich einen sagen: Warum soll die Große da stehen bleiben?

Die Wiese wird doch nächstens wieder zu Ackerland gemacht, der Talmüller hat sie gekauft, der nutzt den Boden anders aus. — So kamen sie zu mir, und mein Glück war's, daß ich schon das Haus geräumt hatte. War's denn aber wirklich ein Glück? Wär's nicht besser gewesen, ich hätte zu leben aufgehört, als sie meinen lieben Baum von der Wurzel trennten? Ich fühlte doch jeden Axthieb wie einen Schlag auf mein Haupt, und wie von Sinnen vor Schmerz flog ich dem Schlitten nach, auf dem sie meinen Baum in die Stadt schleiften. Da saß ich in seinen Zweigen, und niemand konnte mich sehen, und ich kam fast nicht zur Besinnung vor all dem Neuen und Wunderlichen, was sich da um mich her bewegte. Nur immer weher und trauriger wurde mir zu Mute, und ich wünschte nur eins, daß es bald ganz zu Ende gehen möchte. Das einzig Hübsche was ich sah, waren die vielen Kindergesichter mit den roten Backen und blanken Augen, die zu mir hinaufstaunten, und ich wünschte nur in ein Haus zu kommen, wo recht viel lustiges Kindervolk um mich herumtanzte, und wenn ich dort endlich in Feuer aufginge — ich meine, mein Baum — wollte ich mich nicht beklagen.

Statt dessen aber bist du gekommen, und ich kannte dich gleich wieder, weil du einmal so lange auf meinem Bänkchen gesessen hattest, und nicht allein; und hernach bist du noch zweimal wiedergekommen. Weißt du es noch? Und wie du mein Bäumchen kauftest, flog ich dir ganz vergnügt nach. Aber in das dunkle, dumpfe Haus, die enge Treppe hinauf dir zu folgen, konnt' ich mich nicht überwinden. Da umflatterte ich die hohen Fenster, bis ich das deine fand und sah, wie mein Baum von dir dorthin gestellt wurde, und hing draußen an den Scheiben, sehnsüchtig, denn ich wäre gern zu ihm und zu dir hineingekommen. Und endlich riß der Sturm das Fenster auf, und da bin ich nun!

* * *

Sie schwiegen darauf eine Weile, denn die lange Rede schien sie erschöpft zu haben, und ihm schwirrte alles, was er gehört, so wunderlich durch den Sinn, daß er Mühe hatte, sich's

zurechtzulegen. Er betrachtete sie, wie sie vor ihm auf dem Bärenfell kauerte, die lange, aschfarbene Mähne, die wie die Bartflechten alter Tannen herabhing, mit ihren silberweißen Händchen strählend, wie ein spielendes Kind. Denn sie dachte nicht daran, sich vor ihm zu verhüllen, und sein Malerauge konnte sich an den feinen Linien weiden, mit denen der jugendliche Leib aus dem spinnewebenen Schleier hervorschimmerte.

Wie es nur möglich ist, daß du in dem schmalen Stämmchen wohnen kannst! sagte er, vor sich hinsprechend.

Ich weiß es selbst nicht, erwiderte sie und sah nach dem Fichtchen hin. Aber es geht ganz leicht. Wir werden wie ein dünner Rauch und schlüpfen zwischen den Jahresringen durch ins Innere. Wenn wir aber an die Luft hinaufsteigen, schwillt unsere Gestalt sofort zu der Fülle an, wie du mich siehst. Es ist aber viel hübscher, wenn die Wohnung uns so dicht und warm umschließt, als wie ihr Menschen in den weiten, leeren Räumen haust.

Willst du meine Wohnung dir ein wenig ansehen? fragte er und stand auf. Er öffnete die Tür zu dem Nebenzimmer, wo sein Bette stand, sie aber warf nur einen gleichgültigen Blick hinein. Sie wußte offenbar nicht, was sie aus all dem Gerät und den Möbeln, die da herumstanden, machen sollte. Dagegen schienen die Skizzen an den Wänden des Ateliers sie zu fesseln, aber sie hörte alles, was er darüber sagte, mit einem dumpfen Staunen an. Was ist das, was du das Meer nennst? fragte sie. Und Pinien und Zypressen, von denen hab' ich nie gehört. — Er sah, daß es vergebene Mühe sein würde, ihr so viel Fremdartiges zu erklären. Komm hierher! sagte er. Erkennst du das? — Es war die Skizze der Berghalde mit ihrem eigenen Baum und dem Bänkchen davor, und sie erkannte es nach einigem Sinnen. Aber es ist tot! sagte sie. Es rauscht nicht und duftet nicht. Wie ist das Bild da an die Wand gekommen? Wenn ich mich im Bache spiegelte, sah ich alles viel schöner, obwohl die Wellen es kraus und wirr machten. Nein, hier möchte ich nicht wohnen. Es ist wärmer hier als draußen, aber es macht die Brust beklommen und ist nicht, wie wenn das Sonnenlicht durch meine Zweige rieselte.

Dann sah sie die Geige liegen und fuhr mit den Händen darüber hin. Was ist das? fragte sie. Er nahm das Instrument auf und begann leise darauf zu spielen. Da wurde sie erst sehr ernst, aber nach und nach verklärte sich ihr Gesicht, ihre Augen leuchteten, und sie horchte wie verzückt. Mehr, mehr! hauchte sie. Es ist, wie wenn der Winter vergeht und das Eis schmilzt, und nun wachen alle Vögel auf, und der Bach fängt wieder an zu rauschen, und oben in den hohen Wipfeln unserer Alten säuselt und saust es — oh, wie süß!

Und ihre Ärmchen über dem kleinen Haupt zusammenschlingend, begann sie mitten im Zimmer auf dem Teppich zu tanzen, in dem Schnee, der durch das aufgerissene Fenster hereingedrungen war, zartverschlungene Figuren mit den Spitzen ihrer schlanken Füße zeichnend, dazwischen sich wie ein flatterndes Wölkchen aufschwingend und in der Luft herumwirbelnd und dann wieder herabschwebend, von der grauen Mähne umflogen, ähnlich einer Möwe, die auf dem weißen Wellenschaum schwebt, sich hin und wieder aufschwingt und in die Flut zurücksinkt. Während er all seine Kunst aufbot in den lieblichsten Tanzmelodieen, hingen seine Augen entzückt an der reizenden Gestalt, und er hätte bis an den lichten Morgen so fortspielen und ihrem Herumgaukeln zuschauen mögen. Da sprang plötzlich eine Saite, und wie er einen Augenblick innehielt, sah er die Tänzerin in die Kniee sinken und ihn mit flehenden Augen anblicken.

Was hast du? rief er erschrocken und eilte zu ihr hin.

Es ist nichts, hauchte sie. Mir ward so wunderlich, es fuhr mir wie ein Blitz durch alle Glieder. Aber spiele nicht mehr. Mir ist, als könnte ich nicht ruhig sterben, wenn ich solche Musik höre, als fühlte ich zum ersten Male, wie süß das Leben ist, und wie bitter der ewige Schlaf.

* * *

Sie erhob sich langsam und glitt nach dem Kamin.

Er sah, wie sie davor niederhockte und in die Glut starrte, die jetzt bis auf wenige zuckende Flämmchen zusammengesunken war. Dann schüttelte sie sich und wandte sich nach dem Diwan,

wo sie sich lang ausgestreckt zum Schlafen anzuschicken schien. Doch dauerte es nur wenige Augenblicke, so schnellte sie wieder in die Höhe. Ihr Blick war auf das Skizzenbuch gefallen, das er vorhin weggeworfen hatte; das Blatt mit dem Mädchenkopf war noch aufgeschlagen, sie senkte ihre Augen dicht darauf und rief mit einer munteren Stimme, wie er sie in der ganzen Zeit nicht von ihr gehört hatte: Da ist sie ja! Warum hast du sie mir nicht längst gezeigt? Und warum ist sie nicht selber hier?

Wer? fragte er verwirrt. Wer sollte hier sein?

Sie antwortete nicht. Sie strich nur mit der Hand über die Zeichnung, als ob sie den schönen Mädchenkopf liebkosen wolle. Dann schüttelte sie die Haare von der Stirn zurück und sah den Maler mit einem mißbilligenden Blicke an.

Du warst nicht gut zu ihr. Weißt du's nicht mehr? Und es war doch ein so schöner Tag. Ich hatte den heißen Mittag verschlafen. Als die Luft sich verkühlte, stieg ich in meinen Wipfel und sah mich um und freute mich an den hellgrünen jungen Sprossen, die an all meinen Zweigen vorgedrungen waren. Auch die Nymphe kam aus dem Bach hervor; mit halbem Leibe tauchte sie aus dem Wasser und nickte mir zu, und wir plauderten in unserer Sprache miteinander.

Wovon? fragte er.

Von unsern Geheimnissen. Die würdest du nicht verstehen. Bald aber horchten wir auf die Menschenstimmen, die droben im Walde unter den alten Bäumen laut wurden. Wir sahen einen fröhlichen Schwarm gelagert, sie hatten Tücher auf das Moos gebreitet, blanke Geräte standen darauf, wir konnten deutlich sehen, wie sie aßen und tranken, und hernach sangen sie. Auch eine Musik erklang, ungefähr wie dein Spiel auf dem kleinen braunen Holz.

Ich war's, der spielte! warf er dazwischen und senkte seine Stirn mit einem düsteren Ausdruck.

Freilich warst du's, fuhr sie fort. Und damals sah ich dich auch zum ersten Male, du aber konntest mich nicht sehen, weil heller Tag war, und du warst auch zu fern von mir. Und Kinder sah ich, die droben auf dem Hang Ball spielten und jauchzten, und die Alten lagerten im Schatten und schauten ihnen zu. Einige

liefen über den Rasen und andere ihnen nach, sie zu haschen, und es gab viel Gelächter, und ich mußte heimlich seufzen, da ich eure Lust sah und selber einsam war. Denn die Nachbarin war wieder in ihre Wellen hinabgetaucht.

Und auf einmal sah ich ein schönes Mädchen, das kein Kind mehr war, sich unter die Kleinen mischen und zwei an den Händen nehmen und mit ihnen tanzen. Du aber warst an den Saum des Waldes getreten und blicktest immer auf die Schöne, und wie sie dann ein Tanzliedchen zu singen anfing, nahmst du dein braunes Spielgerät und begleitetest ihre Stimme, daß alle Kinder zu lärmen aufhörten und ganz still herankamen, um auch zuzuhören. Das Mädchen aber verstummte plötzlich, drehte sich im Kreise, daß ihr Röckchen flog, und rief dir etwas zu, was ich nicht verstand. Ich sah aber, wie sie auf einmal zu laufen anfing, und du ihr nach, und erst huschte sie oben zwischen den Stämmen durch und lachte, da du ihr nicht nachkommen konntest, und als sie's so eine Weile getrieben hatte, während die Kinder lachten, daß du sie nicht fangen konntest, tauchte sie jetzt aus dem Waldschatten hervor und sauste den grünen Abhang herunter, gerade auf mich zu, und warf sich atemlos auf das Bänkchen unter mir, das liebe Gesicht ganz rot von der hastigen Jagd, und dabei blitzten ihr die schwarzen Augen vor Lebensfreude und Schelmerei. Du aber — du wirst wohl noch wissen, wie du dann atemlos nachgestürmt kamst und dich neben sie setztest, und was du ihr ins Ohr sagtest, mit heimlicher Stimme, obwohl niemand als ich in der Nähe war, dich zu belauschen, und meine Zweige euch auch gegen die Blicke der anderen beschirmten. Oder hast du's vergessen, du böser, wunderlicher Mensch?

Er war auf einen Sessel gesunken und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Schone mich! stammelte er. Warum mahnst du mich an die süßeste und traurigste Stunde meines Lebens?

Ich habe seitdem oft daran denken müssen, sagte sie, das Köpfchen ernsthaft wiegend.

Ich wußte schon so manches von euch Menschen; vierzehn Jahre lang hatte ich hören können, was man auf dem Bänk-

chen plauderte. Aber so zärtliche Worte hatte ich nie gehört, wie du sie dem schönen Mädchen ins Ohr raunteſt. Ich sah auch, wie ihr das Lachen verging, und wie schwer sie atmete, daß sie kaum ein Wörtchen zu erwidern vermochte. Du aber schienſt auch keine lange Rede erwartet zu haben, du stießeſt einen Freudenruf aus und wollteſt das Liebchen stürmisch in deine Arme schließen. Aber sie wehrte dir und sagte: Laß mich! Wir sind hier nicht allein. Was würden die Eltern denken und die andern, wenn sie uns sähen! Ist dir's nicht genug, daß ich dir gesagt habe, ich wolle dein sein? — Da runzelteſt du die Stirn. Ist es denn auch kein Traum? riefſt du. Hat mich nicht der Mittagszauber zum besten, und wenn es Abend wird, erlischt all mein Glück, und ich bin so arm wie zuvor? Wie soll ich glauben, daß du mich wirklich liebſt, wenn du mir nicht einmal den ersten Kuß gönnen willſt, und auch sonst habe ich kein sichtbares Zeichen, das meine Zweifel beschwichtigt! — Da lächelte sie schalkhaft und sagte: Du Ungläubiger! Wart, ich will dich trösten! — und aus einer kleinen Tasche, die sie am Gürtel trug, zog sie ein Scherchen hervor und sagte: Ich werde dir eine der jungen Sprossen von diesem Bäumchen abschneiden, die sollen dir dafür bürgen, daß ich eine immergrüne Liebe zu dir trage. — Du aber ergriffſt ihre Hand und sagteſt: Was soll mir der kleine stachlige Zweig! Wenn du es ernstlich meinſt, was ich immer noch nicht glauben kann, da ich dich immer lachen sah, während ich selbst so betrübt und hoffnungslos dich anschaute — so gib mir ein Pfand, das mir eine bessere Bürgschaft leiſtet: laß mich eines der krausen Löckchen abschneiden, hier hinten an deinem Nacken, die nur einmal anzurühren ich mich so toll gesehnt habe. Wenn ich so ein Stück von dir selbst besitze, werde ich nicht mehr zweifeln, daß du dich mir ganz schenken willſt.

Sagteſt du nicht so, du Wunderlicher? Und sahſt das liebe Kind mit glühenden Augen dabei an, als wollteſt du sie zu Asche versengen, wenn sie dir nicht den Willen täte? Sie aber fürchtete sich nicht. Sie schüttelte mit einem leisen Lächeln den Kopf und sagte: Wenn du das Fichtenzweiglein nicht willſt, bekommſt du nichts. Eines von meinen Löckchen darf ich dir

nicht eher geben, als bis meine Eltern mich dir verlobt haben. Es sind genau gezählt ihrer sieben. Die Mutter zählt sie jeden Abend nach, und wehe mir, wenn eines fehlte! Also sei lieb und vernünftig! Und gedulde dich fein!

Du aber warst gar nicht zur Vernunft und Geduld aufgelegt. Wenn du mir dies Kleine verweigerst, in der ersten Stunde, da du mir dein Herz ergeben hast, wie soll ich glauben, daß du es redlich meinst, daß du überhaupt ein Herz besitzest? — O, rief sie und lachte, zu einer richtigen guten Frau gehört nicht bloß ein Herz, sondern auch ein bißchen Verstand, und der meine warnt mich, dir nicht gleich zu viel nachzugeben. Du mußt wissen: in diesen Nackenlöckchen steckt meine ganze Stärke und Selbständigkeit. Wenn ich eines davon verliere, muß ich deine Sklavin werden, und dazu habe ich keine Lust, wenigstens für jetzt noch nicht. Hernach, wenn wir Mann und Frau sind, kannst du sie mir alle abschneiden, und wenn sie mir nicht wieder wachsen, mußt du freilich mein Herr sein, setzte sie schalkhaft hinzu. Für heute aber begnüge dich mit dem Zweiglein, das grün ist wie die Hoffnung.

Damit stand sie auf und schnitt wirklich eine der frischen Sprossen ab und reichte sie dir. Du aber sahst sie mit einem wilden Blick fast feindselig an, nahmst das Zweiglein und zerrissest es. Ich sehe, was ich dir wert bin, riefst du. Es war ein Wahnsinn, zu denken, du trügst ein Herz in der Brust, und dies Herz könne mir gehören. Zu einem Spiel bin ich dir gut genug, aber im Ernst willst du mir nicht das kleinste Opfer einer eigensinnigen Laune bringen. — Da sah die Liebliche dich mit großen traurigen Augen an. Das kann dein Ernst nicht sein, Ralph! sagte sie gelassen. — Mein bitterster Ernst! riefst du dagegen und standst nun ebenfalls auf. Und es ist besser, es entscheidet sich gleich zwischen uns, als daß du dein übermütiges Spiel ferner mit mir treibst, wie bisher. — Ich spiele nicht! antwortete sie, und ihre Stimme zitterte. Auch wäre mir der Einsatz zu hoch. Wenn du mir nicht vertrauen kannst, so ist es besser, wir bleiben beide frei. — Du weißt, womit du mich ewig binden kannst, sagtest du da. — Dann war's eine ganze Weile still zwischen euch, und ihr standet mit abgewendeten Gesichtern. Ich

sah, wie es feucht unter ihren langen schwarzen Wimpern vorquoll, aber sie blieb fest. Sie steckte die kleine blanke Schere wieder in die Tasche, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sagte: Wir wollen zu den andern gehen. Sie werden unruhig sein, wo wir geblieben sind.

Dann schritt sie langsam die Halde hinauf, ohne sich nach dir umzusehen. Du aber sankst auf das Bänkchen, und ich glaube, die Hände, die du vor das Gesicht drücktest, sollten der Sonne droben verbergen, daß du großer Mensch in Tränen ausbrachst, wie ein krankes Kind.

* * *

Er hatte sie reden lassen, ohne einen Laut von sich zu geben. Nur zuweilen fuhr ein schmerzliches Zucken durch seine Brust, und er drückte die geschlossenen Lider fester zu, als ob er einer unbequemen Erleuchtung, die sich ihm aufdrang, wehren wolle. Eine ganze Weile war es so still in dem weiten Raum, daß man das leise Geräusch der zu Asche sinkenden Kohlen im Kamin vernehmen konnte. Da fühlte er auf einmal ein kühles Wehen an seinen Schläfen, wie wenn ein Lüftchen drüber hinführe, und als er die Augen aufschlug, sah er seinen geheimnisvollen Gast auf seinen Knieen sitzen, mit dem rechten Händchen sein Gesicht streichelnd, während das linke ihm über die feuchte Wimper fuhr. Er fühlte aber keinen Druck eines körperlichen Wesens auf seinem Schoß, nur wieder der seltsame Harzduft umspielte ihn.

Was träumst du nun, du armer Narr, hörte er sie flüstern. Damals im Walde war ich höchlich erstaunt, wie töricht du es getrieben. Denn du mußt wissen, so jung ich dir erscheine, ich bin kein Kind mehr, das noch nichts vom Lieben wüßte. Nur verstehen wir im freien Walde es anders, als ihr Menschen in den steinernen Häusern. Wenn wir unsere Reife erlangt haben und in der Mondnacht mit den andern unseren Reigen tanzen, finden wir uns zusammen mit denen, die uns benachbart sind, und vermählen uns, wie es uns beliebt. Wir sind nicht so töricht, von Herrschen und Dienen zu plaudern und ein Pfand zu fordern für unsere Treue, uns das junge Leben zu verbittern

mit eigensinnigen Grillen. Auch ich hatte schon einen schönen Geliebten und Gemahl, er stand nur wenig Schritte aufwärts am Bache neben mir, und ich hätte ihm, wenn er so töricht gewesen wäre, es zu verlangen, all meine grünen Sprossen geopfert. Vorm Jahr hat man ihn gefällt, seitdem bin ich einsam geblieben. Aber eben, weil ich weiß, was man da leidet, habe ich nicht begriffen, wie ihr jungen Menschenkinder, die ihr euch so viel klüger dünkt als unsereins, euch so plagen und narren mögt. Denn, wie ich sehe, noch immer bist du nicht zur Vernunft gekommen, und diesen Abend, der in allen Häusern fröhlich gefeiert wird, verbringst du allein, und hätte ich dich nicht besucht, wer weiß, du hättest dich erst spät in den Schlaf geweint. Wenn ich schadenfroh wäre, hätte ich geschwiegen, zur Rache dafür, daß mein Leben dahin ist, da ihr meinen Baum umgehauen habt. Aber wir Waldgeister sind gut und mitleidig. Und darum dauerst du mich, und ich möchte dich glücklich sehen.

Glücklich! rief er. O Dryas, ich kann es nie wieder werden. So gut du es meinst, du verstehst das nicht, was mich all meiner Hoffnungen beraubt. Sie ist kalt wie ein Stein geblieben, all die langen Monate, sie hat mir nicht das kleinste Zeichen gegeben, daß es ihr leid tue um mich. Ich habe nur eine Hoffnung, daß ich sie mit der Zeit vergessen lerne!

Sie wiegte nachdenklich das Köpfchen und legte die kleine Hand über die Augen, wie um ungestört nachzusinnen. Nach einer stummen Pause sagte sie: Du warst blind damals. Ich aber hatte die Augen offen. Ich sah, daß eine schöne, stille Flamme in ihrem Herzen loderte, du aber streutest Asche darauf durch deinen unsinnigen Trotz. Nur ein Hauch von deinen Lippen, und die Glut schlägt ihr wieder hell aus den Augen. Willst du sagen, du liebtest sie, und bist so ungroßmütig? Und bestehst auf deinem herrischen Willen, daß du sie von dir zurückschreckst, statt sie mit holder Milde vertraulich zu machen? Schäme dich, du großer, törichter Mensch, und mache wieder gut, was du verdorben hast. Heut ist eben die rechte Zeit. Ich flog an einem hohen Hause vorbei, da stand ein Greis mitten unter vielen Menschen und sprach zu ihnen von Engeln, die in

dieser Nacht eine Friedensbotschaft vom Himmel gebracht hätten. Willst du nun taub dagegen bleiben und nicht auch Frieden schließen? Nein, verliere keine Zeit, geh zu dem schönen Lieb und zause sie an ihren Löckchen, und freue dich, daß sie alle sieben so kraus um den schlanken Nacken stehen. Und bring ihr einen Gruß von der Dryas, die ihr wünscht, daß sie ihres Glückes sich länger freuen möge, als es mir beschieden war. Auf, du Träumer! Wenn du wiederkehrst, wirst du mich nicht mehr finden. Ich kehre in meinen Baum zurück und will dort einschlafen, um nie mehr zu erwachen.

Sie neigte ihr weißes Gesichtchen gegen ihn, und er empfand den kühlen Hauch ihrer Lippen an den seinen. Dann glitt sie von seinen Knieen herab und wandte sich nach dem Baum. Er hatte sich erhoben und blickte ihr nach, und wie er sie zwischen den Ästen hinaufklimmen sah und das reizende Spiel der weißen Glieder zwischen dem Gezweig bemerkte, kam ihm plötzlich die Lust, die schwindende Erscheinung festzuhalten.

Er nahm das Skizzenbuch zur Hand, setzte sich auf den Diwan und bat sie, ihm nur ein kurzes Weilchen stillzuhalten. Sofort blieb sie ruhig im Astwerk hängen, auf einen der breitesten Zweige hingelagert, den einen Arm um den Stamm geschlungen, den anderen über ihr schlankes Haupt gelegt. Sie schien einzuschlummern in dieser Lage; zuweilen kam ein Laut wie ein tiefer Seufzer von ihren Lippen, und nur die Augen blieben weit geöffnet und schienen dem jungen Freunde liebreich zuzuwinken.

Der aber sputete sich, die reizenden Linien nachzuzeichnen, und die Sorge, sie möchte ihm entschwinden, drängte sein Verlangen zurück, gleich auf der Stelle fortzueilen und zu beweisen, daß er darauf brenne, Frieden auf Gnad' und Ungnade zu schließen. So zeichnete er immer hastiger, der Schweiß trat ihm vor die Stirn; er hielt den Atem an, als könne jeder Hauch das Bild verschwinden machen; nun begann er schon, die Zweige um ihre lieblich hingegossene Gestalt hinzustricheln, der Stern zackte sich über ihrem Kopf in großen, hellen Strahlen, noch eine kleine Geduld, und auch der Stamm, an den sie lehnte, war im Umriß vollendet — da erschollen drei kräftige Schläge

an die Tür des Ateliers, der Zeichner fuhr in die Höhe, das Buch glitt ihm von den Knieen, und wie er nach dem Fichtenbäumchen hinübersah, war der weiße Spuk aus den dunklen Zweigen drüben verschwunden.

* * *

Die Türe ging auf, ohne daß das Herein! abgewartet wurde. An der Schwelle stand eine hohe Gestalt in langem Kapuzenmantel, über und über beschneit, und stampfte den Schnee von den derben Stiefeln. Teufel auch, ist's hier ungemütlich! rief eine tiefe Baßstimme. Ich glaube gar, die Höhle ist leer, oder das Murmeltier schläft seinen Winterschlaf!

Du bist's, Enak? klang jetzt die Stimme des Malers vom Diwan her. Ich habe dich schon lange erwartet.

Es sieht nicht gerade danach aus, erwiderte der Ankömmling und trat vollends herein, den triefenden Hut auf einen Schemel werfend und den Mantel lüftend. Wenigstens hast du dich nicht sehr angestrengt mit den Vorbereitungen zu meinem festlichen Empfang. Eine sibirische Temperatur und die schönste ägyptische Finsternis, und da schneit es noch dazu ganz frech zum Fenster herein. Erlaube, daß ich die Luftscheibe schließe und dann vor allem die Beleuchtung verbessere. Denn bei dem zweifelhaften Glimmen des Weihnachtsterns da oben hätten weder die Hirten auf dem Felde noch die heiligen drei Könige den Weg zur Krippe finden können. Oder möchtest du noch weiter in den heiligen Abend hineinschnarchen?

Er war zu dem Gaslüster getreten, der von der hohen Decke des Ateliers herabhing, und im Nu leuchteten sämtliche Flammen auf und warfen ihren Schein über die Gestalt des jungen Malers, der sich jetzt schwerfällig von dem Ruhebett erhob.

Guten Abend, Enak! sagte er und streckte dem Freunde die Hand entgegen. Du bist sehr im Irrtum, wenn du meinst, daß ich geschlafen hätte. Ich habe vielmehr Besuch gehabt, sehr angenehmen — Damenbesuch!

Nun, dann begreif' ich, lachte Enak mit seinem dröhnenden Baß, daß du's hier warm genug gefunden hast, und daß dir auch die Beleuchtung genügte. Am Ende habe ich gestört,

und das verschämte Fräulein hat sich wie ein aufgescheuchtes Hühnchen ins Nebenzimmer geflüchtet, als ich anklopfte. Ruf sie nur wieder herein, ich bin kein Spielverderber, und übrigens weißt du, daß ich immer den Kopf geschüttelt habe, wie du dein junges Leben vertrauert hast, seit du mit deiner Toni auseinandergekommen bist. Teufel auch! du hättest froh sein sollen, daß du noch beizeiten den Kopf aus der Schlinge ziehen konntest. Wenn's Ernst geworden wäre mit dieser Liebschaft — wie ich das Mädel kenne, wärst du furchtbar unter den Pantoffel gekommen. Aber wenn es die Vorsehung gnädig mit dir gemacht und dir deine Freiheit erhalten hat, mußt du darum das Ewig-Weibliche ein für allemal dir vom Leibe halten? Komm! Laß uns Feuer im Ofen und im Kamin machen und einen süßen und feurigen Punsch brauen, und wenn es dann hier gemütlich zu werden anfängt, laden wir deinen verstohlenen Damenbesuch ein, an unserem frugalen Tische vorlieb zu nehmen, und ich werde mich so unwiderstehlich liebenswürdig betragen, daß ich sie dir abspenstig mache, eh' sie das zweite Glas ausgetrunken hat. Wer ist's denn? Kenn' ich sie? Etwa die kleine blonde Hexe mit den Taubenaugen, die neulich bei dir war, um zu fragen, ob du kein Kopfmodell brauchen könntest?

Während der Freund diese lange Rede in seinem humoristisch brummigen Ton von sich gab, war Ralph wie ein Träumender im Zimmer herumgegangen, in alle Winkel spähend, als suche er etwas schmerzlich Vermißtes; zuletzt war er an dem Bäumchen neben dem Fenster stehen geblieben und hatte seinen Blick in das Dunkel der grünen Zweige gesenkt.

Nun wandte er sich zu dem langen Gefährten um, der bemüht war, in dem erloschenen Ofen die Kohlen wieder in Brand zu bringen.

Wer bei mir gewesen ist, sagte er langsam, erzähle ich dir nachher. Ich habe jetzt — du wirst mich entschuldigen — aber ich muß vor allem einen eiligen Gang machen. Spätestens in einer halben Stunde bin ich zurück. Indessen magst du dafür sorgen, daß es hier warm wird, und wenn du mittlerweile unsern Schlaftrunk präparieren willst — da auf dem Tische findest du alles Nötige. Also auf Wiedersehen, mein Alter!

rief er, indem er sich in großer Eile, als fürchte er zurückgehalten zu werden, den Mantel umhing und den Hut aufstülpte. Frage mich jetzt nicht! Hernach — wenn ich hoffentlich ein leichteres Herz mitbringe — sollst du alles erfahren.

Der Freund sah in höchstem Erstaunen von seinem Heizgeschäft, das er knieend verrichtete, auf. Aber ehe er noch den Mund zu einer Frage öffnen konnte, war Ralph schon aus der Tür, und der Zurückgebliebene hörte brummend und kopfschüttelnd, wie er die steile Treppe in weiten Sätzen hinunterstürmte.

* * *

Die halbe Stunde war aber noch kaum vergangen, da hörte Enak dieselben beflügelten Schritte die Treppe wieder heraufsausen; die Tür ward aufgerissen, und der Träumer, der vor kurzem hier herumgewankt war, trat mit strahlenden Augen und elastischem Gang ins Zimmer.

Da bin ich wieder! rief er. Nein, nicht ich, sondern ein neuer Mensch, ein glücklicher, selig wie ein junger Gott! Ahnst du, wo ich war, mein Alter? Bei ihr, bei dem geliebten, einzigen Mädchen, gegen das ich mich so sträflich vergangen habe. Die Dryas hatte recht: es war eine kindische Torheit, an ihrem Herzen zu zweifeln. Wie ich in ihrer Wohnung ankam — mein Herz klopfte so laut, ich meinte, sie müßten es drinnen hören, ohne daß ich klingelte. Aber dann öffnete mir das Dienstmädchen; ich drückte ihr einen Taler in die Hand, daß sie schweigen möchte, wer da sei, und nur das Fräulein herausrufen. Und nun stand ich in dem Flur, wo nur ein schwaches Lämpchen brannte, und hörte im Wohnzimmer drinnen die Stimmen von Tonis jungen Geschwistern und dachte, wie auch ich jetzt unter ihnen Weihnachten feiern könnte, wenn ich nicht ein so verzweifelter Starrkopf gewesen wäre. Und jetzt ging eine Seitentür auf, und ich sah meine Liebste eintreten — nein, ich sah sie kaum, denn ohne daß ich wußte, wie es geschah, hielt ich sie in den Armen und drückte sie an mich, und wir hatten uns auf den Mund geküßt, so lang und fest, wie ich es im schönsten Traum nie erlebt hatte. Als wir aber ein wenig

zur Besinnung kamen, stammelte ich von der langen trefflichen Rede, die ich mir unterwegs ausgedacht, nichts weiter als: Toni, ich war ein großer Narr! Kannst du mir vergeben? Und sie drückte mir ihr kühles, zitterndes Händchen auf den Mund und flüsterte: Und ich erst, Ralph, was für eine Närrin ich gewesen bin! — und gleich darauf hörte ich ihr süßes schalkhaftes Lachen, und sie sagte: So wäre ja alles in Ordnung, da der Narr und die Närrin ineinander vernarrt sind! — Dann sprachen wir noch ein paar Augenblicke vernünftiger miteinander, und wir waren beide einverstanden, daß ich nicht jetzt in ihren heiligen Abend hineinschneien, sondern morgen früh ganz ehrbar bei ihren Eltern um sie anhalten sollte. Die Hauptsache ist doch, sagte sie, daß wir uns jetzt einander selbst beschert haben fürs ganze Leben. — Und nun wollte ich fort, damit wir nicht überrascht würden, aber: Warte noch einen Augenblick! raunte sie mir zu und ließ mich im Vorplatz stehen. Nicht drei Minuten, so huschte sie wieder herein und gab mir ein verschlossenes Briefkuvert. — Was hast du mir noch zu schreiben gehabt, Schatz? fragt' ich. — Nur ein ganz kleines Liebesbriefchen. Aber lies es erst, wenn du zu Hause bist, sagte sie, und drückte mich noch einmal an sich und drängte mich dann hinaus. Wie ich den Weg zurückgefunden, weiß ich wahrhaftig nicht. Hier aber ist der Brief.

Er zog das kleine Kuvert aus der Tasche und öffnete es beim Schein der römischen Messinglampe. Ein zusammengelegtes Papier war darin enthalten, unbeschrieben. Als er es aber auseinanderfaltete, kam eine kleine braune Haarlocke zum Vorschein.

Das herrliche Kind! rief er. Siehst du nun, Enak, wie unrecht du ihr getan hast? Sie denkt nicht daran, ihre Macht über mich zu mißbrauchen. Sie liefert mir selbst den Zauber aus, in welchem sie ihre Stärke verborgen glaubt.

Und er drückte das seidene Pfand demütiger Liebe an seine Lippen.

Armer Junge! brummte der Freund. Du wirst deinem Schicksal nicht entgehen. Meinst du, ein Frauenzimmer verzichte je auf ihre Herrschaft über uns Mannsbilder? Aber ich

merke, daß all meine Weisheit heut an dir verschwendet wäre. Laß uns lieber darauf trinken, daß dir die Augen nie aufgehen, daß du aus dem Traum, den du heute träumst, nie unsanft geweckt werden möchtest.

Er schenkte beide Gläser voll. Auf das Wohl deiner Braut, rief er, wenn's denn einmal nicht anders sein soll!

Und auf das der Dryas, der ich sie verdanke! setzte Ralph andächtig hinzu, indem er das Glas auf einen Zug leerte.

Was ist's mit der Dryas? fragte der andere. Du hast schon vorher den Namen genannt.

Das ist eine lange, seltsame Geschichte, sagte der glückliche Bräutigam, indem er sich auf den Diwan setzte. Aber da ich versprochen habe, dir von meinem Damenbesuch zu berichten —

Und er erzählte, was ihm begegnet war.

Als er geendet hatte, sagte der andere ruhig: Das hast du geträumt, mein Sohn, und ich könnte dich darum beneiden. Man träumt nicht immer so artige Sachen.

Geträumt! Aber wenn ich dir sage, daß ich es nur ihr verdanke, zur Vernunft gekommen zu sein und meiner Liebsten das erste gute Wort gegeben zu haben! Und übrigens, ich kann dir's ja beweisen, daß es keine Einbildung war, daß sie mich wirklich leibhaftig besucht hat, Gott weiß freilich, wie es damit zugegangen ist. Da liegt ja noch das Buch, in das ich meine Skizze von ihr gemacht habe, wie sie sich oben zwischen den Zweigen ihres Baumes so malerisch hingestreckt hatte. Deinen eigenen Augen wirst du doch glauben müssen.

Er hob das Skizzenbuch auf und blätterte darin herum. Er wußte ganz genau, auf die linke Seite, Tonis Porträt gegenüber, hatte er seinen lieblichen Gast abkonterfeit. Aber wie er jetzt die Seite aufschlug, sah ihn nur das Gesicht seiner jungen Braut schalkhaft über die Schulter an; — die Seite gegenüber war leer!

Die schöne Abigail

(1892)

Wir hatten nach dem Abendessen in einem befreundeten Hause bei Bowle und Zigarre bis in die späte Nacht hinein geplaudert, zuletzt über die Entlarvung eines spiritistischen Gauklers, die gerade vor wenigen Tagen gelungen war und bei Gläubigen und Spöttern großen Lärm gemacht hatte. An den Bericht über den Vorgang — einer aus unserem Kreise war zugegen gewesen — hatte sich ein endloses Gespräch über das Für und Wider jener rätselhaften Erscheinungen geknüpft, die auf der helldunklen Grenze zwischen Seelen- und Nervenleben stehen und selbst von der hochmütigsten Wissenschaft nicht länger mit Schweigen und Achselzucken abzufertigen sind. In das lebhafte Gewirre der widerstreitenden Meinungen hinein erklang plötzlich der tiefe Ton der alten Standuhr, die Mitternachtstunde ankündigend. Als der letzte der zwölf harten, langsamen Schläge verhallt war und eine kleine Stille entstand, hörten wir aus dem Sofawinkel heraus die helle Stimme der jungen Schwester der Hausfrau, die in ihrer drollig trockenen Tonart ausrief: So! die Geisterstunde wäre nun glücklich angebrochen. Ich erlaube mir den Vorschlag zu machen, daß jetzt die Debatte über Suggestion, Telepathie, Autohypnose, und wie der konfuse Spuk sonst noch heißen mag, geschlossen wird und wir uns endlich mit etwas Soliderem beschäftigen, ich meine, mit echten und rechten Gespenstergeschichten, wie sie zur Geisterstunde passen. Ich glaube zwar an die tanzenden Nonnen in „Robert der Teufel" so wenig wie an den fliegenden Holländer, trotzdem aber kann ich mich eines angenehmen Gruselns nicht erwehren, wenn sie gut gespielt und gesungen

werden, und nichts hab' ich lieber, als wenn mir — in guter Gesellschaft — die Haut ein bißchen schaudert und das Haar zu Berge steht. Gerade daß man weiß, es ist alles Unsinn, und doch hat es diesen wunderlichen Effekt, ist das Hübsche daran, wie man es ja auch bei allem Poetischen erfährt, das uns mit fortreißt, obwohl wir wissen, es ist ein Spuk der Phantasie. Verzeihen Sie, Herr Doktor, wandte sie sich lächelnd zu mir, ich schwatze da sehr unbescheiden über Dinge, die Sie besser verstehen. Aber warum sind Sie alle, nachdem die Uhr zwölf geschlagen, so wie auf Verabredung verstummt? Der erste, der den Mund öffnet, wenn ein Engel durchs Zimmer geflogen ist, sagt bekanntlich immer etwas Dummes.

Alle sieben Weisen könnten nichts Klügeres über die Wirkung der Poesie sagen, als was Sie eben geäußert haben, liebes Fräulein, erwiderte ich, mich gegen sie verneigend. Ich freue mich, eine so tapfere Idealistin in Ihnen zu begrüßen, welcher Schiller, wenn er sie hätte reden hören, seine Hochachtung bezeigen würde als einer werten Gesinnungsgenossin. Denn in der Tat meinte er ja auch: was sich nie und nirgend hat begeben, das allein veraltet nie. Aber lassen wir diese ästhetischen Prinzipienfragen und kommen zu unserer mitternächtigen Tagesordnung. Sie wollen Spukgeschichten hören? Wenn nun aber niemand von uns eine recht ausbündige, die nicht gar zu kindisch und köhlergläubig wäre, in Bereitschaft hat?

Nein, sagte das kluge Mädchen lachend, das versteht sich, es darf nicht etwa auf einen bloßen Bademantel hinauslaufen, der, zum Trocknen aufgehängt, vom Winde hin und her geweht wird und sich für ein Gespenst ausgibt, wie ich selbst als kleines Mädchen einmal erlebt habe. Es muß etwas sein, was einem vernünftigen Menschen, und der kein Hasenfuß ist, was aufzuraten gibt, und wofür auch nicht gleich eine prosaische Aufklärung bei der Hand ist. Wie wär's, wenn wir Umfrage hielten, und wer nichts derart aus eigenener Erfahrung oder nach glaubwürdiger Mitteilung zu erzählen wüßte, müßte ein Pfand geben?

Dann rücke du selbst nur gleich mit deinem Pfand heraus, sagte ihre Schwester lächelnd, denn schwerlich sind dir außer jenem Bademantel überirdische Gesichte zu teil geworden.

Wer weiß! versetzte die Mutwillige und bemühte sich, eine geheimnisvolle Miene zu machen. Aber ich komme zuletzt. Der Doktor hat jetzt das Wort. Wir bitten um ein recht hübsches Gespenst, Herr Doktor, Wahrheit oder Dichtung, in Prosa oder in Versen ist uns gleich, nur daß es uns recht eiskalt dabei über den Rücken läuft und zu gleicher Zeit eine sanfte ätherische Hand uns das Gesicht streichelt.

Damit kann ich nun freilich nicht dienen, versetzte ich, wenn ich nicht etwas zusammenfabeln will, was ich doch aus dem Stegreif nicht wagen würde. Das Höchste in dieser Art hat schon ein Höherer geleistet, der Dichter der Braut von Korinth. Mir selbst ist nur ein unscheinbares Erlebnis in der Erinnerung, das für eine geheimnisvolle Wirkung in die Ferne, die längst durch tausend Tatsachen bestätigt ist, ein neues Zeugnis ablegt. Ich war als ein junger Mensch von dreiundzwanzig Jahren in Rom und hatte in Berlin die beiden Menschen zurückgelassen, denen von all meinen Nächsten ich am meisten fehlte: meine Mutter und meine Braut. Im frühen Frühling des Jahres 1853 nun, an einem dunklen, stürmischen Abend, sitzt meine Liebste ruhig mit einer Handarbeit bei ihren Geschwistern, als sie heftig unten an der Haustür klingeln hört und mit dem Rufe: Das ist Paul! hinaus- und die Treppe hinuntereilt, um selbst das schon verschlossene Haustor zu öffnen. Niemand stand draußen an der Schwelle, und sie mußte sich, da sie zurückkam, von den Brüdern mit ihrer „bräutlichen Phantasie" necken lassen. Am anderen Morgen besucht sie meine Mutter, die kommt ihr mit den Worten entgegen: Denke nur, was mir gestern Abend begegnet ist! — und erzählt genau denselben Hergang, wie sie plötzlich die Hausglocke gehört habe, mit dem lebhaften Ton, den ich anzuschlagen pflegte, zu meinem Vater hingeeilt sei und ebenfalls ausgerufen habe, das müsse ich sein, der unten stehe, worauf sich auch hier das Ganze als eine Sinnestäuschung erwiesen habe. Oder doch als etwas anderes? Denn acht Tage später kam ein Brief aus Rom mit der Nachricht, daß ich an einem Malariafieber bedenklich krank gelegen und gerade an jenem Abend die Gefahr auf ihre Höhe gestiegen sei.

Wieder ward eine kleine Stille in der Runde. Dann sagte das Fräulein ruhig: Eine nachdenkliche Geschichte, von der ich jedes Wort glaube. Denn von den Wirkungen der Seelen aufeinander ohne die Vermittlung sinnlicher Zwischenträger haben wir ja heute abend schon genug unwidersprechliche Beweise gehört. Und so sollen Sie ohne Pfand sich gelöst haben, obwohl es keine eigentliche Gespenstergeschichte ist, keine solche, die unglaublich ist und uns doch gruseln macht. Jetzt ist die Reihe an dem Herrn Obersten. Ich fürchte nur, der wird uns auch im Stich lassen. Denn soviel ich weiß, haben die Gespenster einen heiligen Respekt vor Leuten, die Waffen tragen und schon aus Beruf Courage haben müssen.

Sie wandte sich mit diesen Worten an meinen Nachbar, der sich während der letzten Stunde, solange das Gespräch sich um die Geheimnisse des Zwischenreichs gedreht, auffallend schweigsam verhalten hatte. Ein stattlicher Mann, zu Anfang der Fünfziger, Haar und Bart vorzeitig ergraut; die wetterbraune Farbe des Gesichts stach mit einem gewissen koloristischen Reiz dagegen ab, und nur ein leises Zucken, das dann und wann den festen Mund umzog, verriet ein geheimes Leiden. In der Tat hatte der treffliche Mann, der mit Leib und Seele Soldat war und im Kriege von 70 und 71 mit Auszeichnung gedient hatte, wegen tief eingenisteter rheumatischer Beschwerden infolge seiner Feldstrapazen vor zwei Jahren den Abschied nehmen müssen, mit Obersteurang und allen sonstigen Ehren, die ihn jedoch über seine gezwungene Untätigkeit so wenig zu trösten vermochten, wie die kriegsgeschichtlichen Studien, mit denen er seine Muße ausfüllte.

Wir alle schätzten ihn sehr und freuten uns, daß er in unserm Kreise seiner schwermütigen Stimmung Herr zu werden im stande war und bei den witzigen Torheiten, auf welche die Schwester der Hausfrau zuweilen verfiel, das dankbarste Publikum abgab.

Desto bestürzter sahen wir nun, wie er auf die letzten Worte des Fräuleins erblaßte, den Blick zu Boden kehrte und eine Weile unschlüssig schien, was er erwidern sollte.

Es war offenbar, daß irgend eine wunde Stelle in seinem

Innern berührt worden war, und daß er nach seiner angeborenen Tapferkeit sich bemühte, den Schmerz zu verwinden und nichts davon zu Tage kommen zu lassen.

Eben wollte das betroffene Mädchen, das bei all seinem Übermut einen feinen Herzenstakt besaß, die unliebsame Übereilung wieder gutmachen und unter einem scherzhaften Vorwande den Oberst von der Pfänderpflicht freisprechen, als dieser die Augen mit ruhigem Entschluß wieder aufhob und sagte: Ich hätte allerdings etwas zu erzählen, was den Anforderungen, die Sie an eine richtige Spukgeschichte stellen, hinlänglich entsprechen möchte. Ich müßte aber, um verständlich zu machen, warum dies Erlebnis mir so nahe ging, ziemlich weit in meine Vergangenheit zurückgreifen und allerlei Herzensabenteuer berühren, die Ihnen nicht sehr interessant sein können. Zudem ist die Polizeistunde längst überschritten —

Das Fräulein ließ ihn nicht ausreden. Ich bin nicht die Hausfrau, sagte sie mit einem lieblichen Erröten, und habe wohl überhaupt schon zu dreist das Wort geführt. Aber wie ich meine Schwester kenne — von dem lieben Schwager gar nicht zu reden — so ist es ihr nie zu spät, eine merkwürdige Geschichte erzählen zu hören, zumal wenn es sich um Herzensabenteuer eines so verehrten Hausfreundes handelt. Überdies ist die Bowle noch nicht zur Hälfte ausgetrunken, was mich, die ich sie gebraut habe, kränken muß. Lassen Sie mich also Ihr Glas wieder füllen, dann will ich mäuschenstill sein und recht mit Wonne mich graulen.

Sie merkte, daß sie doch nicht den rechten Ton gefunden hatte, denn auf seinem Gesichte erschien kein Lächeln, wie sonst bei ihrem schalkhaften Geplauder. Auch wir andern gerieten in eine etwas beklommene Stimmung, da wir den Freund jetzt aufstehen und ein paarmal das Zimmer durchschreiten sahen. Er stand endlich an dem längst erloschenen Ofen still, lehnte sich mit dem Rücken daran und begann seine Geschichte.

* * *

Was ich Ihnen erzählen will, liegt schon eine ziemliche Strecke Zeit hinter mir, über zehn Jahre. Doch bei der leisesten

Erinnerung daran steht alles wieder so leibhaft vor mir, als hätte sich's gestern zugetragen, und ich habe ganz dieselben Schauer von Glut und Frost in meinem Blute zu überstehen, wie in jener wundersamen Nacht.

Ich schicke dies voraus, damit Sie mich nicht im Verdacht haben, Ihnen einen leeren Traum vorzutragen. Träume pflegen zu verschäumen. Was ich damals erlebte — doch ich will ohne weitere Vorrede zur Sache kommen.

Es war also im Jahre 1880, im Hochsommer. Ich hatte mir vier Wochen Urlaub ausgewirkt, da mein rheumatisches Leiden eben damals anfing, mich unerträglich zu peinigen. Das Wildbad aber, auf das ich meine Hoffnung gesetzt hatte, tat Wunder. Nach drei Wochen fühlte ich mich wie neu geschaffen, und da die Hitze in jenen Talgründen mir im übrigen nicht wohltat, sprach der Badearzt mich nach den üblichen einundzwanzig Bädern frei und riet mir, den Rest meiner Ferien in einer kühleren Gegend zuzubringen, mit aller Vorsicht freilich, um nicht wieder einen Rückfall heraufzubeschwören.

Nun hatte ich in B. einen Jugendfreund, mit dem ich seit dem Frieden nicht wieder zusammengekommen war. Nach dem Kriege, den er als Regimentsarzt gerade in meiner Kompanie mitgemacht, hatte er in dieser seiner Vaterstadt die Leitung des Krankenhauses übernommen, sich verheiratet und nur durch die Zusendung der Geburtsanzeigen seiner fünf oder sechs Kinder die Fäden unserer alten Freundschaft fortgesponnen.

Umso wohltuender war mir's, da ich ihn jetzt unvorbereitet überfiel, den guten Kameraden ganz so herzlich gesinnt wiederzufinden wie damals, als ich von ihm Abschied nahm, um nach meinem Wundbette in Mainz evakuiert zu werden. Ich mußte zu Tische bei ihm bleiben — die einzige Zeit des Tages, neckte ihn seine liebenswürdige Frau, wo er nicht dem ersten besten mehr gehörte als seinem eigenen Fleisch und Blut —, und da ihn in den nächsten Stunden seine Stadtpraxis wieder in Anspruch nahm, verabredeten wir, daß ich ihn Abends nach dem Theater in einem Weinhause, das er mir bezeichnete, erwarten sollte.

Mein einsamer Nachmittag verging rasch genug. Ich

kannte zwar, außer meinem Kriegskameraden, keine lebende Seele in der schönen alten Stadt, die ich als Fähnrich vor langen Jahren einmal flüchtig durchwandert hatte. Aber es gab an allen Ecken und Enden so viel Merkwürdiges zu schauen, so manches reizte mich, ein paar Striche in meinem Skizzenbuch zu machen, und das Wetter war so lieblich durch ein Morgengewitter gekühlt worden, daß ich das Theater — eine sehr fragwürdige Sommerbühne — fahren ließ und die Zeit bis zu unserm Stelldichein lieber mit einem Spaziergang in der stillen Abendluft die baumreichen Flußufer entlang ausfüllte.

Ich hatte mich dabei so in meine Gedanken eingesponnen, daß ich erst an den Rückweg dachte, als es völlig Nacht geworden war. Eine Nacht freilich, in der sich's so anmutig lustwandelte wie am Tage: denn der Mond ging fast schon mit seinem vollen Schein über den Erlenwipfeln auf und erhellte die Gegend dergestalt, daß man an den flachen Uferstellen die Kiesel durch die Wellen wie kleine Silberkugeln schimmern sehen konnte.

So auch erschien die Stadt von einem silbernen Duft umwoben, wie aus einem Märchen vor mich hingepflanzt, als ich mich ihr wieder näherte. Es schlug schon neun von der alten Domkirche, ich war müde und durstig von meinem langen Streifzuge und hatte mir die Rast in dem Weinhause, zu dem ein gefälliger Bürgersmann mich hinwies, wohl verdient. Da ich meinen Freund noch nicht vorfand, ließ ich mir etwas zu essen geben und einen Schoppen leichten Weins, mit dem ich den ersten Heißdurst löschte. Noch immer ließ der Doktor auf sich warten. Er mußte nun aber jeden Augenblick kommen, und so bestellte ich im voraus einen feurigen Rauentaler, von dem er mir bei Tische gesprochen hatte, um ihm gleich in diesem edlen Tropfen Willkommen zuzutrinken, sobald er einträte. Es war wirklich ein „Trank voll süßer Labe", würdig, die Blume alter Freundschaft damit zu begießen. Doch verfehlte er seinen Zweck. Statt meines guten Kameraden erschien, so gegen zehn, ein Bote mit einer Karte, auf der der Freund sein Ausbleiben zu entschuldigen bat; er sei über Land gerufen worden zu einem schweren Patienten und könne nicht absehen, ob er in dieser Nacht überhaupt zurückkehren würde.

So war ich auf mich selbst angewiesen und auf den Wein, der mich leider nicht heiter zu stimmen pflegte, wenn ich ihn nicht in freundlicher Gesellschaft trank. Seit ich meine Frau verloren habe, damals ging es ins dritte Jahr, überfiel mich bei der einsamen Flasche regelmäßig eine tiefe Melancholie, die geflissentlich zu nähren ich nicht mehr jung und sentimental genug war. Um ihr auch diesmal nicht zu verfallen, griff ich nach den Zeitungen, die mir fast alle zu Gebote standen, da die wenigen Stammgäste an ihren abgesonderten Tischen sich eifrig ihrer Skat- oder Schachpartie hingaben.

Was mir zunächst — auf der letzten Seite des Lokalblattes — ins Auge fiel, war die Liste der städtischen Sehenswürdigkeiten. Da ich den ganzen morgigen Tag noch zu bleiben gedachte, war mir dieser Wegweiser ganz erwünscht, und ich notierte mir einiges, was meine Neugierde reizte, in mein Taschenbuch. Da fiel mein Blick auf eine Anzeige, die meine Gedanken plötzlich in eine weit entlegene Zeit zurücklenkte: „Jeden Montag und Donnerstag ist die Windhamsche Gemäldesammlung im Erdgeschoß des Rathauses unentgeltlich geöffnet."

Windham! Nein, ich irrte mich nicht; das war der Name gewesen. Ein Windham hatte im letzten Kapitel meines Jugendromans die Hauptrolle gespielt. Nun dämmerte es auch in mir auf, daß ich später einmal gehört hatte, dieser Windham habe sich mit seiner jungen Frau hier in B. niedergelassen. Seitdem war er mir verschollen geblieben. Und nun hier so unverhofft an ihn erinnert zu werden! —

Aber Sie können ja nicht verstehen, was mich an der unscheinbaren Zeitungsnotiz so seltsam aufregte. Ich muß nun doch noch weiter ausholen.

Sie wissen, daß ich als Sprößling einer unterfränkischen Soldatenfamilie im Kadettenhause zu München erzogen worden bin und es in dem Jahre vor Ausbruch des französischen Krieges zum Oberleutnant gebracht hatte. Ich war neunundzwanzig Jahre alt und hatte außer meinem Beruf, dem ich mit Leib und Seele anhing, nicht viel erlebt. Eine sehr ideale Fähnrichsliebe, die ein albernes Ende nahm, hatte mich vor den mancherlei Verirrungen meiner Altersgenossen bewahrt, mir

aber das weibliche Geschlecht nicht im besten Lichte gezeigt. Doch posierte ich nicht als Weiberfeind, und da ich ein leidenschaftlicher Tänzer war, selbst noch auf der Kriegsakademie, machte ich auch den Karneval des Jahres 70 als einer der Flottesten mit, ohne mir die Flügel zu verbrennen.

Bis auch meine Stunde geschlagen hatte.

Auf einem der öffentlichen Bälle erschien so um die Mitte des Februar eine auffallende junge Schönheit, die alle bisherigen Ballköniginnen verdunkelte.

Sie war erst vor kurzem mit ihrer Mutter, da der Vater vor Jahr und Tag gestorben war, aus Österreich herübergekommen, um, nachdem sie die Trauer abgelegt hatte, noch etwas Winterfreuden zu genießen. Ihre Gestalt, ihr Benehmen, ihre Art sich auszudrücken, all das hatte einen fremdartigen Reiz, der schon aus der seltsamen Mischung ihres Blutes zu erklären war. Denn ihre Mutter, eine hochgewachsene, rötlichblonde Schottin, von strenger, puritanischer Haltung und langsam ungelenken Gebärden, hatte einen steirischen Edelmann geheiratet, der sich auf einer Reise durch ihr heimatliches Hochland in das junge Mädchen verliebt hatte. Sie war ihm nach seinem Gut gefolgt, hatte sich aber dort nicht zu akklimatisieren verstanden. Trotzdem schien sie in einer glücklichen Ehe mit dem leichtblütigen katholischen Gatten gelebt zu haben und seinen Tod noch immer nicht verwinden zu können, als sie mit ihrer Tochter auf Reisen ging.

Diese, damals schon in den ersten Zwanzig, hatte von der Welt bisher nichts gesehen, als was auf zehn Meilen in der Nachbarschaft ihres Landsitzes sich ihr dargeboten hatte. Der Vater, der im Punkt der ehelichen Treue vielleicht nicht der Gewissenhafteste gewesen war und alljährlich viele Monate in Wien zubrachte, hatte seine Frau den Versuchungen der großen Stadt sorgfältig fernzuhalten gewußt und die Tochter vollends vor allem Verkehr mit jungen Männern behütet. Beide hätten es wahrlich nicht bedurft, da ihr kühles Temperament sie hinlänglich schützte. Denn hierin war Abigail — so war das Fräulein nach einem uralten Brauch der mütterlichen Familie getauft worden — das echte Kind ihrer Mutter, der sie äußer-

lich durchaus nicht ähnlich sah, nicht einmal durch die Farbe des Haars, die bei der Tochter durchaus keinen rötlichen Schimmer hatte.

Ich will aber nicht den törichten Versuch machen, Ihnen diese reizende junge Person zu beschreiben. Nur zweierlei fiel mir gleich bei dem ersten Begegnen auf und verfolgte mich bis in meine Träume: der seltsam glanzlose Blick ihrer großen grauen Augen, die immer ernst blieben, auch wenn der Mund lächelte, und daß sie die schönsten Arme hatte, die ich je gesehen. Sie trug sie gegen die damalige Sitte ganz entblößt, an den Achseln nur durch einen schmalen Florstreifen von den herrlichen Schultern abgetrennt, was die Damen, zumal die Mütter, skandalös fanden, obwohl die Wiener Mode diese Tracht sanktionierte und das Fräulein im übrigen sich in Worten und Gebärden aufs züchtigste betrug. Aber die Arme waren zu schön, um nicht Aufsehen zu machen und so viel Neid wie Bewunderung zu erregen. Eine Farbe wie etwas vergilbter weißer Atlas, mit einem matten Glanz, und in der Biegung des Ellenbogens eine zarte blaue Ader. Selbst die kleinen hellen Narben am linken Oberarm, die von der Nadel des Impfarztes herrührten, hatten einen eigenen Reiz, als wären sie mit absichtlicher Koketterie der glatten Haut eingeätzt worden, um deren edle Feinheit desto mehr bemerklich zu machen.

Und so die Hände, als sie beim Souper die Handschuhe abstreifte, der schönste Fuß im weißseidenen Schuh, ein Ebenmaß und eine Schmiegsamkeit der Glieder, die sie dem österreichischen blauen Blut, nicht der schottischen Hochlandsrasse verdankte.

Ich war, sowie ich den ersten Blick auf das herrliche Geschöpf geworfen hatte, unter dem Zauber dieser fremden, kühlen Augen. So unbefangen ich sonst selbst den reizendsten Frauen gegenübertrat, das Herz schlug mir heftig, und meine Rede verwirrte sich, als ich ihr vorgestellt wurde und sie um einen Tanz bat.

Auch fand ich meine Besinnung nicht so bald wieder, während ich mit ihr durch den weiten Saal mich umschwang, und war wütend auf mich selbst, daß ich eine so unbeholfene Figur

machte. Beständig mußte ich denken: Sie ist kein Weib wie alle anderen. Eine Göttin! Kein Wunder, daß ihre Blicke so kühl auf das armselige Menschengewühl herabsinken. Ist es zu denken, daß man einen solchen Mund küssen dürfte? Und der Sterbliche, um dessen Hals sich diese Arme schlängen, müßten dem nicht die Sinne vergehen und er in diesem übermenschlichen Glück zu einem Aschenhäufchen verlodern?

Sie sehen, es war eine richtige Bezauberung. Was man vom Blitz und Schlag einer plötzlichen Verliebung redet, hatte ich an mir erleben sollen.

Ich gewann aber bald so viel Herrschaft über mich, daß ich mich mit guter Manier in mein Schicksal ergeben und an diesem ersten Abend die Rolle eines ritterlichen Verehrers spielen konnte, ohne mich zu so überschwenglichen Huldigungen fortreißen zu lassen, wie die meisten meiner Kameraden. Das kam mir mehr zu statten, als wenn ich an Schönheit und Liebenswürdigkeit alle überglänzt hätte. Denn das seltsame Mädchen, obwohl dies ihr erster Ballwinter war, nahm doch alle Auszeichnungen, die ihr zu teil wurden, zumal die süßen Reden ihrer Tänzer, mit so kühler Miene entgegen, als ob es ihr beim Tanz einzig und allein auf die Bewegung ankäme und die eitlen jungen Herren, so schön geputzt und frisiert sie waren, ihr nur als Mittel zu diesem Zweck willkommen wären.

Das gestand sie mir denn auch ganz harmlos, als wir beim Souper miteinander plauderten, und daß es ihr eher lästig und langweilig sei, wegen ihrer Schönheit beständig begafft und umschmeichelt zu werden. Keine Spur von Koketterie konnte ich an ihr bemerken, doch einen Hang zur Ironie und Menschenverachtung, der in einem minder reizenden Wesen sehr abstoßend gewirkt hätte, an Fräulein Abigail aber nur wie ein seltsames Schmuckstück, etwa ein blanker Stachelgürtel um den schmiegsamen Leib, sich ausnahm.

Da ich ihr nicht ein einziges schmeichelndes Wort sagte, wurden wir gleich an diesem ersten Abend sehr gute Freunde, und ich erhielt sogar von der Mutter die Erlaubnis, sie in ihrem Hause aufzusuchen.

Ich machte, wie Sie denken können, gleich am anderen Tage

davon Gebrauch. Ich mußte doch fragen, wie der Ball ihnen bekommen sei, und fand die Damen in einer möblierten Wohnung so behaglich eingerichtet, daß mir klar wurde, sie lebten in den bequemsten Verhältnissen. Gleichwohl machte die Mutter kein Hehl daraus, daß sie nur gekommen sei, um für die Tochter einen Mann zu finden, wozu auf dem abgelegenen Landsitz keine Aussicht sei. Das Mädchen hörte jede Äußerung, die in diesem Sinne fiel, mit dem äußersten Gleichmut, wie wenn es sich durchaus nicht um sie selbst dabei handle, sondern um eine Laune der Mama, die hoffentlich auch wieder vergehen werde.

Das Zutrauen, das sie so rasch zu mir gefaßt hatte, entzog sie mir auch nicht wieder, sondern gab mir immer neue Beweise, daß ihr meine Gesellschaft angenehm sei, meine Art, Welt und Menschen zu betrachten, ihr die richtige scheine. Sie erzählte mir ihr ganzes Leben, das freilich keinem Roman ähnlich sah. Verliebt war sie nie gewesen und konnte sich von dem Zustand eines leidenschaftlichen Herzens überhaupt keine Vorstellung machen. Geliebt hatte sie nur einen Menschen, ihren Vater. Mit der Mutter verstand sie sich in keiner Sache und beobachtete alle kindlichen Pflichten fast mechanisch, ohne das geringste dabei zu empfinden. Ja, sagte sie mir einmal, es ist vielleicht so, wie Sie sagen, ich habe kein richtiges Mädchenherz, und doch —

Dabei drückte sie die Augen ein, lehnte den schönen blonden Kopf zurück, und ihre halbgeöffneten Lippen hatten einen halb schmerzlichen, halb wilden Ausdruck von Dürsten und Verlangen.

Gleich darauf lächelte sie und fing eine spöttische Rede an über gewisse junge Damen, die sie kennen gelernt und die ihren Freundinnen beständig Bulletins über die Zustände ihrer zärtlichen Herzen zu hören gaben.

* * *

Alle diese Vertraulichkeiten waren weit entfernt, mich eitel zu machen und kühne Hoffnungen in mir zu wecken.

Ich verbrachte aber fast einen Abend wie den andern in der Gesellschaft der beiden Damen, teils, solange der Karneval

dauerte, bei öffentlichen Festen, wo ich nun bereits für den unzertrennlichen Kavalier und begünstigten Bewerber galt, teils an ihrem behaglichen Teetisch als einziger Hausfreund männlichen Geschlechts. Nur dann und wann fand sich eine ältere Dame, eine österreichische Bekannte der Mutter, dazu, und es wurde ein kleiner Tarock gespielt, bei dem Abigail die Zuschauerin machte. Sie verhehlte ihre Langeweile nicht, wie sie überhaupt mit keiner ihrer Empfindungen je zurückhielt. Und doch blieb ein rätselhafter dunkler Grund in ihrem Wesen, der zuweilen in unbewachten Stunden durchblickte und mich jedesmal mit einem leisen, unheimlichen Frösteln überschauerte.

Ich war im Verlauf der Wochen und Monate so offenherzig gegen sie geworden, daß ich selbst dieses nicht gerade schmeichelhafte Gefühl dem verwöhnten Mädchen nicht verhehlte.

Sie sah ruhig und mit unbeweglichen Augen über mich hinweg.

Ich weiß, was Sie meinen, sagte sie. Es ist etwas in mir, wovor ich mich selbst fürchte, und kann es doch nicht näher bezeichnen. Vielleicht die Ahnung, daß ich nie erfahren werde, was Glück ist, freilich auch anderen kein Glück zu bringen bestimmt bin, ohne eigene Schuld, und daß mein innerstes Wesen sich dann empört und auf irgend etwas sinnt, um sich für diese Zurücksetzung zu rächen. Wissen Sie, wie ich mir vorkomme? Wie ein Eiszapfen, der eine Flamme lustig flackern sieht und sich schämt, so starr und kalt zu bleiben, und nun näher heranrückt und dabei nichts weiter erreicht, als daß er langsam abschmilzt; wenn aber die letzte eisige Starrheit geschwunden ist, wird er selbst nicht mehr vorhanden sein. Das Gleichnis hinkt auf beiden Füßen, ich weiß es wohl; aber es ist doch etwas daran, und Sie wissen vielleicht auch, was mit der Flamme gemeint ist.

Es war das erste Mal, daß sie auf meine längst nicht mehr verborgene Neigung anspielte, freilich unbarmherzig genug, da sie mir jede Hoffnung abschnitt. Wer weiß aber, wohin das Gespräch noch geführt hätte, wenn die Mutter nicht dazugekommen wäre.

Und freilich hinkte das Gleichnis. Denn auch die Flamme

brannte nicht so lustig, wie ein rechtschaffenes Liebesfeuer soll, sondern hatte wunderliche Anfälle von Kühle und Versuchungen völligen Erlöschens.

So recht ins Lodern geriet sie nur, wenn ich mit dem wundersamen Mädchen unter vier Augen war oder im lichterhellen Saal ihre ganze Schönheit an mir vorüberschwebte. War sie meinen Augen entrückt, so kam sie mir durchaus nicht aus dem Sinn, ja ich mußte nun erst recht an sie denken, dann aber stets mit einer rätselhaften Abneigung, obwohl ich ihr nichts Bestimmtes vorwerfen konnte. War's eine Sünde, mich nicht zu lieben? oder von der Liebe überhaupt noch keinen Hauch gespürt zu haben? Und jener dunkle Grund, der ihr selbst unheimlich war, konnte er sich nicht eines Tages als ein ganz unschuldiger Hintergrund erweisen, auf welchem allerlei lichte Freuden sich desto farbiger und reizender ausnahmen?

Und dennoch, die Tatsache stand fest: ich wünschte, ich hätte das schöne Mädchen nie kennen gelernt, das mich doch immer von neuem zu sich hinzwang und, wenn ich in ihrer Nähe war, meine Sinne in einen magischen Aufruhr brachte.

Nur einmal meinen Mund auf diese durstigen Lippen zu drücken, nur einmal von diesen weichen, schlanken Armen umfangen zu werden — ich bildete mir ein, damit würde der Zauber gebrochen und ich mir selbst zurückgegeben werden.

Die Mutter sah mich kommen und gehen, ohne sich über mein Verhältnis zu ihrem Kinde besondere Gedanken zu machen. Daß ich verliebt war, fand sie nur in der Ordnung, aber ganz ungefährlich bei der Sinnesart des Mädchens, die sie nur zu gut kannte und nicht zu bekämpfen suchte, da sie ihrem bei aller äußerlichen Frömmigkeit weltlich spekulierenden Geist sehr erwünscht war. Sie wollte höher hinaus mit ihrer gefeierten Tochter, als ein schlichter Oberleutnant es ihr bieten konnte, und hoffte von mir vor allem, daß ich durch meine Bekanntschaften ihr den Eintritt in die aristokratischen Kreise erleichtern würde. Dann würde es, kalkulierte sie, auf die Länge an einem gräflichen oder gar morganatischen Schwiegersohn nicht fehlen.

Der Sommer machte zunächst einen Strich durch diese Rechnungen, da die „Gesellschaft" sich zerstreute und aufs

Land hinauszog. Auch meine beiden Damen mieteten eine Villa in Tegernsee, zu meinem Leidwesen, da ich jetzt nur einmal alle sieben Tage sie besuchen konnte. Die Entbehrung schürte nun allerdings die Flamme dergestalt, daß ich von Samstag zu Samstag in einer fieberhaften Ungeduld hinlebte, zugleich in steter Angst, während meiner langen Entfernung möchte sich irgend jemand an die einsamen Frauen heranbrängen, der den Ansprüchen der Mama genügte und der Tochter nicht unwillkommner als irgend ein anderer wäre.

Diese Sorge war überflüssig. Dagegen verfinsterte sich plötzlich die Luft über der ganzen deutschen Welt so drohend, daß alle Einzelgeschicke davon überschattet wurden.

Der französische Krieg brach aus. Ich begrüßte ihn freudig, auch weil er meiner eigenen unerträglichen Situation ein Ende machte. Nur mit genauer Not, indem ich einen nächtlichen Ritt daransetzte, konnte ich die Zeit zu einem Abschiedsbesuch in Tegernsee erschwingen. Ich fand, am frühen Morgen, das schmerzlich geliebte Mädchen im Garten, da sie mein Kommen nicht erwartet hatte. Sie hatte ein Bad im See genommen, und die Morgenluft schauerte über ihre blasse Haut und das blonde Haar, das ihr wie ein weicher Mantel über den Rücken hinabhing. Als sie hörte, was mich zu so ungewohnter Zeit hinausgeführt, wechselte sie die Farbe keinen Augenblick, nur ihre Augenlider senkten sich, als ob sie einen Vorhang über das niederlassen wollte, was in ihr vorging.

Nun, sagte sie, da wird ja Ihr sehnlichster Wunsch erfüllt. Non più andrai farfallon amoroso — Sie werden Wunder der Tapferkeit verrichten und als ein berühmter Sieger zurückkehren. Ich wünsche Ihnen das beste Glück und werde Ihrer täglich gedenken.

Werden Sie das wirklich? sagte ich. Und etwas herzlicher als jedes anderen Muttersohns, der seine Brust pro patria den Kugeln der französischen Mitrailleusen aussetzt?

Wie können Sie daran zweifeln! sagte sie und brach eine Blume ab, deren Duft sie wieder mit jenem sehnsüchtigen Ausdruck einsog. Sie wissen, daß ich Ihnen sehr gut bin. Habe ich Ihnen nicht auch mehr Vertrauen bewiesen, als noch

je irgend einem jungen Mann? Sind Sie damit nicht zufrieden?

Nein, Abigail, sagte ich, und Sie wissen ja auch sehr gut, warum. Und nun schüttete ich mein ganzes Herz zum erstenmal — da ich dachte, es sei vielleicht das letzte Mal — in leidenschaftlicher Erregung vor ihr aus. Ich weiß, schloß ich, Sie empfinden gar nichts Ähnliches. Der Blitz, der in mein Herz eingeschlagen, hat Ihnen nicht ein einziges Haar Ihrer Stirnlöckchen versengt. Ich bin auch nicht so verblendet, zu glauben, Sie würden aus bloßem Mitleid, um mich nicht ganz hoffnungslos ins Feld ziehen zu lassen, ein wärmeres Gefühl heucheln. Es mußte mir aber einmal von den Lippen, zu meiner eigenen Erleichterung — und nun empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter, deren Morgentoilette ich nicht stören will, und bewahren Sie mir ein geneigtes Andenken.

Da schlug sie die Augen auf und sah mir gerade ins Gesicht, sehr ernsthaft, während ihre sonst immer gleichmäßig gefärbten Wangen eine leichte Röte überflog, die sie sehr verschönte.

Nein, sagte sie, so dürfen Sie denn doch nicht von mir gehen, und Gott weiß, ob man sich je wiedersieht. Ich will Ihnen das Geständnis mit auf den Weg geben, daß ich fest überzeugt bin, wären Sie noch ein paar Wochen oder Monate wie bisher freundlich und gut gegen mich gewesen, so hätte sich der bewußte Eiszapfen in ein frisch grünendes Reis verwandelt und Blüten getrieben — wieder ein hinkendes Bild, aber Sie verstehen mich. Vielleicht denken Sie an dieses Frühlingsmärchen, wenn Sie im kalten Biwak Nachts nicht einschlafen können, und erwärmen daran Ihr fröstelndes Herz.

Ich kann nicht schildern, wie mir bei diesen Worten zu Mute war.

Was ich in dem ersten Schwindel und Taumel aller Gefühle gestammelt habe, mögen die Götter wissen. Nur so viel ist mir erinnerlich, daß ich unter anderm die Zumutung an sie stellte, nun sofort zur Mutter zu gehen, sie um ihren Segen zu bitten und dadurch unser Einverständnis zu einer regelrechten Verlobung zu stempeln.

Wenn Sie mit meiner eigenen Erklärung nicht zufrieden sind, sagte sie kaltblütig, so tut mir's leid; zu mehr aber fühl' ich mich für jetzt nicht aufgelegt — wahrhaftig, aufgelegt sagte sie, und sah dabei zum Verrücktwerden reizend und marmorkühl aus. Wenn wir uns in aller Form verlobten, würde ich keine ruhige Stunde haben, sondern mir immer wie Bürgers Leonore vorkommen. Nicht bloß die ewige Unruhe: bist untreu, Wilhelm, oder tot? fürchte ich, sondern noch etwas viel Schlimmeres. Ich bin nämlich entsetzlich abergläubisch, oder vielmehr, ich glaube steif und fest, daß jene Ballade nicht bloß eine schaurige Fabel ist, sondern so oder anders, aber in der Hauptsache sich wirklich zugetragen hat. Wenn Ihnen etwas Menschliches begegnete, lieber Freund, und Sie hätten ein festes Anrecht auf mich, als auf Ihre feierlich Ihnen angelobte Braut — ich schliefe keine Nacht mehr und weiß bestimmt, daß irgend ein Spuk meinem armen Dasein ein Ende machen würde. Also lassen Sie uns das weitere der Fügung des Himmels anheimstellen und ziehen Sie ins Feld, von meinen herzlichsten Gedanken überall begleitet.

Das war nun danach angetan, meine hochgespannte Stimmung unsanft herabzudrücken. Umsonst versuchte ich, mit Ernst und Scherz sie zu rühren, daß sie mir etwas mehr einräumte. Doch nicht einmal das Versprechen, mir zu schreiben, konnte ich ihr abgewinnen und mußte mich endlich mit sehr geteilten Gefühlen von ihr losreißen. Nichts von wahrer, warmer Hingebung hatte ich gespürt in der Umarmung, die sie mehr duldete als erwiderte, und die so lang ersehnten Lippen, die ich flüchtig berühren durfte, waren von einer Kühle, als hätten sie nicht soeben ein freundliches, verheißungsvolles Wort gesprochen.

Gleichviel: als hoffnungsloser Liebhaber war ich gekommen, und als glücklicher, wenn auch noch nicht erklärter Bräutigam ritt ich wieder davon.

Das Glück war nun freilich nicht überschwenglich groß. Es bestand nur darin, daß ich in allen dienstfreien Augenblicken daran denken konnte, welch ein Siegespreis nach Beendigung des damals unabsehlichen Krieges meiner wartete, vorausgesetzt, daß man sich „dazu aufgelegt" fühlen würde, meine

Liebe und Treue zu belohnen, und daß ich von Zeit zu Zeit die Versicherung eben dieser Lieb' und Treue nebst Berichten vom Kriegschauplatz nach Tegernsee, später nach München schicken durfte.

Eine Antwort kam nie.

Anfangs hatte ich kein Arg dabei. War's nicht ganz korrekt, daß ein junges Mädchen einem jungen Manne, mit dem sie nicht in aller Form verlobt war, keine zärtlichen Briefe schrieb? Und andere als zärtliche hätten mich doch nicht glücklich gemacht.

Wer weiß auch, ob nicht die puritanische Mama, die ohnehin das Verhältnis nicht billigen mochte, ein entschiedenes Verbot erlassen hatte.

Aber alle Mütter der Welt, alle korrekten Grundsätze hätten ein wahrhaft liebendes Herz nicht abhalten können, dem von Entbehrungen und Gefahren umringten Liebsten ein wenig Trost in die Ferne zukommen zu lassen. Wie beneidete ich meine Kameraden um gewisse Briefchen, mit denen sie sich in irgend einen stillen Winkel schlichen, um im Genuß einer solchen „Liebesgabe" nicht gestört zu werden. Ich ging immer leer aus, obwohl ich doch meinerseits der Post mehr als mancher Beglücktere zu tun gab. Und eines Tages schämte ich mich der allzu selbstlosen Rolle, die ich spielte. Ich beschloß, keine Zeile mehr zu schreiben, ehe eine Nachfrage nach mir geschehe. Mochte sie mich nun für „untreu oder tot" halten — es war an ihr, zu zeigen, ob mein Leben oder Sterben den geringsten Wert für sie habe.

Wochen und Monate vergingen seit diesem Entschluß — und keine Zeile kam. Doch wenn Sie dächten, ich hätte unter diesem völligen Zusammenbruch meiner Hoffnungen schwer gelitten, so würden Sie sich irren. Ich empfand vielmehr eine Erleichterung und erkannte, daß ich all die Zeit in einer trügerischen Illusion von Glück und Liebe befangen gewesen war, da im Grunde nur meine Sinne mit im Spiel gewesen und vielleicht mehr noch ein geheimer Trotz, diesem unnahbaren Wesen doch endlich näher zu kommen und das Eis zu schmelzen.

Was mir nun geschehen war, gab mir noch zeitig genug eine heilsame Lehre. Das war keine Frau, wie ich sie brauchte.

Ein Glück, daß ich noch mit gutem Gewissen zurücktreten und stehen bleiben konnte, wo ich stand, ohne zu erleben, daß sie mir einen Schritt entgegentat.

* * *

So ging das Jahr zu Ende; wir hatten weder einen Weihnachts- noch einen Neujahrsgruß ausgetauscht. Im Februar wurde ich verwundet und nach Mainz transportiert. Wie ich in dem Hause, in welchem ich wochenlang die liebevollste Pflege fand, die kennen lernte, die im nächsten Jahr meine Frau wurde, gehört nicht hierher. Das Wort, das unser Schicksal entschied, war noch nicht zwischen uns gesprochen worden, wir wußten nur, daß wir einander fürs Leben gefunden hatten, da kam eines Tages ein Brief Abigails, sie habe in der Zeitung von meiner Verwundung gelesen und frage bei mir an, ob sie und die Mutter kommen sollten, mich zu pflegen. Von bräutlichen Gefühlen keine Spur, ein Brief, dessen Inhalt aus dem unpersönlichsten Gebot allgemeiner Nächstenliebe hervorgegangen sein konnte.

Vielleicht hatte die Mama ihn diktiert. Aber mußte die Tochter so sklavisch nachschreiben?

Ich bat Helene, der ich damals zuerst von meinem nun gelösten Verhältnis erzählte, in meinem Namen für das freundliche Anerbieten zu danken. Es fehle mir nichts, und ich sei in der besten Pflege.

Das war das letzte Lebenszeichen, das ich von meinem angebeteten „Bild ohne Gnade" erhielt. Ein allerletztes, das im Herbst 71 von mir ausging, die Verlobungsanzeige, kam als unbestellbar aus München zurück. Als ich kurz darauf selbst wieder nach Hause kam, erfuhr ich, die Damen seien schon vor dem Einmarsch der siegreichen Truppen fortgezogen, niemand wisse, wohin, vielleicht nach Österreich zurück auf ihren Landsitz.

Doch schon im nächsten Jahr drang das Gerücht zu uns, die schöne Abigail habe sich ebenfalls vermählt, mit einem hochbejahrten reichen Norddeutschen, der sie in einem Badeorte kennen gelernt. Übrigens ein feiner und überall hochgeachteter Mann, großer Kunstfreund und Besitzer einer ausgewählten

Gemäldesammlung neuerer Meister, der das schöne Fräulein wohl mehr als eine Zierde seiner Galerie, ein atmendes plastisches Kunstwerk sich angeeignet habe, da er fünfunddreißig Jahre älter sei und von schweren gichtischen Gebrechen geplagt.*

Daß der kalte Fisch, wie man Abigail nannte, sich nicht lange besonnen habe, eine solche Heirat einzugehen, schien niemand zu verwundern.

Seitdem hatte ich nie wieder ein Wort von ihr gehört; der Ort, wo sie lebte, war mir nicht im Gedächtnis geblieben, nur den Namen Windham hatte ich behalten. Und nun las ich ihn in dem Lokalblatt, das ich ahnungslos überflogen hatte, und konnte nicht zweifeln, es war ihr Gatte, von dessen Bildergalerie hier die Rede war.

Ich rief den Kellner und fragte, ob er mir Näheres von dem Besitzer dieser Galerie und seiner Familie sagen könne. Er wußte nicht mehr, als daß Herr Windham vor etlichen Jahren gestorben sei und seine Sammlung der Stadt vermacht habe. Ob er eine Frau gehabt, könne er nicht sagen. Vielleicht wisse es der Wirt. Der sitze aber in seinem Privatzimmer mit ein paar Freunden beim Skat und liebe es nicht, dabei gestört zu werden.

Ich verbat das auch und suchte mir vorzureden, daß ich durchaus kein Interesse daran hätte, ob eine Frau Abigail Windham als Witwe in dieser Stadt lebe, oder etwa mit ihrer Mutter wieder auf dem steirischen Landgut. Was war mir diese alte Flamme? Ein Bild und ein Name. Und vielleicht war auch das Urbild in diesen elf Jahren stark verblichen oder nachgedunkelt, und ein Wiedersehen konnte keinem von uns erwünscht sein.

Lassen Sie mich gestehen, daß auch ein nie ganz unterdrücktes Gefühl eigener Verschuldung sich wieder in mir regte.

Im Grunde, was hatte ich ihr vorzuwerfen? Sie hatte nur nicht gehalten, was sie nie versprochen hatte, was ihrer Natur nun einmal versagt war. Wer weiß, wenn ich mich auf ihr einfaches Wort verlassen und alles der Zukunft anheimgestellt hätte, wäre der zarte Keim einer Neigung zu mir am

Ende wirklich kräftig zur Blüte gediehen und ein so langsam erschlossenes Herz hätte doch wohl keinen geringeren Wert gehabt als eines, das über Nacht sich entscheidet. Nein, es war ein schnöder Wankelmut gewesen, mich plötzlich von ihr abzuwenden. Freilich, ob ich mit ihr so glücklich geworden wäre, wie mit meiner armen Helene —! Aber darauf kam es nicht an. Ich hatte ihr meine Treue gelobt, und war's eine Übereilung gewesen, als Ehrenmann war ich verpflichtet, sie nicht im Stich zu lassen.

Ähnliche Betrachtungen hatte ich im Lauf der letzten Jahre mehr als einmal angestellt und sie immer mit Sophismen zurückzudrängen gesucht. An jenem Abend gewannen sie eine solche Macht über mich, daß ich in sehr trübseliger Stimmung dasaß, einen bitteren Geschmack auf der Zunge, den selbst der edle Wein nicht wegspülen konnte.

Darüber war es spät geworden. Die Spieler hatten das Lokal verlassen, nur eine einzige Schachpartie zog sich hartnäckig in die Länge. Ich brach endlich auf und merkte nun erst, daß schwerer Wein und schwere Gedanken nicht gut zusammentaugen. Denn der Kopf brannte mir, und am Herzen fühlte ich einen lästigen Druck. Das besserte sich aber, als ich in die linde Nachtluft hinaustrat und meinen wohlbekannten Weg nach dem Gasthof einschlug. Keiner Menschenseele begegnete ich, als einem Nachtwächter, der in dieser altertümlichen Stadt noch mit Spieß und Laterne die Runde machte — damals wenigstens. Die Laterne war überflüssig, denn ein zauberhafter Mondschein lag auf Dächern und Gassen und ließ die krausen Ornamente der alten Erker und selbst die Inschriften über den Haustüren taghell hervortreten. Die Nacht war so wundervoll, daß ich noch einen weiten Umweg machte, eh' ich mich entschloß, mein Zimmer aufzusuchen, das über Tag ziemlich schwül gewesen war. Hoffentlich hatte das Zimmermädchen die Fenster offen gelassen.

So erreichte ich das Hotel, fand die Tür noch angelehnt, den Portier aber in seiner Zelle in tiefen Schlaf gesunken. Ich gönnte ihm seine Ruhe, zumal ich den Zimmerschlüssel hatte stecken lassen. Den Weg zur Treppe hinauf konnte ich

auch bei dem schläfrigen Gaslicht ohne Führer finden. Ich hoffte einen langen Schlaf zu tun, denn ich fühlte eine bleierne Müdigkeit in allen Gliedern. Als ich aber meine Tür öffnete, sah ich etwas, das plötzlich alle träumerische Dumpfheit von mir nahm und mich mit einem jähen Ausruf der Überraschung an die Schwelle festbannte.

Die beiden Fenster des Zimmers gingen nach einem freien Platz hinaus und ließen das grelle Mondlicht breit hereindringen. Desto dunkler war es in der hinteren Ecke, wo das Bett stand, und gegenüber an der anderen Wand bei dem Sofa. Und doch sah ich deutlich, daß jemand auf dem Sofa saß, eine schwarzgekleidete Frauengestalt, nichts Helles an ihr, als das Gesicht. Das sah unbeweglich aus einem schwarzen Schleier hervor, der von der einen Hand unter dem Kinn zusammengehalten wurde, während die andere einen Blumenstrauß gegen das Gesicht hielt. Sie mußte ihn aus dem Glase genommen haben, das auf dem Tisch vor dem Sofa stand, ein paar Rosen und Jasminblüten, die mir die Frau meines Freundes nach Tische in ihrem Garten gepflückt hatte.

Auch bei meinem Eintritt regte sich die verhüllte Gestalt nicht im mindesten. Erst als ich mich ermannte und dicht an den Tisch trat — die Worte versagten mir, ich traute noch immer meinen Augen nicht — hob die Fremde den Kopf, den sie auf die Lehne des Sofas hatte zurücksinken lassen, und ich sah nun trotz der Dunkelheit ganz deutlich zwei große graue Augen auf mich gerichtet.

Abigail!

Die Gestalt blieb ruhig sitzen. Sie schien durchaus nicht verlegen, an diesem Ort, zu dieser mitternächtigen Stunde sich mir gegenüber zu befinden. Nur die Hand mit den Blumen ließ sie in den Schoß sinken. Dann, nach einer Weile hörte ich sie sagen — die Stimme klang mir unheimlich fremd: Kennen Sie mich wirklich noch? War alle Mühe, die Sie sich gegeben haben, mich zu vergessen, umsonst? Nun, das macht Ihnen alle Ehre. Ich sehe, daß ich Sie doch richtig taxiert habe.

Abigail! rief ich wieder. Ist es denn möglich? Sie hier?

Wie kommen Sie in dieses Zimmer, zu so ungewohnter Zeit?

Ich hatte mich jetzt an das Halbdunkel gewöhnt und sah deutlich, daß ein kalter, lauernder Zug ihren Mund entstellte. Übrigens erschien sie mir schöner, als ich sie im Gedächtnis hatte, nur blasser, und die Brauen zogen sich zuweilen schmerzlich zusammen.

Wie ich hierher gekommen bin? erwiderte sie langsam, mit einer etwas heiseren Stimme, wie jemand, der einsam lebt und das Sprechen oft tagelang nicht mehr übt. Das ist sehr einfach. Ich hörte, Sie seien hier, auf kurze Zeit. Daß Sie mich nicht aufsuchen würden, wußte ich. Da mußte ich mich wohl entschließen, zu Ihnen zu kommen. Den Weg hier herauf zeigte mir freilich niemand. Der Portier schlief. Aber ich las Ihren Namen auf der schwarzen Tafel unten und dabei die Nummer Ihres Zimmers. Da war ich so frei, mich hier häuslich niederzulassen, um Sie zu erwarten. Ich möchte doch gern, da ich jetzt so einsam bin — mein Mann ist vor drei Jahren gestorben — einen alten Freund einmal wieder begrüßen. Sie wissen, on revient toujours —! Freilich, so ein armer revenant macht eine traurige Figur, aber wenn ich häßlich geworden bin, Sie dürfen mir's nicht vorwerfen, Sie sind ja schuld daran — doch davon wollen wir jetzt nicht reden. Man muß sich das bißchen hübsche Gegenwart nicht durch unliebsame Rückblicke verderben.

Noch immer fand ich kein Wort. Was ich aus dem ganzen Abenteuer machen sollte, war mir rätselhaft. Abigail, die ich so stolz und zurückhaltend gekannt hatte, jetzt hier um Mitternacht auf meinem stillen Gasthofzimmer, nur um mich wieder zu begrüßen! —

Es ist so dunkel hier, stammelte ich endlich. Erlauben Sie, daß ich Licht mache.

Nein, lassen Sie! fiel sie mir ins Wort. Es ist hell genug, daß wir unsere Augen sehen können, und weiter bedarf es nichts. Ich bin eitel, müssen Sie wissen. Sie sollen nicht auf meinem Gesicht die Spuren der vielen Jahre sehen, die seit unserm letzten Begegnen verflossen sind. Ich habe die Zeit nicht gerade sehr lustig zugebracht. Wenn Sie mich nicht

hätten sitzen lassen, wäre ich vielleicht vergnügt gewesen, und wer sich glücklich fühlt, altert nicht!

Gnädige Frau —! rief ich und wollte ihr sagen, daß ich mich zwar nicht frei von Schuld wisse, sie aber, was geschehen, mitverschuldet habe. Sie ließ mich aber nicht zu Worte kommen.

Nennen Sie mich mit meinem Mädchennamen, nicht „gnädige Frau!" sagte sie. Solange mein Mann lebte, mußte ich mir diese Anrede gefallen lassen, die mir doch nicht zukam. Ich war nur die barmherzige Schwester meines guten Mannes, nicht sein Weib. Und noch etwas freilich: sein Modell, das er vergötterte, anbetete, dessen Schönheit zu preisen er nicht müde wurde. Anfangs machte mir das Vergnügen, bald aber langweilte mich's. Und daß er mich in hundert Stellungen und Lagen zeichnete, erschien mir vollends als eine unausstehliche Frone. Aber was sollt' ich machen? Es war seine einzige Freude, und die durfte ich ihm nicht stören, er war ein so edler, lieber Mensch, weit besser als Sie. Und doch fühlt' ich mich wie erlöst, als er endlich seinen Leiden erlegen war.

Abigail, sagte ich, es ist mir lieb, daß ich es einmal vom Herzen wälzen kann, was mich so lange bedrückt hat. — Und nun sagt' ich ihr alles, meinen Kummer über ihre Kälte, die getäuschte Hoffnung, während des langen Feldzuges werde das Band von ihrem Herzen springen, und daß ich endlich verzweifelt sei, jemals das Eis um ihre Brust zu schmelzen.

O, sagte sie, mit einem leisen Zittern in der Stimme, Sie stellen das sehr zu Ihrem Vorteil dar, mein schöner Herr. Wenn Sie mich wirklich geliebt hätten, wäre Ihnen die Geduld nicht ausgegangen, darauf zu warten, daß ich, da ich die Liebe erst mühsam buchstabieren mußte, endlich bis zum Z gelangte, nachdem ich doch einmal A gesagt hatte. Aber sobald Sie im Felde waren, hörte ich auf, für Sie zu existieren.

Wie können Sie das sagen! Alle Briefe, die ich Ihnen schrieb —

Ich habe nicht einen einzigen bekommen.

Wir starrten einander an. Jedem von uns drängte sich derselbe Gedanke auf, daß die Mutter meine Briefe unterschlagen habe. Aber keins brachte das über die Lippen.

Je nun, sagte sie endlich, was hilft es, sich über verlorene Dinge den Kopf oder gar das Herz zu zerbrechen! Sie haben einen hinlänglichen Ersatz gefunden, und auch ich hätte es viel schlimmer haben können. Am Ende wären wir zwei nicht einmal glücklich miteinander geworden. Ich gestehe Ihnen ehrlich, ich weiß immer noch nicht, ob ich im Grunde gut oder schlecht bin. Vielleicht bin ich keins von beiden. Vielleicht denkt die Natur, wenn sie einen Menschen besonders schön geschaffen hat, sie habe nun genug für ihn getan und brauche ihm weiter nichts ins Leben mitzugeben. Mein Mann, der ein Kunstenthusiast war, verlangte auch nicht mehr. Sie aber — ich glaube, es hätte Sie bald gelangweilt, meine schönen Schultern und Arme anzugaffen.

Damit schlug sie den schwarzen Schleier zurück und lag hingegossen in der reizendsten Haltung, mit einem ernsten Blick an sich selbst hinunterschauend. Aber ohne Eitelkeit, nur wie man ein Bild betrachtet. Sie war in der Tat noch schöner geworden mit der größeren Reife, die blassen Arme ein wenig voller und auch jetzt nur oben an der Achsel mit einem schmalen Band umschlungen, das alle Augenblicke herabzurutschen drohte, worauf sie es ruhig wieder in die Höhe schob. Ich sah wieder die drei kleinen Narben am linken Oberarm, und wieder kam mir das Gelüst, meine Lippen darauf zu drücken und von den glatten, weichen Schlangen ihrer Arme meinen Hals umstrickt zu fühlen.

Endlich, als würde sie durch meine zudringlich prüfenden Blicke belästigt, nahm sie die Falten des Schleiers über ihrer Brust wieder zusammen und stand auf.

Dieses Sträußchen nehm' ich zum Andenken mit, sagte sie. Ihr habt viel schönere Blumen als wir, auch duften sie, was unsere nicht tun.

Sie zog eine Handvoll Immortellen hervor, die sie im tiefen Ausschnitt ihres schwarzen Sammetkleides getragen hatte. Wollen Sie sie haben? Auch zum Andenken? Wozu soll ich mich auch sonst putzen, als für einen guten Freund? So gut wird mir's nicht alle Tage.

Abigail! rief ich, jetzt vollends hingerissen, da sie in ihrer

ganzen Schönheit am mondbeschienenen Fenster vor mir stand, das blonde Haar unter dem Schleier vorleuchtend, — soll dies unser letztes Begegnen gewesen sein? Sie sind wieder frei, und ich so einsam wie Sie, und daß wir nicht früher zusammenkommen konnten, — wir haben jetzt eingesehen, daß es nicht unsere Schuld war. Liebe Abigail — können Sie sich — kannst du dich jetzt noch entschließen, mein Weib zu werden?

Ich stürzte auf sie zu und wollte sie in meine Arme ziehen. Sie trat aber einen großen Schritt zurück und streckte beide Hände abwehrend gegen mich aus.

Nein, mein schöner Herr! sagte sie, und ein kühler, spöttischer Ausdruck des weißen Gesichts schlug meine Wallung nieder. Machen wir keine Dummheit. Sie haben mich darum gebracht, zu erfahren, wie das Leben an der Seite eines geliebten Menschen sein könnte. Das holt man nie wieder nach. Sie würden beständig Vergleiche anstellen zwischen mir und der guten kleinen Frau, die Sie so glücklich gemacht hat und so ganz anders war als ich — oder können Sie leugnen, daß Sie glauben, eine bessere Frau habe nie ein Mensch besessen? — Nun, und ich, wenn ich auch gewünscht hätte, mein Mann möchte dreißig Jahre jünger gewesen sein, — wie er mich angebetet, wird mich niemand mehr anbeten. Also einen Strich darunter und ohne Winseln und Wehklagen! Aber ich seh' es Ihnen an, Sie sind jetzt sehr verliebt in mich, nun, und warum sollte ich Sie verschmachten lassen? Ich bin ja jetzt ganz unabhängig und kann über meine Person nach Belieben verfügen. Wenn man's einmal verscherzt hat, sich am Glück satt zu trinken, warum soll man verschmähen, einmal davon zu nippen, um sich wenigstens eine kurze Illusion von Glück zu verschaffen, zumal in einer so schwülen Nacht, wo ein armes Menschenkind eine Erfrischung wohl brauchen kann?

Ich kann nicht beschreiben, wie wunderlich diese Worte auf mich wirkten. Dies Gemisch von Schwermut und Leichtfertigkeit, von Resignation und Genußsucht war mir so fremd an dem einst so spröden und kühlen Wesen, daß ich mich erst eine Weile fassen mußte, eh' ich etwas gewiß sehr Einfältiges erwidern konnte.

Ich hörte sie auch leise lachen. Sie wundern sich, daß ich trotz meiner puritanischen Erziehung so wenig prüde bin. Nun, das vergeht einem mit den Jahren; der dunkle Grund dringt immer mehr herauf, vor Wut und Gram über ein verlorenes Leben könnte selbst ein Engel von einem keuschen Weibe zu einer Teufelin werden. Aber Sie brauchen keine Angst zu haben; ich dränge mich Ihnen nicht auf. Ich sagt' es ja schon, ein armer revenant darf nicht große Ansprüche machen. Also leben Sie wohl und gute Nacht!

Sie hatte das mit so eigentümlich gedämpfter Stimme, wie ergeben in ein trauriges Schicksal, gesprochen, daß mein ganzes Herz ihr wieder entgegenschlug. Ich streckte den Arm aus, sie an meine Brust zu ziehen, aber wieder trat sie zurück.

Nicht hier! flüsterte sie. Was würden die Leute im Hause von mir denken, wenn ich morgen früh die Treppe hinunterginge! Begleiten Sie mich in meine Wohnung, da sind wir ungestört, und kein Hahn kräht danach, wenn ich mir Gesellschaft einlade. Wollen Sie? Nun so kommen Sie und lassen Sie uns keine Zeit mehr verlieren. Die Stunden eilen, und das Glück enteilt mit ihnen.

Sie wandte sich nach der Türe, und ich sah wieder mit Entzücken ihren leichten, schwebenden Gang, der unhörbar über den Teppich glitt. All meine Sinne fieberten, als ich ihr folgte, die Treppe hinab, wo das Gas jetzt ausgelöscht war, zu dem unverschlossenen Hause hinaus. Draußen wollte ich mich ihres Armes bemächtigen, sie schüttelte aber stumm den Kopf und ging ruhig ihres Weges, doch so dicht neben mir, daß, wenn sie sich zu mir wandte, der kühle Hauch ihres Mundes mich berührte.

Das geschah nicht oft. Meist sah ich nur ihr Profil, und wieder fiel mir der durstige, lechzende Ausdruck ihres Mundes auf, halbgeöffnet, daß die Zähne vorschimmerten, die Oberlippe ein wenig vorgestreckt. Sie hatte den Kopf in den Nacken geworfen, das Haar war aufgegangen und floß unter dem Schleier über ihren Rücken, die nackten Arme lagen übereinandergeschlagen unter der entblößten Brust, die sie dem Nachtwind preisgab. Friert dich nicht? sagt' ich. Sie schüttelte nur

wieder den Kopf. Dann warf sie mir plötzlich einen argwöhnisch lauernden Seitenblick zu.

Du genierst dich, so mit mir über die Straße zu gehen, sagte sie. Aber sei unbesorgt, ich kompromittiere dich nicht. Auch wenn uns jemand begegnete, er würde nicht denken, ich führte dich jetzt zu einer Schäferstunde. Ich habe einen sehr guten Ruf, niemand würde wagen, ihn anzutasten. Man weiß, daß ich ganz ehrbar und abgeschieden wohne und keinen Mann über meine Schwelle lasse, außer dem alten Gärtner, der mir meine Blumen in Ordnung hält. Auch komm' ich gar nicht an die Luft, was hätte ich auch draußen zu suchen? Heute habe ich eine Ausnahme gemacht, um deinetwillen, on revient toujours à ses premières amours; aber das hab' ich dir ja schon einmal gesagt. Ja, siehst du, man wird eintönig, wenn man liebt, was liegt daran? Du wirst mich darum nicht verachten.

In diesem Augenblick kam uns ein verspäteter Nachtschwärmer entgegen. Er ging aber an uns vorbei, als sähe er nur mich, nicht das schöne, seltsam gekleidete Weib an meiner Seite, dessen prachtvolle Schultern unter dem schwarzen Schleier sichtbar genug hervorschimmerten. Ich hörte sie leise lachen. Hab' ich dir's nicht gesagt? Der werte Herr war nur so diskret, um mich nicht verlegen zu machen. Meinetwegen könnte er dieses Zartgefühl sparen. Was kümmert mich mein Ruf? Wen geht es was an, wenn ich einem alten Freunde, obwohl er's nicht um mich verdient hat, etwas zuliebe tun will?

Während sie sprach, eilte sie so rasch vorwärts — immer so lautlos, als ginge sie auf nackten Füßen —, daß ich kaum Schritt mit ihr halten konnte. So kamen wir vors Tor. Diese Gegend war mir unbekannt. Einige ärmliche Häuser, in denen Arbeiter wohnen mochten, standen rechts und links von der staubigen, mit Pappeln bepflanzten Chaussee, und endlich hörte jede Spur einer Ansiedlung auf. Der Mond war hinter eine helle Wolkenschicht gegangen, ein stärkerer Wind hatte sich aufgemacht und sauste durch die Wipfel über uns. Sind wir bald am Ziel? fragte ich, da ein unheimliches Gefühl mehr und mehr meine Brust beengte. Bald! flüsterte sie. Du siehst

schon die Mauer meines Gartens, dort zur Linken. Meine Wohnung liegt mitten darin. Bist du aber müde? Willst du umkehren?

Statt aller Antwort suchte ich sie an mich zu ziehen. Ich fühlte ein brennendes Verlangen, sie auf den weißen Hals zu küssen. Aber wieder entwand sie sich mir und sagte: Warte nur! Was du wünschest, wird dir früh genug. Und da sind wir schon. Du wirst dich wundern, wie hübsch ich wohne.

Wir standen vor einem breiten eisernen Gitter, das den Eingang in einen weiten Garten verschloß. Von den Anlagen sah man nichts als eine Allee, die geradeaus sich weit in den Hintergrund erstreckte, aus zypressenartigen Taxussträuchern und Tujabäumchen gebildet, zwischen denen hie und da ein Marmorbild vorleuchtete. Am äußersten Ende ragte ein einstöckiger Bau in die Höhe, mit einem halbrunden Dach; das mußte die Villa sein. Es lag aber ein so bleicher Nebelduft über allem, daß man in solcher Entfernung nichts genau unterscheiden konnte.

Willst du nicht aufschließen? fragte ich. Die Nacht vergeht.

O, sie ist noch lang genug, antwortete sie leise, mit einem höhnischen Ton. Und ich habe den Schlüssel vergessen. Was fangen wir nun an?

Da ist eine Klingel neben der Pforte, sagt' ich. Sie wird den Gärtner wecken, wenn der schon schlafen sollte.

Untersteh dich nicht, die Glocke zu ziehen! Niemand darf wissen, daß ich dich bei mir einlasse, der alte Mann am wenigsten. Er würde mich verachten und meine Blumen nicht mehr begießen. Aber wir brauchen auch niemand. Wenn wir uns nur ein wenig schmiegen, geht es auch so.

Indem sie das sagte, sah ich, wie sie durch den Zwischenraum zweier Eisenstäbe hindurchglitt, so leicht, als wäre statt der üppigen Frauengestalt eine Wolke hineingeschwebt.

Nun stand sie drüben, jetzt wieder im hellen Mondschein, und nickte mir zu. Wer mich lieb hat, folge mir nach! rief sie, wieder mit ihrem schadenfrohen Lachen. Zugleich aber leuchtete mir nun ihre reife Schönheit voll entgegen, daß ich vor Sehnsucht und Ungeduld aus der Haut zu fahren dachte.

Spiele nicht so grausam mit mir! rief ich. Du siehst wohl, auf diesem Wege kann ich nicht zu dir kommen. Hast du mich so weit gelockt, so vollende nun dein gutes Werk, hole den Schlüssel und laß mich ein!

Das könnte dem Herrn wohl gefallen! höhnte sie durch das Gitter, und ihre Augen blitzten mich an. Und morgen früh, wenn die Hähne krähen, ginge er auf und davon und ließe mich einsame Witwe ohne alle Gewissensbisse zurück. Denn ich bin nur schön bei Nacht. Wenn die Sonne scheint, darf ich mich nicht sehen lassen. Nein, schöner Herr, es war mir nur um ein sicheres Geleit zu tun, da eine tugendsame Frau um Mitternacht nicht gern allein auf der Straße betroffen wird. Und nun bedank' ich mich für den Ritterdienst und wünsche dem Herrn Major, oder was er sonst sein mag, eine glückliche Reise.

Sie machte einen tiefen Knicks, wobei sich die reizende Gestalt verführerischer als je darstellte, und wandte sich dann langsam ab, um die Allee hinaufzuschreiten.

Abigail! rief ich außer mir, ist es möglich! So unmenschlich kannst du mich behandeln, mir erst alle Himmel offen zeigen und mich dann erbarmungslos in die schadenfrohe Hölle stürzen? Wenn ich es verscherzt habe, dich je die Meine zu nennen, stoß mich wenigstens nicht ohne jeden Trost von dir, gib mir einen Tropfen Liebe zu kosten, daß ich meine durstige Seele damit beschwichtige, nur einen Kuß, Abigail, aber nicht wie damals, als dein Herz nicht auf deinen Lippen war, sondern wie man einen Freund küßt, dem man ein schweres Vergehen verziehen hat!

Sie war stehen geblieben und drehte sich ruhig wieder nach mir um. Wenn dem Herrn mit so wenig gedient ist — Abigail ist nicht grausam, obwohl das Leben ihr selbst grausam mitgespielt hat. Und überdies hätte ich auch wohl einmal Lust zu küssen, wozu ich mein Lebtag nicht recht gekommen bin.

Sie kehrte um und trat wieder dicht an das Gitter heran. Mit den beiden glatten weißen Armen griff sie durch die Stäbe hindurch und zog meinen Kopf rasch an ihr Gesicht heran. Ganz nahe sah ich ihre großen grauen Augen, die auch jetzt

ohne Liebe und ohne Haß in kaltem Glanze strahlten. Dann fühlte ich, wie ihr Mund sich auf den meinen preßte, und ein seltsamer Schauer, halb Angst, halb Seligkeit, rann mir durch das Blut. Ihre Lippen waren kalt, aber ihr Atem glühte mich an, und mir war, als saugte sie mir die Seele aus dem Leibe. Vor meinen Augen wurde es schwarz, der Atem verging mir, ich suchte angstvoll mich loszumachen, aber ihr kühler, weicher Mund blieb fest auf meinen gedrückt — ich strebte danach, mich der Umstrickung ihrer Arme zu entwinden — die weichen Schlangen umschnürten meinen Nacken wie stählerne Reifen, und wo war die Kraft meiner Arme geblieben? Wie wenn das Mark in ihnen durch jenen Kuß aufgezehrt würde, sanken sie kraftlos herab, der Todesschweiß trat mir auf die Stirn, wie ein halb ohnmächtiger armer Sünder, der die Folter erleidet, hing ich an dem Gitter, ich wollte schreien, und kein Ton durchbrach den so fest verschlossenen Mund, die Gedanken rasten mir durchs Hirn, wie bei einem ins tiefe Meer Versinkenden, noch zwei Augenblicke in dieser Qual, und es war um mich geschehen — da brach ein Schall wie das Klatschen einer Peitsche in die grauenhafte Stille hinein, sogleich löste sich der Mund drüben von dem meinigen, ein helles Gelächter erscholl zwischen den Stäben, ich verlor die Besinnung und brach zusammen.

* * *

Als ich wieder zu mir kam, sah ich meinen Freund, den Doktor, neben mir knieen, beschäftigt, mir mit irgend einer Essenz, die er aus seiner Handapotheke geholt, Stirn und Schläfe zu reiben. Sein Wagen stand dicht dabei in der Allee, ich begriff, daß ich seinem Kutscher die Erlösung von dem Gespenst zu verdanken hatte, da das Knallen der Peitsche es verscheuchte.

Was Teufel, alter Freund, hast du hier draußen am Friedhof in der Geisterstunde zu suchen? rief der Arzt, als ich mich ein wenig ermuntert hatte und, von ihm unterstützt, dem Wagen zuwanken konnte. Du zitterst an allen Gliedern, deine Lippe blutet — wenn du geglaubt hast, daß es eine passende Nachkur

nach Wildbad sein möchte, hier im Nachttau auf der kalten Erde zu schlafen, so bist du in einem großen Irrtum.

Nicht um die Welt hätte ich's übers Herz gebracht, ihm den wahren Zusammenhang mitzuteilen. Der feurige Wein habe mich noch so spät umgetrieben, sagte ich, und so sei ich zuletzt dort am Gitter, wo ich einen Augenblick hätte rasten wollen, von einem Schwindel überrascht und zu Boden geworfen worden.

Das klang nicht unwahrscheinlich. Auch verfiel ich, nachdem mein hilfreicher Freund mich in meinem Gasthofsbette zur Ruhe gebracht, sofort in einen tiefen, gesunden Schlaf, den niemand ängstlich zu bewachen brauchte. Als ich am späten Morgen aufstand, durch den Besuch des Doktors ermuntert, schien jede Spur des unheimlichen Nachtbesuches verschwunden.

Dennoch war ich durchaus nicht so tapfer, wie es einem Soldaten geziemte, und wie Sie, mein gnädiges Fräulein, es mir gütigst zugetraut haben. Als der Abend kam — den Tag hatte ich in beklommenem Brüten auf meinem Zimmer zugebracht —, schrieb ich ein Billett an den Freund, ich müsse noch mit dem Nachtzuge abreisen. Auch jetzt gestand ich den wahren Grund nicht ein. Ein Arzt — ein Skeptiker von Beruf — wie hätte ich denken können, daß er meinem Bericht Glauben geschenkt hätte? Muß ich nicht fürchten, daß ich selbst Ihnen, verehrte Freunde, entweder als ein sonderbarer Schwärmer oder als ein fabulierender Phantast erscheine, der diese Geschichte sich aus den Fingern gesogen, um sein Pfand nicht hergeben zu müssen.

Wir waren alle verstummt. Auch das Fräulein schwieg eine Weile und sah nach der Zimmerdecke, an der der runde Lichtschein der Lampe spielte. Endlich sagte sie: Wenn ich ehrlich sein soll — aber ich darf Sie nicht dadurch verstimmen, lieber Herr Oberst — Ihre ganze Spukgeschichte halte ich nur für einen starken, ungewöhnlich hellen und zusammenhängenden Traum, den Sie geträumt haben. Der Portier des Hotels kann Ihnen nicht als Zeuge dienen, da er geschlafen haben soll, als zuerst die Frau und dann Sie selbst die Treppe betraten. Übrigens wenn wirklich der Wein dies ganze Abenteuer in

Ihrem Kopfe gedichtet haben sollte, auch diesmal wäre im Weine Wahrheit gewesen — Ihr Gefühl für die verlassene Geliebte und die Nemesis, die sich Ihnen durch die entsetzliche Umarmung des Alps offenbart hätte.

Ich war auf diese Erklärung gefaßt, sagte der Oberst und sah still vor sich hin. Aber was sagen Sie zu Träumen, die in der Wirklichkeit sichtbare Spuren zurücklassen? Als ich am Morgen an meinen Tisch trat, war der Strauß von Rosen und Jasmin aus dem Glase verschwunden. Auf dem Sofa aber lag ein dürres Sträußchen verblichener Immortellen.

Mittagszauber

(1892)

Die Geschichte von der schönen Abigail klang noch eine Weile geheimnisvoll wie eine eben verhallte Glocke in dem kleinen Kreise nach.

Der Oberst blieb, nachdem er seinen letzten Trumpf ausgespielt hatte, noch immer am Ofen stehen, das Haupt zurückgebogen, den Blick unverwandt gegen die Zimmerdecke geheftet. Alle schwiegen. Auch das muntere Fräulein war verstummt und sah wie ratlos zu ihrem Schwager hinüber, der den ganzen Abend dem Geistergespräch mit überlegenem Lächeln zugehört und nur hin und wieder durch eine sarkastische Frage die Gläubigen zu neuen Expektorationen gereizt hatte.

Jetzt wandte er sich an den Oberst und sagte: Sie werden es mir, dem hartgesottenen Naturforscher, wohl nicht übelnehmen, lieber Freund, wenn ich mich auch Ihrem merkwürdigen Abenteuer gegenüber skeptisch verhalte und, was Sie als ein reales Erlebnis ansehen, nur als eine visionäre Vorspiegelung Ihrer erregten Psyche betrachte. Wie sich's freilich mit der handgreiflichen Reliquie, jenem Immortellensträußchen, verhalten habe, kann ich nicht sicher verbürgen. Doch bezweifle ich keinen Augenblick, auch diese unheimliche „Tatsache" würde sich natürlich erklärt haben, wenn Sie in der Stimmung gewesen wären, genauere Nachforschungen anzustellen. Es ließe sich zum Beispiel denken —

Ich muß dich bitten, lieber Mann, was sich denken ließe, für dich zu behalten, unterbrach ihn seine Frau eifrig. Wir wollen Gespenstergeschichten hören, um, wie im Märchen, das Fürchten zu lernen; darin darfst du uns nicht stören. Ich

glaube zwar nicht, daß Goethe mit seinem tiefsinnigen Wort: „Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil" eben dieses Gruseln gemeint habe. Doch hat ja auch er an allerlei Spuk, wie er in klassischen und romantischen Walpurgisnächten sein Wesen treibt, Gefallen gefunden, ohne mit naturwissenschaftlichen Protesten dazwischenzufahren. Also gib, ohne zu murren, dein Pfand, und nun ist die Reihe an unserm verehrten Professor. Ich fürchte freilich, vor seiner historischen Methode wird das Zwischenreich keine Gnade finden.

Da sind Sie nun doch im Irrtum, liebe Freundin, versetzte der Aufgerufene, ein heiterer, grauköpfiger Hausfreund, Verfasser sehr gelehrter Bücher über dunkle Gebiete des deutschen Mittelalters. Meine Studien haben mich zu manchen rätselhaften Erscheinungen im Menschen- und Völkerleben geführt, die aller nüchternen historisch-kritischen Erklärung spotten und ohne Hilfe einer erleuchteten Seelenkunde und pathologischen Analyse nicht zu begreifen sind. Ich will Ihnen aber nicht eines der zahllosen Spukgeschichtchen auftischen, von denen die Chroniken und Protokolle der Hexenprozesse wimmeln, sondern ein eigenstes Erlebnis, das Ihnen allerdings keinen kalten Schauer über den Rücken jagen wird, doch aber ohne das Hereinragen einer übersinnlichen Welt in die unsere kaum zu erklären sein dürfte. Und zwar hat es sich ausnahmsweise nicht in der obligaten unheimlichen Gespensterstunde zugetragen, sondern am hellerlichten Tage.

Ich schicke nur noch die Versicherung voraus, daß ich Ihnen das kleine Abenteuer ohne jede Ausschmückung berichten werde, genau so, wie ich es die langen Jahre, seit ich es erlebt, im Gedächtnis bewahrt habe.

Nicht nur das Jahr, sondern sogar den Tag, an dem sich's ereignet, weiß ich noch anzugeben: der 16. Juli war's des Jahres 1855. Am 10. hatte ich in Leipzig meinen Doktor gemacht und war dann sofort zu zwei lieben alten Leuten, einem Onkel und einer Tante, gereist, um mich bei diesen Trefflichen, die nach dem frühen Tode meiner Eltern mich an Sohnes Statt angenommen hatten, von den Promotionsstrapazen zu erholen. Sie wohnten in Dresden, in einem kleinen Hause

der Neustadt, und ich brauche nicht zu sagen, daß sie mich wie einen Triumphator mit allen Ehren empfingen. Ich blieb aber trotz der besten Pflege nervös, mager und blaß, so daß die Tante mir am fünften Morgen eröffnete, es müsse durchaus etwas Gründliches zur Hebung meiner gesunkenen Lebensgeister geschehen. Nichts sei ersprießlicher in solchen Fällen, als ein Aufenthalt in frischer Wald- und Bergluft, weshalb sie mit dem Oheim übereingekommen sei, mich in die Sächsische Schweiz zu schicken.

Mit einer Erholung im Freien war ich einverstanden. Nur gegen das Wo? lehnte ich mich auf. Um diese Hochsommerszeit wurden dort alle Wege und Stege schon damals von Sommerfrischlern und Touristen dermaßen unsicher gemacht, daß auf ein behagliches Ausruhen in dem Gewimmel nicht zu hoffen war.

Dagegen tauchte, sobald die Tante mit ihrem Plan herausrückte, ein näher gelegener stiller Ort in meiner Erinnerung auf, den ich als Student in früheren Dresdener Ferientagen öfters besucht hatte, ein Wirtshäuschen auf dem rechten Elbufer, etwas erhöht zwischen Gärten stehend, nicht über tausend Schritte von Loschwitz entfernt. Jetzt hat es längst einer schönen großen Villa weichen müssen, wie ich zu meinem Kummer wahrnahm, als ich unlängst einmal wieder des Weges kam. Damals aber führte ein junges Ehepaar die Wirtschaft, mit dem ich ein freundschaftliches Verhältnis hatte, da ich mich an dem wackeren Wesen des Mannes und der Anmut seiner flinken kleinen Frau unverhohlen erfreute. Auch hatte ich ihren Wein trinkbar gefunden, vor allem die Stille auf der über den Uferweg hinausgebauten Altane an sternhellen Nächten schätzen lernen.

Es war noch ein Gasthöfchen alten Zuschnitts, nur von soliden Bürgerfamilien, die dort den berühmten Blümchenkaffee tranken und von gelegentlichen Spaziergängern besucht. Denn das Ehepaar war wohlhabend genug, um eine Erweiterung des schlichten Geschäftsbetriebes in dem schon damals aufkommenden eleganteren Stil verschmähen zu können.

Ob meine guten Freunde auf Logiergäste eingerichtet waren,

wußte ich freilich nicht, zweifelte aber nicht, daß sie mir ein Bett in irgend einer Kammer ihres alten Hauses nicht abschlagen würden.

So wanderte ich eines heißen Nachmittags mit meinem Ränzel die Uferstraße entlang. In den zwei Jahren, seitdem ich mich zuletzt hier umgesehen, hatte sich nichts verändert. Kaum daß eines der Landhäuser, die mir alle so wohlbekannt waren, eine frische Tünche erhalten hatte oder einen neuen Pavillon zwischen den hohen Gebüschen, die über den Gartenzaun ihre blühenden Zweige ausbreiteten. Auch war der Weg am Flusse noch immer wenig begangen, da der eigentliche Verkehr sich oben auf der Landstraße hinter den Häusern hinzuziehen pflegt, und in der großen Stille ringsum begleitete mich nur das sanfte Plätschern der Wellen, die an das kiesige Ufer heranspülten.

Auch in dem Hause, wo ich endlich anhielt, schien alles beim alten geblieben zu sein. Auf denselben verwitterten Steinstufen stieg ich zu dem Gittertürchen hinan, das, wenn man den Vorteil wußte, auch von außen zu öffnen war. Der schmale Pfad, der durch den Wirtsgarten führte, war noch immer so verwildert und verwachsen wie je. Nur die Hausgenossen und wenige Stammgäste kannten diesen Eingang. Das fremdere Publikum kam von oben herein. Da ich unter den Gästen, die dort saßen, doch auch einen Bekannten treffen konnte und mein Asyl nicht verraten wollte, wandte ich mich vorsichtig nach der Hinterseite des Hauses. Da traf ich die alte Ursel, ein Inventarstück der Familie und meine besondere Gönnerin. Sie begrüßte mich freudig wie einen lange Vermißten, und da ich sagte, es sei mir zunächst nicht um Speise und Trank zu tun, sondern um ein paar Worte mit den Wirten, führte sie mich in das Wohnzimmer im oberen Stock und lief dann eilig hinunter, den Herrn und die Frau herbeizurufen, die gerade in dem seitab gelegenen Ökonomiegebäude beschäftigt waren.

Ich hatte indessen Zeit, mich in dem Gemach, in das ich noch nie den Fuß gesetzt, ein wenig umzusehen. Es war mit alten Möbeln ausgestattet, aber sehr sauber gehalten, Blumen

in Töpfen an den Fenstern, schöne Rosen in einer Vase auf dem Tisch vor dem mit schwarzem Roßhaartuch überzogenen Sofa, ein schmetternder Kanarienvogel in großem Bauer an dem einen offenen Fenster, vor dem das dunkle Laub der Kastanien sich leise im Abendwind wiegte An der Wand über dem Sofa hingen in verblichenen Goldrahmen drei lebensgroße Familienbilder, links ein stattlicher Mann in der Tracht der Zwanzigerjahre, ihm gegenüber im großen Putz jener Zeit eine behäbige Frau mit einem in gestickte Windeln eingeschnürten Wickelkinde auf dem Arm, zwischen ihnen das Bild eines eben aufgeblühten Jungfräuleins in der Kleidung der Empirezeit, das mich mehr als die beiden anderen anzog. Nicht durch sonderliche Schönheit. Das Gesicht, das dem Beschauer voll zugekehrt war, erschien etwas zu rund, auch das Stumpfnäschen und der leicht aufgeworfene Mund entsprachen nicht ganz meinem Begriff von einem reizenden Mädchenkopf. Die Augen aber, groß und schwarz und langbewimpert, hatten einen so rührend unschuldigen und doch schon ahnungsvoll schwermütigen Ausdruck, daß sie mich völlig bezauberten. Sie war in ein weißes, an den Säumen mit einer blauen Stickerei verziertes Gewand gekleidet, das dicht unter der jungen Brust gegürtet war. Der schöne schlanke Hals war frei, ebenso die reizenden Arme, um die sie nur einen schmalen roten Schal geschlungen hatte. Um den Kopf krausten sich kurze braune Löckchen — ein sogenannter Tituskopf; in der Hand hielt sie eine vollaufgeblühte weiße Rose, und an ihrem schlanken Goldfinger steckte ein goldner Reif mit einem herzförmigen blauen Stein.

Ich hatte wohl zehn Minuten lang das liebe Wesen, das nun schon längst von der Welt entschwunden war, betrachtet, als die Tür sich öffnete und der Hausherr hereintrat, hinter ihm die kleine Frau, die ihre zierliche Figur inzwischen ansehnlich gerundet hatte und die Erklärung dieser Veränderung in Gestalt eines einjährigen Kindchens auf dem Arme trug.

Beide begrüßten mich aufs herzlichste, schalten mich wegen meines langen Ausbleibens und wiesen mir mit Stolz die artige Puppe, die der Himmel ihnen inzwischen zur Krönung

ihres ehelichen Glückes beschert hatte. Es war ihnen auch sonst in den zwei Jahren alles nach Wunsch gediehen; ein kleiner Weinhandel, den sie betrieben, hatte sich einträglich vergrößert, der Besuch der Wirtschaft dermaßen zugenommen, daß sie einen geräumigen Gartensaal hatten bauen müssen, in welchem auch Hochzeiten und andere Familienfeste gefeiert zu werden pflegten.

So sehr ich dem wackeren Paar das Wachstum seines irdischen Gutes gönnte, war mir's doch ein Querstrich durch meinen Plan, da ich die erhoffte Stille und Abgeschiedenheit hier nicht mehr vorfand. Und als ich trotzdem die Frage tat, ob ich für einige Wochen ein ruhiges Zimmer unter ihrem Dache finden könne, erklärte die Wirtin, das sei nun leider nicht zu machen. In dem Mansardenstockwerk habe sie ihre Kinderstube eingerichtet, zwei andere Stuben bewohne ein Ehepaar aus der Stadt mit einem kränklichen Knaben, der in der Landluft sich erholen solle, aber oft in der Nacht durch Husten und Weinen auch ihren Schlaf verstöre, so daß ich in dem einzigen noch verfügbaren Zimmer bei Tag und Nacht keine Ruhe haben würde. Es sei ihr ungemein leid, und wenn sie mein Kommen geahnt hätte, würde sie die Fremden nicht aufgenommen haben. Der Mann bestätigte das alles, schien aber nachzudenken, ob nicht doch eine Auskunft zu finden wäre, und sagte endlich, da ich schon mit einem stillen Seufzer Hut und Stock ergriff: Nein, Riekchen, wir dürfen den Herrn Doktor doch nicht wieder fortlassen, damit er es irgendwo in einem fremden Hause ungemütlich findet. Da ist ja noch das Gartenhäuschen der Tante Blandine. Es ist zwar seit vielen Jahren nicht mehr bewohnt worden; aber wenn man den Staub hinauskehrt und frische Vorhänge aufsteckt — dem Herrn Doktor ist's ja nur um einen recht ruhigen Winkel zu tun — das Essen könnte man ihm, wenn er nicht herüberkommen will, in dem Vorderzimmer drüben auftragen, in der Kammer dahinter würde er schlafen, und den ganzen Garten hätt' er für sich. Ich sollte meinen —

Wo denkst du hin, Mann! unterbrach ihn die kleine Frau mit einer seltsamen Gebärde des Vorwurfs, indem sie ihm mit den lebhaften Augen ein Zeichen machte. Das ist ja rein

unmöglich! — Sie trat dicht an ihn heran und flüsterte ihm ein paar Worte zu, den Kopf dabei schüttelnd, wie über eine unerhörte Zumutung.

Der Mann aber lachte gutmütig, gab ihr einen kleinen Schlag auf die runde Schulter und wandte sich dann zu mir.

So sind die Frauensleute alle! sagte er. Auch die vernünftigsten lassen sich von jedwedem, der ihnen was vorfabelt, zum Narren halten. Nämlich, Herr Doktor, es soll nicht ganz geheuer sein in dem Häuschen drüben, behaupten alte Leute, und die jungen schwatzen's ihnen nach. Gesehen aber hat keiner was, wie das immer so geht. Na, und wenn Tante Blandine spuken ginge, was wär's, Riekchen? Der Herr Doktor kann ja selbst urteilen, ob's ihm unlieb wäre, wenn ein schmuckes Frauenzimmer ihm eine Visite machte. Da hängt sie ja überm Sofa. Sieht die aus, als ob sie sich einen Spaß daraus machte, ruhigen Leuten einen Schrecken einzujagen? Die Tante Blandine, müssen Sie nämlich wissen, Herr Doktor —

Hier unterbrach ihn die Ursel mit der Meldung, der Maurermeister verlange nach dem Wirt wegen des neuen Waschhauses. Das ging denn auch die Hausfrau an, und so ließ mich das Ehepaar mit der Alten allein, der der Wirt wegen meines Quartiers die nötigen Weisungen gab.

Ob sie von der Tante Blandine etwas wisse, fragte ich. Nein, sie wisse nichts, als daß die junge Mamsell in dem Häuschen drüben gewohnt habe, und die Leute behaupteten, sie zeige sich noch zuweilen. Einem aber, der sie selbst gesehen, sei sie nie begegnet, könne auch nicht wohl daran glauben; das Fräulein habe ja ein so gutes, frommes Gesicht und gewiß nichts verbrochen, was ihr die Grabesruhe stören müsse.

Nun gingen wir beide die Treppe hinunter und durch den Garten nach einem Seitenpförtchen, das auf eine schmale, vom Uferweg sanft ansteigende Gasse hinausführte und in der Regel verschlossen war. Drüben, gerade gegenüber, öffnete derselbe Schlüssel ein gleiches Pförtchen, durch das man in einen verwilderten Blumengarten gelangte. Ich hatte ihn früher nicht beachtet, da ich nie lange hier draußen verweilte. Von der unteren Straße aus konnte man auch nicht hineinblicken. Die

Hecke, die ihn am Rande einsäumte, war zu hoch emporgeschossen und der untere Eingang, eine Gittertür über einigen Stufen, von dichtem Fliedergebüsch dermaßen überwuchert, daß man achtlos daran vorüberging.

Wie ich jetzt den stillen Bezirk betrat, der, etwa hundert Fuß im Geviert, sanft ansteigend sich zur Höhe der Landstraße emporzog, bot sich mir ein überraschender Anblick.

Wie wenn seit zehn Jahren kein Mensch den Fuß hineingesetzt hätte, so blühte hier in unglaublicher Fülle ein wilder Flor der schönsten Rosen — fast lauter Zentifolien —, daneben Nelken, Goldlack, Jasmin und Heliotrop durcheinander und dazwischen, wie weiße Inseln aus dem Blütenmeer auftauchend, kleine Gruppen ungewöhnlich hochstengliger Lilien, deren starker Duft über alle anderen mir entgegenwehte. Dieser Blumenurwald war gerade von dem Schimmer der untergehenden Sonne überglüht, und da die Bäume und Büsche, die den Garten an allen vier Seiten einfaßten, so dicht verwachsen waren, daß von den Nachbarhäusern nichts durchblicken konnte, hatte der Eindruck, den ich von dem Gärtchen empfing, etwas märchenhaft Berauschendes und zugleich Beklemmendes.

Die Frau lasse hier alles wachsen und wuchern, wie's Gott gefalle, berichtete die Alte, während sie die Ranken einiger hochstämmiger Rosenbäumchen beiseite bog, um mir den Weg zu bahnen. Zu gehörigem Aufräumen und Inordnunghalten fehle es an Zeit; einen eigenen Gärtner deshalb zu mieten, lohne sich nicht. Denn was das Grundstück so ungepflegt an Blumen aller Jahreszeiten trage, werde zweimal wöchentlich in die Stadt geschickt und dort vorteilhaft an Händler verkauft. Wüchsen die Wege gar zu dicht zu, so komme der Wirt und schaffe etwas Luft mit der Heckenschere. Vor langen Jahren habe der Vater des jetzigen Besitzers an schönen Abenden manchmal da oben vor dem Häuschen seine Pfeife geraucht. Vielleicht sei ihm dort irgend ein Nachtspuk erschienen, der's ihm verleidet habe. Die Jungfer Blandine werd' es schwerlich gewesen sein.

Nun sah ich auch das unscheinbare Gartenhaus, in das ich

einquartiert werden sollte: ein kleiner grauer, viereckiger Holzbau unter einem weit vorspringenden spitzen Schindeldach, an der Vorderseite die Tür und ein einziges Fenster, durch einen Laden verschlossen, der vorzeiten grün angestrichen gewesen sein mochte. Auch an den Nebenseiten je ein viereckiges Fenster durch einen festen Holzladen verwahrt, alles verregnet und verwittert, unterm Dach etliche Spatzennester, deren Insassen in heller Entrüstung mit lautem Schreien und Zanken fortschwirrten, als die Alte die rostige Türangel aufriß und mit mir über die Schwelle trat.

Ein kühler Modergeruch schlug uns entgegen. Als wir aber alle drei Läden aufgestoßen hatten, sah es in dem niederen Raum gar nicht so unwohnlich aus. Eine Rokokokommode an der einen Wand, eine Gartenbank, etliche alte Stühle und ein Tisch, über den noch die verblichene buntgemusterte Decke lag, mitten im Zimmer zusammengestellt; ein zierliches Tischchen mit eingelegter Holzmosaik an dem einen Fenster, darauf noch ein Arbeitskörbchen mit einer angefangenen Stramminstickerei. Das hübscheste aber waren ein halb Dutzend großer, in flache braune Holzrahmen eingefaßter Blumenstücke, zumeist Rosen und Lilien, von einer mühsamen Hand etwas steif, aber mit ersichtlichem Formgefühl auf lichtgraues Papier gezeichnet und sorgfältig koloriert. Mitten unter diesem bescheidenen Bilderschmuck überraschte mich der Anblick einer großen Karte des mittleren Europa, auf welcher der Weg von Dresden nach Moskau durch einen blutroten Strich bezeichnet war. Und unter diesem für ein Gartenhaus seltsamen Wandzierat ein winziges Miniaturporträt in feinem Goldrähmchen, einen jungen Mann darstellend in einer verschollenen Uniform, das Gesicht aber so verblichen oder vielmehr verwaschen, daß außer den braunen Punkten, die an Stelle der Augen saßen, und einem feinen schwarzen Schnurrbärtchen nichts von den Zügen zu erkennen war.

Die Alte öffnete die niedere Seitentür, und ich trat in eine dunkle Kammer, in die erst etwas Licht drang, als ich den Laden des einzigen Fensterchens aufgestoßen hatte. Nun sah ich eine schmale Bettstatt in der Ecke, dann noch ein hochbeiniges Wasch-

tischchen mit Meißener Porzellangerät, an der Wand darüber einen Kupferstich nach einem Ecce-Homo Carlo Dolces.

Hier wird der Herr Doktor schlafen müssen, sagte die Ursel, wenn's ihm nicht zu eng und unheimlich ist. Der Strohsack und die Matratze sind noch ganz brauchbar, das übrige schaffen wir hinauf, und was sonst noch vonnöten ist, damit ein Christenmensch seine ordentliche Abwartung hat. Von Störungen wird der Herr Doktor hier nichts zu fürchten haben, wenn er spukfest ist, was ja auch ein dummer Aberglaube ist, obschon manch einer, den ich kenne, nicht um alles Geld der Welt hier oben nächtigen möchte, weil das Fräulein in diesem Bett geschlafen haben soll. Aber das ist schon lange her, und unser Herrgott, zu dem sie gewiß jeden Abend gebetet hat, wird so eine arme Seele nicht auf die Wanderung schicken, um friedliche Menschen zu ängstigen, nee, das wird er gewiß nicht; denn was könnte er dabei für 'ne Absicht haben?

Die aufgeklärte Alte verließ mich, um drüben im Wirtshaus weiter für mich zu sorgen, und nach einer halben Stunde war ich vollständig eingerichtet, das Bett frisch überzogen und mit Kissen und Decken versehen, Wasser aus einem kleinen Schöpfbrunnen geholt, der nahe dem Gartenhäuschen unter einem Fliederbusch verdeckt stand, und auf dem Tisch im Vorderzimmer das frugale Nachtmahl aufgetragen, um das ich gebeten hatte. Denn es gefiel mir so wohl in meinem wunderlichen Quartier, daß ich an diesem ersten Abend mich nicht entschließen konnte, in den Wirtsgarten hinüberzugehen, der noch von Gästen belebt war, wie der herüberdringende Schein der Lichter und Laternen verriet.

Die Alte kam noch einmal, mir im Namen der Wirtsleute gute Nacht zu wünschen und sie zu entschuldigen, daß sie sich nicht in Person noch einstellten. Die Frau könne in der Küche nicht abkommen, der Herr müsse dem Kellner helfen, da so viel Zuspruch sei. Sie räumte Teller und Schüssel ab und ließ mich bei meiner Flasche Moselwein allein.

Ich durchstreifte nun zuerst das ganze kleine Revier auf den verwachsenen schmalen Pfaden zwischen den Blumenbüschen und zog mich dann zu einer Laube zurück, die oben

auf gleicher Höhe mit dem Häuschen in der Ecke des Gartens stand, dicht überwuchert von Jelängerjelieberranken, die jetzt freilich abgeblüht hatten, so daß drinnen tiefe Finsternis und eine schwüle Stickluft herrschte. Ich setzte daher einen der Stühle, die ich drinnen fand, vor den Eingang, zündete meine Pfeife an und saß nun — ich weiß nicht, wie lange — in seliger Beschaulichkeit unter dem prächtig aufglänzenden Sternenhimmel, während die Nachtblumen stärker zu duften anfingen und Leuchtkäfer hie und da im Grase erglommen. Wenn ich über mein kleines Reich hinwegblickte, sah ich hinter den hohen Büschen am unteren Saum den ruhigen breiten Fluß hinströmen, auf dem dann und wann ein Schiffchen oder ein schmaler Kahn vorüberglitt, daß die dunklen Wellen flüchtig vom Schimmer einer Laterne am Bord überblitzt wurden. Auch ein Dampfschiff mit Musik zog vorbei und verschwand wie ein phantastisches Traumgebild hinter den Weidenwipfeln nach der Stadt zu. Ganz spät erst schwebte die Sichel des abnehmenden Mondes über die weite Landschaft herauf. Die Ebene drüben mit den Häusern am anderen Ufer war von Nebelduft verschleiert, und nur einzelne Lichter, die herüberblinkten, deuteten auf lebende Wesen in dieser unabsehlichen Weite.

Nun verkühlte sich auch langsam die Luft, und nach dem heißen Tage atmete ich sie mit solchem Wohlgefühl ein, daß es vom Loschwitzer Kirchturm elf, dann zwölf schlug, eh' ich mich entschließen konnte, schlafen zu gehen. Von irgendwelchem Schauer der Geisterstunde spürte ich aber nicht das mindeste, und auch, als ich mich auf mein jungfräuliches Bette gestreckt hatte, blieb mir jeder Gedanke an etwas Unheimliches fern. Ich hatte das Fensterchen offen gelassen, vor dem die Zweige der hohen Gebüsche leise im Nachtwind schwankten. In einem der Nachbargärten schlug eine Nachtigall, der hörte ich eine Weile zu, dann schlief ich ein. In der Nacht fuhr ich ein paarmal aus unruhigen Träumen auf, durch allerlei Geräusche geweckt, wie sie in Sommernächten im Freien sich rühren, Nachtvögel, die auf ein kleineres Getier Jagd machen, über meinem Haupt das Schleichen und Huschen einer Katze oder eines Marders, der den Spatzen unterm Dach nachstellen mochte,

im grauen Morgen das Knarren von Rädern und Knallen von Peitschen auf der nahen Landstraße — doch kein Laut aus einer überirdischen Welt.

So kam es aber, daß ich erst spät am Morgen erwachte, als die Alte den Kopf in meine Kammer steckte, in Besorgnis, ob mir nicht doch über Nacht etwas Menschliches begegnet wäre. Ich versicherte sie lachend, das Fräulein habe mir keinen Besuch abgestattet, und sie könne auch die Frau Wirtin deshalb beruhigen. Nach dem Frühstück lockte es mich freilich in den von Tau schimmernden Garten hinaus, zumal er noch im Schatten lag. Ich widerstand aber der Versuchung, um erst einige Briefe von der Seele zu wälzen, an Onkel und Tante in Dresden und ein paar Freunde in Leipzig, auch an die Druckerei, der ich meine Dissertation zum Druck übergeben hatte.

Darüber verging die Morgenkühle, und über den Blumen, die jetzt in voller Sonne standen, lagerte sich eine so schwere Glut, daß es geraten war, das Häuschen nicht zu verlassen, sondern hinter halbgeschlossenen Läden in goldenem Zwielicht die heißesten Stunden zu verdämmern.

Ich griff nach einem Buche, das ich mitgebracht hatte, Hermann Linggs Gedichte. Sie waren erst vor kurzer Zeit erschienen und im nördlichen Deutschland trotz der Einführung durch Geibel noch wenig bekannt. Ein süddeutscher Studienfreund hatte sie mir empfohlen und mir sein Exemplar zum Abschiede geschenkt. Als Historiker, meinte er, dürfe ich nicht versäumen, die neue Gattung der historischen Lyrik kennen zu lernen, die der treffliche Poet in ganz eigener Weise behandle. Ich hatte das schon bestätigt gefunden, nachdem ich nur die ersten Romanzen und einige Bruchstücke des Völkerwanderungsepos gelesen hatte. Hier war mehr als die übliche Versifizierung historischer Anekdoten im Balladenstil: ein wundersames Miterleben weitabliegender Völkerschicksale, eine visionäre Kunst, die Stimmungen und Leidenschaften verschollener Menschen heraufzubeschwören, mit einer so magischen Gegenwärtigkeit der Figuren und Charaktere, als wäre der Dichter überall in Person dabei gewesen, und nun stiegen alte Zeiten im wachen Traum wieder vor ihm auf.

Es stand mir fest, daß hier wieder einmal eines der großen lyrischen Genies erschienen sei, die nicht häufiger sind als schwarze Diamanten, und unschätzbarer als diese.

An jenem Vormittage jedoch schlug ich das Büchlein aufs Geratewohl auf und fand eine Reihe der innigsten Bekenntnisse persönlicher Stimmungen und ein so intimes Mitempfinden des geheimnisvollen Naturlebens, wie es nur echten Lyrikern gegeben ist.

Wieder und wieder las ich die in ihrer Einfachheit so unwiderstehlichen Lieder: „Immer leiser wird mein Schlummer" — „Kalt und schneidend weht der Wind" — „Lied der Schifferfrau" — „O Frühling, holder fahrender Schüler" — „Alte Träume kommen wieder" — „An meine pompejanische Lampe", und wie diese rührend schönen und innigen Offenbarungen einer dichterisch bewegten Menschenseele sonst noch überschrieben sein mögen — und sie hafteten gleich so fest in mir, daß ich das halbe Büchlein noch heute auswendig weiß und oft auf einsamen Spaziergängen mir Lied um Lied hersage. In meiner damaligen Lage berührte mich mit besonderem Reiz das folgende Sonett, „Mittagszauber" überschrieben. Sie müssen mir erlauben, es zu rezitieren, obwohl es auch Ihnen wohl bekannt ist, da es so ganz meine damalige Stimmung ausspricht:

Vor Wonne zitternd hat die Mittagsschwüle
Auf Tal und Höh' in Stille sich gebreitet.
Man hört nur, wie der Specht im Tannicht scheitet,
Und wie durchs Tobel rauscht die Sägemühle.

Und schneller fließt der Bach, als such' er Kühle;
Die Blume schaut ihm durstig nach und spreitet
Die Blätter sehnend aus, und trunken gleitet
Der Schmetterling vom seidnen Blütenpfühle.

Am Ufer sucht der Fährmann sich im Nachen
Aus Weidenlaub ein Sommerdach zu zimmern
Und sieht ins Wasser, was die Wolken machen.

Jetzt ist die Zeit, wo oft im Schilf ein Wimmern
Den Fischer weckt, der Jäger hört ein Lachen,
Und golden sieht der Hirt die Felsen schimmern.

Als ich das gelesen hatte, schloß ich die Augen und überließ mich eine Weile dem süßen Gefühl einer Art lyrischer Bezauberung, die wie ein starker Wein mir alle Adern schwellte. Dann erhob ich mich und trat auf die Schwelle meines Häuschens. Da lag die Welt, meine eigene grünumfriedete Welt, vor mir in demselben vor Wonne zitternden schwülen Glanz, der in diesen Versen webt. Die Schmetterlinge, die wie trunken an den Rosen- und Lilienkelchen hingen, die leisen Vogelstimmen ringsum, unten im Fluß die hastig hineilenden Wellen, als ob sie aus dem Bereich der Sonnenstrahlen in den Schatten zu fliehen suchten — es war in der Tat zauberhaft. Zuletzt, als der Kopf mich zu schmerzen anfing, ging ich langsam, immer die Verse mir wiederholend, nach der Geißblattlaube.

Ein Bänkchen stand darin, darauf ließ ich mich nieder, das Gedichtbuch noch in der Hand, doch ohne weiter darin zu lesen, was schon die Dunkelheit drinnen verwehrte.

Nun entsinne ich mich noch ganz deutlich, wie wunderlich mir geschah, als ich aus meinem dunkelgrünen Versteck in den flimmernden Mittagsglanz hinaussah: als wäre der Äther über mir ein kristallklares Meer und ich säße tief im Grunde, so daß die leichtbewegten Wellen über mir wogten und wirbelten und in hellen Perlen über die Gewächse des Meergrundes niederrieselten; ich selbst aber wäre in einer tiefen Grotte gefangen, in der zu atmen so beschwerlich war wie in einer Taucherglocke. Und doch verursachte diese Gefangenschaft keine Qual, vielmehr durchdrang mich ein heimliches Wohlgefühl, wie ich es als Kind empfunden, wenn wir Versteckens spielten und ich hatte mich in irgend einen Winkel geduckt, wo ich sicher war, nicht so bald gefunden zu werden.

Nur die Augen taten mir weh, nachdem ich zu lange in das Gewoge der ätherischen Lichtatome hineingestarrt hatte. Ich mußte sie ein paar Minuten schließen und horchte nun in der purpurnen Finsternis um mich her auf die summenden, schwirrenden Geräusche, die durch das Gerank der Laube an mein Ohr drangen, das Rispeln und Raunen der Blätter an den Heckensträuchern, das Knirren und Knistern der Insekten und die andern geheimnisvollen Stimmen, die nur vernehm-

lich werden, wenn alle Menschenlaute verstummen und der Tag auf seiner Höhe einen Augenblick stillzustehen und den Atem anzuhalten scheint.

Als ich dann aber die Augen wieder öffnete, hatte ich einen seltsamen Anblick.

Am anderen Ende des Gartens, als wäre sie eben aus dem unteren Pförtchen getreten, wandelte eine helle, schlanke Frauengestalt, langsam und ganz in sich vertieft, das Gesicht unter einem großen Strohhut von altmodischer Form verborgen. Sie mußte hier Bescheid wissen, denn sie fand die schmalen Pfade, obwohl sie von den dichtverschlungenen Blumenbüschen überwachsen waren, und durchschritt sie, leicht die Ranken zurückbiegend, ohne Müh' und Eile. Zuweilen neigte sie sich nach rechts und links leise zu den Blüten hinab, als prüfe sie sorgfältig, wie es mit dem Gedeihen der verschiedenen Pflanzen stehe. War sie ans Ende eines Weges gelangt, so bog sie in den parallel laufenden nächsten ein, immer von mir abgewendet, so daß ich nur hin und wieder ein wenig von ihrem Profil sehen konnte und eine Locke ihres braunen Haars, die über den Rand des Strohhuts vorwehte. Das Bild dieser jugendlichen Gartenfreundin zwischen dem üppigen Rosen- und Lilienflor war so lieblich, daß ich mich ganz still verhielt, um nicht etwa durch mein plötzliches Hervortreten den reizenden Besuch zu verscheuchen.

Vor einem Zentifolienstrauch stand die Gestalt eine Weile still. Ich sah, wie sie sich bückte und das Gesicht in die vollen Blüten tauchte. Dann hob sie den Kopf wieder und brach eine halb aufgeblühte Knospe mit einer kleinen Hand, die zur Hälfte in einem schwarzen Filethandschuh steckte. Ich konnte, da dies schon in ziemlicher Nähe von meiner Laube geschah, jetzt auch ihren übrigen Anzug genauer betrachten. Nein, ich täuschte mich nicht, es war ein ganz ähnliches, hoch unter dem Busen gegürtetes Kleid, wie ich es auf dem Bilde des jungen Mädchens gestern im Wohnzimmer meiner Wirte gesehen hatte, am Saum unter dem weit entblößten Halse die blaue Verzierung, der nämliche rote Schal um die Schultern gelegt, die Arme nur bis zu den Ellenbogen von den luftigen weißen

Ärmeln bedeckt. Und jetzt, da sie sich wandte und nach dem Gartenhause hinaufblickte — ich gestehe, daß mich einen Augenblick ein leichter Schauer überlief —, das war dasselbe, etwas volle Gesicht unter der runden, von braunen Locken umhangenen Stirn, jene schwarzen großen Augen, die mit demselben schwermütig gespannten Blick umherspähten.

Die sonderbare Empfindung währte aber nicht lange. Ich weiß nicht, wie es kam, doch obwohl die Unbekannte in schönster Blüte gesunder Jugend erschien, regte sich doch in mir ein tiefes Mitleiden. Zugleich die Neugier, was es für eine Bewandtnis mit dem jungen Wesen haben möchte, das wie aus einer Maskerade weggelaufen im Kostüm der Großmütterzeit am lichten Tage herumspazierte. Und die Ähnlichkeit mit dem Bilde? Und wie war sie in den Garten eingedrungen durch die Uferpforte, zu der, wie mir die alte Ursel gesagt, der Schlüssel verloren war?

Ich hatte nicht viel Zeit, diesen Rätseln nachzusinnen, denn schon war das schlanke Fräulein auf die Höhe des Gartens gelangt und kam, immer mit zögernden Schritten, den oberen Weg daher, gerade auf meine Laube zu. Nun dacht' ich, es wäre doch schicklich, hinauszutreten und mich als den zeitigen Herrn des kleinen Gebietes ihr vorzustellen. Als ich aber eben von meinem Bänkchen aufstand, sah ich, wie sie plötzlich zusammenfuhr, einen Augenblick ins Dunkel der Laube hineinstarrte und dann mit dem halberstickten Ausruf: Eduard! Bist du endlich gekommen! — mir entgegenflog.

Sie hatte die Arme ausgebreitet, ihre Locken wehten, ihre junge Brust wallte ungestüm — gleich darauf stand sie wie versteinert still, die Arme sanken herab, ein unsäglich trauriger Ausdruck erschien auf ihrem entfärbten Gesicht, und ein paar große Tropfen traten unter den langen Wimpern hervor.

Verzeihen Sie, mein Herr! hauchte sie kaum vernehmbar — ich glaubte, ein anderer habe hier gesessen, ich habe mich durch das ungewisse Licht täuschen lassen — nochmals, ich bitte um Entschuldigung und will nicht weiter stören.

Ich war an den Eingang der Laube getreten, während sie unwillkürlich einen Schritt zurücktat.

Nicht Sie, mein Fräulein, sondern ich habe um Entschuldigung zu bitten, sagte ich. Ich bin nur als Gast seit gestern hier einquartiert, Sie aber gehören ohne Zweifel zum Hause, und wenn Sie im Garten keine Gesellschaft zu haben wünschen, werde ich mich sofort entfernen.

Sie sah mich, während ich sprach, unverwandt an. Ihre Züge waren wieder ruhig geworden, aber ein seltsam unsteter Blick ihrer Augen ließ den Verdacht in mir aufsteigen, das anmutige Wesen möchte nicht bei vollem Verstande sein, was mir auch ihre wunderliche Verkleidung wahrscheinlich machte.

Wie dürfte ich Sie verdrängen, erwiderte sie, jetzt mit einer sehr lieblichen, nur gar zu leisen Stimme. Ich habe kein Recht mehr auf diese Stätte, ich muß zufrieden sein, wenn man mir erlaubt, dann und wann wiederzukommen und nach den Blumen zu sehen, die ich so geliebt habe. Aber ich habe mir's selbst verscherzt, sie pflegen zu dürfen. Sie brauchen meine Pflege auch nicht. Sehen Sie nur, wie sie auch ohne mich alle so üppig blühen. Der Himmel sorgt schon für sie.

Sie seufzte dabei und hielt die Rosenknospe dicht an ihr Stumpfnäschen. Dann, nach einer kleinen Pause: Sie also wohnen jetzt hier. Nicht wahr, es ist ein hübscher Ort? Auch ich habe gern hier gelebt, bis ich nicht mehr durfte. Aber davon wollen wir nicht sprechen. Jeder hat sein Schicksal, und jedem kommt sein Schicksal aus dem eigenen Herzen.

Wir verstummten dann ein wenig. Immer befremdlicher wurde mir der Besuch, und obwohl alles Sinn und Verstand hatte, was sie sagte, fuhr mir's doch wieder durch den Kopf: es ist nicht richtig mit ihr.

Wollen Sie nicht in die Laube treten, mein Fräulein? sagt' ich endlich. Aber mit einer hastigen Handbewegung wehrte sie sich dagegen. Nicht, nicht! flüsterte sie. Da drinnen hausen Erinnerungen — es ist nicht gut, sie aufzuwecken. Einmal wird das anders werden, wenn ich nicht mehr allein dort sitzen muß, da werde ich lachen und weinen in der schönen Dämmerung drinnen, und es kann nicht mehr lange dauern, es hat ja schon allzulange gewährt, und manchmal meine ich, ich hätte umsonst gewartet. Aber nicht wahr, das meinen Sie doch auch:

die Treue, sie ist kein leerer Wahn, der Mensch kann sie üben im Leben — und wenn ich sie geübt habe, warum soll ein anderer ihrer müde geworden sein? Ach ja, müde, das bin ich freilich auch oft, das wird man vom langen Schlafen und traurigen Träumen — wenn Sie erlauben, so setz' ich mich hier einen Augenblick, ich muß dann gleich wieder fort.

Der Stuhl, auf dem ich gestern nacht vor der Laube gesessen, stand noch auf demselben Fleck. Auf dem ließ die junge Gestalt sich nieder, kreuzte die kleinen Füße, die in weißen Atlasschuhen unter dem gefältelten Saum des kurzen Batistkleides vorsahen, und atmete tief auf, als habe ihr Spaziergang sie erschöpft. Dabei schien sie meine Gegenwart völlig zu vergessen, denn sie machte sich mit ihrer Toilette zu schaffen, nahm den Hut ab, schob die Ärmel bis an die Achsel zurück und roch dazwischen mit einem Ausdruck sehnsüchtigen Verlangens an ihrer Rose.

Um nur etwas zu sagen, da mich die Stille beklemmte, fragte ich, ob die Blumenstücke in dem Gartenhäuschen von ihr herrührten. Sie nickte wie zerstreut, und plötzlich sah sie mich wieder an und fragte: Waren Sie jemals in Rußland?

Ich verneinte.

Schade! sagte sie. Ich wüßte gern, ob es dort so kalt ist, wie die Leute sagen. Oh, Wärme, Wärme! Nicht wahr, in die Wärme sehnt sich jeder zurück? Und sich nun gar an ein warmes Herz zu schmiegen — aber das sind keine Gespräche für ein junges Mädchen, die soll immer eine kühle Temperatur in ihrem Betragen an den Tag legen. Nun, es kann mir gleich sein. Ich bin alt genug, um mich von niemand hofmeistern zu lassen. Auch Sie, mein Herr, merk' ich wohl, finden diese meine Kleidung auffallend. Was liegt daran, wie der Mensch sich kleidet, wenn er nur seine heimlichsten Gedanken verhüllt. Nein, fragen Sie mich nicht! Wenn jemand wiederkommt, der es mir fest versprochen hat, dann werde ich vor die neidischen und kleingläubigen Menschen hintreten und sie alle beschämen. Und nun — Dieu vous bénisse!

Sie stand ruhig auf, grüßte mich mit einem leisen Neigen des Kopfes und wollte gehen.

Darf ich Sie noch um eine Gunst bitten, mein Fräulein? rief ich. Schenken Sie mir die Blume, die Sie da in der Hand haben. Ich will sie zum Andenken an die liebenswürdige Bekanntschaft aufbewahren.

Ein rascher, argwöhnischer Blick aus den schwarzen Augen traf mich. Ich bedaure, sagte sie, ich kann Ihnen das nicht gewähren. Es ist nicht ohne Bedeutung, eine Rose zu verschenken. Kennen Sie die Blumensprache? Gleichviel, man muß sich in acht nehmen. Denn so fängt es an, und wer weiß, wohin es führt. Erst die Blume, dann den Kranz. Und auch wenn Sie niemand davon sagten, er würde es doch erfahren, denn ich könnte ihm nichts verschweigen, wenn er wiederkommt. Und Sie glauben doch auch, daß er kommen wird, wie weit der Weg auch sein mag?

Gewiß! versicherte ich, nun völlig überzeugt, daß mein Verdacht das Richtige getroffen. Wieder überkam mich ein schmerzliches Mitgefühl mit dem armen jungen Geschöpf, in dessen Gesicht ich eine rührende Freude aufglühen sah, als ich meinen Glauben an die Wiederkehr eines entschwundenen Glückes so nachdrücklich beteuerte.

Ich danke Ihnen, sagte sie herzlich. Sie haben mir sehr wohlgetan. Die anderen weichen mir aus, sie meinen, es sei hinter meiner Stirn nicht ganz richtig. Aber das ist nur das Fieber der Sehnsucht, das mich zuweilen phantasieren macht. Ich muß meinen Kopf nur kühlen, dann bin ich ganz verständig. Leben Sie wohl!

Nein! fügte sie rasch hinzu, als ich Miene machte, sie zu begleiten. Sie sollen nicht mit mir gehen. Wenn man uns beisammen sähe, möchte man Unrechtes von mir denken. Bleiben Sie noch eine Zeitlang hier? Vielleicht kann ich wiederkommen, dann wieder um diese Zeit, wenn es mir erlaubt wird. Oh, die Welt ist schön für die Glücklichen! Aber ich werd' es einmal wieder sein, darum ist mir nicht bange. Wer ausharret, wird gekrönt.

Sie nickte mir freundlich zu, setzte dann den Hut wieder auf und ging sacht von mir hinweg, wieder die geschlängelten Pfade durch die hohen Blumenbeete. Ich sah ihren weißen

Nacken über den Rosenbüschen vorglänzen, wollte ihr trotz des Verbotes folgen, aber eine unerklärliche Gewalt bannte mich an die Stelle fest. Einen Augenblick zog meine Aufmerksamkeit ein Geräusch ab, das nahe bei der Laube durch die hohle Gasse zwischen meinem Garten und dem Wirtshause heraufklang. Als ich dann die Augen wieder nach der Stelle lenkte, wo sich das seltsame Fräulein zwischen den Rosen durchgewunden hatte, war nichts mehr von ihrer hellen Gestalt zu sehen. Nur die hohen Lilien schwankten, als hätte ein vorbeihuschender Vogel sie mit den Flügeln gestreift.

Ich kann nicht schildern, wie eigen mir zu Mute war. Ich fühlte mich plötzlich so einsam, als hätte ich etwas sehr Teures verloren. Die leise Stimme klang mir noch immer im Ohr; wohin ich schaute, glaubte ich dem Blick der sanften schwarzen Augen zu begegnen, die sich schüchtern und zutraulich zugleich auf mich richteten. Ich setzte mich auf den Stuhl, auf dem sie ausgeruht hatte, und sah nach der Stelle hin, wo sie mir verschwunden war. Da vergingen mir nach und nach die Gedanken, und ich versank in einen traumhaften Zustand, der unbeschreiblich wonnevoll war. — —

Ein fester männlicher Schritt auf dem Kies des Gartenweges riß mich aus meiner Versonnenheit auf. Mein guter Freund, der Wirt, stand vor mir.

Guten Tag, Herr Doktor! rief er und streckte mir die Hand entgegen. Ich wollte nur einmal nachsehen, wie's Ihnen geht, wie Sie mit Wohnung, Kost und Bedienung zufrieden sind, ob Ihnen der viele Blumenduft nicht Kopfweh gemacht und keine Spukgeister Ihnen den Schlaf gestört haben. Meine Frau hätte Sie auch schon besucht, aber sie konnte noch nicht von der Wirtschaft und dem Kinde weg. Sie wird nach Tische sich erlauben, Ihnen ihre Aufwartung zu machen.

Ich versicherte, daß es mir vortrefflich gegangen sei und ich mir nichts Besseres wünschen könnte, als in dieser blühenden Einsiedelei ein paar Wochen zu verträumen. Von dem eben Erlebten sagte ich kein Wort.

Sehen Sie nun, daß ich recht hatte? rief der treuherzige Mensch mit vergnügtem Lachen. Es ist alles Altweibergewäsche,

was von dem Gespenst erzählt wird. Ja, wie sie noch lebte, die arme Tante Blandine, da mochte sie schreckhaften Seelen wohl wie eine abgeschiedene Seele vorkommen, die noch eine Weile herumgeistert, ehe sie die ewige Ruhe findet. Sie hatte schon in ihren glücklichen Tagen so was Apartes, anders als wie frische junge Mädchen sonst auszusehen pflegen, obwohl sie nie krank war und auch lustig sein konnte und gern singen und tanzen mochte. Die Großmutter, die uralt geworden ist, die Frau mit dem Wickelkinde, die Sie drüben gemalt gesehen haben, und die ihre rechte Tante war, ich aber bin Tante Blandinens Großcousin — nun, die hat mir oft von ihr erzählt. Sie war immer ein eigenes Kind gewesen, und als sie heranwuchs, hat sie nichts lieber getan als gelesen oder Blumen gemalt oder zum Klavier gesungen. Und alle Menschen haben sie gern gehabt. Nun, da konnt's nicht fehlen, daß sie auch viele Bewerber hatte; aber erst als sie neunzehn Jahre alt geworden war, erhörte sie einen von ihnen, einen jungen Offizier, und da er auch etwas Vermögen hatte und sie selbst aus einer wohlhabenden Familie war, stand nichts im Wege, daß sie sich heiraten konnten. Da kam der Krieg des Kaisers Napoleon gegen Rußland in die Quere. An einem Abend soll es gewesen sein, wo die junge Braut sich eben zu einem Ball geputzt hatte und ihren Verlobten erwartete, der sie zum Tanz führen sollte. Statt dessen kam er mit der Nachricht, morgen in aller Frühe müsse er fort mit seinem Regiment, das der französischen Armee sich anschließen sollte. Daß es nun mit Spiel und Tanz vorbei war, kann man sich denken. Das Liebespaar ist, statt auf den Ball, hier in den Garten hinübergegangen und hat da den letzten Abend vor der Trennung unter vier Augen zugebracht. Man hat sie bis an die Mitternacht, die Arme umeinander geschlungen, zwischen den Beeten auf und ab spazieren sehen, und dort in der Laube hat der Bräutigam einen herzbrechenden Abschied genommen. Denn die Eltern, als sie endlich nach ihrer Tochter sahen, fanden das arme Ding wie in einer Ohnmacht auf der Bank zusammengesunken und hatten Mühe, sie wieder zu sich zu bringen.

Am andern Tage aber verlangte sie mit Gewalt, wieder

in den Garten gelassen zu werden, und da sie so eine Art hatte, daß man ihr nichts abschlagen konnte, haben die Alten es auch nicht hindern können, daß sie sich in dem Gartenhäuschen zum Wohnen einrichtete, und man mochte bitten oder befehlen, sie war nicht zu bewegen, wieder unter Menschen zu gehen. Hier oben wolle sie bleiben und die Rückkehr ihres Bräutigams erwarten.

Hier hat sie auch dem Maler gesessen zu dem Porträt, das Sie oben gesehen haben, in ihrem Ballstaat, den sie am Abend der Trennung getragen hatte. Eine Kopie des Bildes in Miniatur hat er dann machen müssen; die schickte sie ihrem Liebsten nach, wie der ihr schon vorher sein Bild verehrt hatte. Sie werden es in dem Häuschen an der Wand bemerkt haben. Und dann saß sie und las und malte und stickte und lebte nur von den wenigen Briefen, die er ihr vom Marsch aus zukommen lassen konnte. Man hatte ihr einen kleinen Ofen ins Zimmer setzen lassen, und das Essen trug man ihr hinauf: da war sie ganz stillzufrieden und beklagte sich über nichts, lebte nur von einem Brief zum andern.

Der letzte kam aus Moskau, und dann keiner mehr. Aber so hart es für das einsame Bräutchen war, man merkte ihr's doch nicht an, wie sie Tag und Nacht in Angst und Pein lebte. Vielmehr tröstete sie die Eltern, die Wege seien so weit, die Posten wahrscheinlich eingeschneit, sie wisse, daß er ihr treu geblieben sei und wiederkommen werde, sobald der Krieg zu Ende, was ja nicht lange anstehen könne, da die Hauptstadt des Feindes von den Siegern eingenommen sei.

Auch die Nachricht von dem schrecklichen Brande beunruhigte sie nicht. Sie hatte ja erfahren, daß die französische Armee mit allen Bundestruppen Moskau verlassen und den Rückmarsch angetreten habe. Und nun erwartete sie von Tag zu Tag die Heimkehr ihres Geliebten, und jeden Abend zog sie das weiße Kleid wieder an. In dem gleichen Anzug, wie er sie zuletzt gesehen, sollte er sie wiederfinden.

Und dann kamen in den Zeitungen die entsetzlichen Berichte von dem Rückzug durch das verheerte eisige Land und dem schauerlichen Übergang über die Beresina. Davon ließ man

sie nichts erfahren, und da sie so ganz abgeschieden von den andern lebte, konnte sie auch eine lange Zeit hingehalten und im Dunkel gelassen werden. Aber eines Tages, als die Mutter zu ihr herüberkam, was sie täglich ein paarmal tat, fand sie das unselige Kind lang ausgestreckt auf dem Fußboden neben ihrem Arbeitstischchen, ein Stück Zeitung in der Hand, in das irgend etwas eingewickelt gewesen war. Und gerade die Beschreibung stand darin, wie das sächsische Regiment, bei dem der Bräutigam stand, zum größten Teil in den reißenden Strom versunken und von den Eisschollen fortgerissen worden war. Es war mit so starken Farben ausgemalt, die Not und Verzweiflung des Untergangs nach den furchtbaren Strapazen und Hungerqualen des Marsches, daß auch einen andern als eine zärtliche Braut ein Todesgrausen anwandeln mußte.

Sie ist hernach aus der schweren Krankheit, in die sie fiel, wieder zum Leben zurückgebracht worden, aber es war kein richtiges Leben mehr. Wie ein Schatten ist sie herumgegangen, hat kein Wort gesprochen als ja und nein, und man hat sie nie mehr lachen hören. Daß ihr Liebster unter den Verunglückten war, hat man ihr natürlich verschwiegen; es scheint aber, sie hat es doch gewußt oder nur gemutmaßt, weil er nicht zu ihr zurückkehrte. Denn Nachts hörte die Mutter sie oft herzbrechend weinen und seinen Namen rufen. Übrigens ließ man ihr, obwohl sie nicht ganz bei Verstande war, ihre Freiheit. Da konnte sie stundenlang hier im Garten auf und ab gehen, die Blumen begießen, die welken Blüten abschneiden, oder in der Laube sitzen und auf den Fluß hinuntersehen.

So ist der Sommer vergangen. Sie schien sich etwas zu beruhigen, und die Eltern hofften schon, mit der Zeit würde sie wieder ganz gesund werden und den schweren Schlag verwinden. Aber sie hatten sich getäuscht. Im nächsten November, als ein starker Frost eingefallen war und die Elbe mit Eis trieb, kam eine sonderbare Unruhe über das arme Mädchen. Sie wohnte jetzt natürlich wieder im Hause drüben. In einer Nacht aber hörte die Mutter, die einen leisen Schlaf hatte, die Haustür gehen und stand eilig auf, zog nur das Notdürftigste an und rannte die Treppe hinunter. Da kam sie nun noch

gerade recht, um zu sehen, wie eine weiße Gestalt das Gittertürchen unten öffnete und die Stufen hinunterhuschte. Blandine! schrie sie, vor Schrecken fast ohnmächtig, raffte sich aber doch auf und stürzte durch den Garten nach. Es war aber zu spät. Der Fluß, über dem ein greuliches Unwetter tobte, hatte das arme Leben schon verschlungen. Erst am anderen Mittag wurde die Leiche, unter einer Eisscholle treibend, an der Brücke in Dresden hervorgezogen, in dem weißen Kleide und sonstigen Ballstaat, wie sie ihren Geliebten hatte empfangen wollen. Sein Bild hatte sie um den Hals gehängt. Es war vom Wasser fast weggewaschen worden.

Sie können denken, Herr Doktor, wie ungeheures Aufsehen die jammervolle Geschichte machte. Und daß es seitdem nicht an abergläubischen Gemütern gefehlt hat, die meinten, das gute Wesen hier oben herumgeisten zu sehen, ist auch kein Wunder. Verständige Menschen aber, wie wir beide, zucken die Achseln über solche Einbildungen.

Ich hütete mich wohl, ihm zu widersprechen. Nicht um die Welt hätte ich das wundersame Erlebnis entweiht durch ein profanes Hin- und Herreden. Im stillen war ich der Hoffnung, der Besuch würde sich wiederholen. Am Abend dieses Tages aber ging ein starkes Gewitter nieder, auf das am nächsten Morgen ein grauer, öder Landregen folgte. Und auch als die Luft sich wieder aufhellte, blieb die Witterung rauh und unbehaglich. Während der vierzehn Tage, die ich noch in meinem Gartenhäuschen zubrachte, hat der Mittagszauber sich nicht wieder blicken lassen.

's Lisabethle

(1892)

Nun bitt' ich mir's aber aus, rief das muntere Fräulein, nachdem der Professor seine Erzählung beendet hatte, daß an dieser schönen Geschichte nicht auch herumkritisiert wird, wie mein teurer Schwager gute Lust hatte mit Frau Abigail zu tun. Es macht mich ungefähr so wild, wie wenn wir aus dem Theater kommen, noch wie berauscht von allem Gehörten und Geschauten, und einer der klugen Herren gießt uns ein kritisches Sturzbad über den Kopf, daß wir eilig wieder nüchtern werden. So will ich mir auch mit dem nüchternen Gerede von „subjektiv" und „objektiv" die Freude an Fräulein Blandine nicht verderben lassen, daß du's nur weißt, Schwager! Und der Professor soll schönen Dank haben, gleichviel ob es Wahrheit oder Dichtung war, ich meine ein Gebilde des dichtenden Traumes, wofür man es sonst halten könnte. Denn wie sollte der Spuk — aber ich merke, ich selbst fange an, an dem Schleier des Geheimnisses zu zupfen. So wird man vom Aufklärungsfieber unseres klugen Jahrhunderts angesteckt, man mag sich noch so sehr dagegen wehren. Sputen wir uns, eh' die Geisterstunde vollends verstrichen ist. Nun ist Tante Julie an der Reihe.

Die liebenswürdige alte Dame, der die Tantenwürde in diesem Hause nicht nach dem Recht der Geburt, sondern nach dem der Eroberung zu teil geworden war, hatte sich trotz ihrer sonstigen Lebhaftigkeit während aller Debatten und Historien dieses Abends ziemlich schweigsam verhalten. Nur wenn ein Wort zu Gunsten des Hereinragens einer übersinnlichen Welt gefallen war, hatte sie durch Kopfnicken oder eine beifällige Gebärde ihre Zustimmung zu erkennen gegeben.

Jetzt sagte sie, da sie ausdrücklich aufgerufen wurde: Es ist mir ganz einerlei, ob man mich für schwachsinnig oder köhlergläubig halten wird, aber ich glaub' nun einmal steif und fest, daß ein abgeschiedener Geist wieder erscheinen kann, wenn er was Wichtiges auf der Erde zu tun oder zu bestellen vergessen hat. Das läßt ja auch einen lebendigen Menschen nicht ruhen, und wie oft bin ich mitten aus dem Schlaf aufgefahren, nicht bloß als ein junges Ding, sondern noch jetzt mit weißen Haaren, wenn ich über Tag irgend eine Pflicht versäumt hatte, die nachgeholt werden mußte, sollt' nicht Ärger oder Unheil daraus entstehen.

Ich hab' aber auch was erlebt, was meinen Glauben bestätigt hat, und daß ich's nicht bloß geträumt, sondern mit meinen beiden, weit offenen Augen gesehen hab', darauf laß' ich mich kreuzigen.

Sie wissen, ich bin eine Pfarrerstochter, aus dem Badischen, die sechste von vierzehn Geschwistern, Büble und Mädle bunt durcheinander. Obwohl ich aber im eigenen Haus an lebendigem Spielzeug genug hätt' haben können, hatte ich mir doch ein fremd Kind zu meiner liebsten Puppe erwählt, das Töchterle von unserm Küster, ein klein winzig Ding zwischen fünf und sechs Jahren — ich aber war schon dreizehn —, das weder sehr hübsch noch sehr gescheit war, mir aber hatt's das Geschöpfle nun einmal angetan. Tagelang, wenn ich nichts anderes zu tun gehabt hätte, hätt' ich mich mit ihm abgeben mögen, es spazieren führen, mit ihm spielen, Puppenkleider für es schneidern und ihm alle guten Bissen zustecken, die ich mir vom eignen Mund absparen konnt'. Viele waren's nicht, denn in einem so kinderreichen Pfarrhaus ist Schmalhans Küchenmeister. Aber es kommen doch Geburts- und hohe Feiertage, und was mir irgend Guts beschert wurde, 's Lisabethle — so hieß mein Herzblatt — mußt' die größere Hälfte davon haben.

Es war freilich auch ein sonderbar Kind, anders als meine wilden Rangen von großen und kleinen Brüdern und die gutartigen, aber ruscheligen Schwestern, deren Arten und Unarten ich auswendig wußte.

Drei Jahr' war's erst alt, als mein Vater nach dem Pfarrdorf versetzt wurde, wo dem Lisabethle sein Vater Küster war. Aber gleich fiel mir's auf, weil's so große braune Augen hatt' und gar nicht lachte, auch nicht weinte, sondern nur so still und nachdenklich um sich her schaute wie ein Großes. Dabei war's frisch und flink wie ein Wiesel, wenn's in seinem dürftigen kurzen Röckle mit bloßen Füßen durch die Wiesen lief, Schmetterlinge zu haschen; wenn's aber einen gefangen hatte, hielt es ihn behutsam in dem kleinen Händle und ließ ihn nach einer Weile wieder fliegen. Es konnt' auch stundenlang auf der Schwelle der Haustür sitzen und den Hühnern zuschauen, die um es her wuselten und die Brotkrumen aufpickten, die es ihnen hinwarf, oder den Schwalben, die um das Kirchendach schossen, daß ihre Flügel in der Sonne blitzten. Geschwister hatt's nicht, mit denen es hätt' spielen können, und anderem als lebendigem Spielzeug fragt' es nicht nach. Ich hatt' gleich einen Narren an dem lieben Närrle gefressen, wie ich nur ein paar Tag' mit ihm bekannt geworden war, und es jammerte mich, die ich mit elf und zwölf Jahren noch nicht ohne Puppen leben konnte, daß es selbst keine hatte. Ich schenkte ihm also eine von den meinen, der ich ein neues Kleid gemacht und Gesicht und Hände sauber gewaschen hatte. Ich seh's noch, wie es die hübsche Docke verwundert betrachtete, mir zunickte und ein bißle rot wurde. Mein Präsent aber legte es neben sich und gab sich gar nicht damit ab. Das kränkte mich, da ich mir auf meine Großmut und Gönnerschaft nicht wenig zu gute tat, aber ich dachte, es sei nur Verlegenheit. Vielleicht hab' ihr auch das Kleid nicht gefallen, das nicht gerade ein großer Staat war. Aber auch mit einem andern, an das ich eine alte Goldlitze genäht hatte, ging mir's nicht besser. Ich mußt' mich schon drein finden, daß 's Lisabethle keine Puppenfreundin war, und das verleidete mir auch meine eignen. Nun wurde das Kind meine Puppe, und ich war nicht glücklich, wenn ich's nicht auf den Arm nehmen oder am Händle fassen und mit ihm herumspringen konnte.

Es ließ sich das auch gutwillig gefallen, zumal sonst kein Mensch sich viel um es kümmerte. Seine Mutter hatte alle

Hände voll zu tun, den ärmlichen Haushalt ohne Magd zu versehen, und der Vater, das Krautgärtle zu bestellen und die magere Kuh zu füttern und zu melken. Die war dem Kinde auch eine gute Freundin, aber viel wußte es nicht mit dem großen stummen Tier anzufangen und hielt sich lieber zu den kleineren im Hof und Garten und auf der Dorfgasse.

Es war merkwürdig mitanzusehen, wie vertraut es mit allem war, ordentlich als verständ' es ihre Sprache. Ich betraf es auch zuweilen dabei, wie es die verschiedenen Tierlaute nachahmte, ganz leise, das Gurren der Tauben, Gackeln der Hühner, Summen der Bienen und die mancherlei Vogelstimmen. Wenn es aber gewahr wurde, daß ich es belauschte, verstummt' es.

Die Menschensprache lernte es später als andere Kinder und machte auch nur wenig Gebrauch davon, während meine kleinsten Schwestern den lieben langen Tag pappelten, was sie nur wußten und konnten. Keins von meinen Leuten begriff, warum ich mich mit Vorliebe zu dem Küsterskinde schlich, sobald ich ein wenig freie Zeit hatte. Aber ein kleines Anlachen des Lisabethle, wenn es mich kommen sah, oder gar einmal eine scheue Liebkosung war mir köstlicher als Zuckerwerk oder eine gute Zensur in der Schule.

Als die Intimität ein paar Jahre gedauert hatte und mein Liebling fünf Jahre alt geworden war, kaufte der Vater Küster ein Kaninchenpaar, für das er am Ende des Krautgartens einen kleinen Stall zimmerte. Zu seinem Kohl- und Rübengericht wollt' er auch gern einen wohlfeilen Braten haben, jeden zweiten Sonntag einmal, denn sonst kam wenig Fleisch auf ihren Tisch.

Das war nun eine große Bescherung für das Lisabethle. Denn all die anderen Tiere erwiderten seine Zärtlichkeit ohne sonderliche Herzenswärme und suchten sich den kleinen Händen alsbald wieder zu entziehen, wenn kein Futter dabei zu erschnappen war. Katzen und Hunde, die gefräßige Kostgänger sind, dafür aber karessant und für Menschenumgang empfänglich, wurden in dem kleinen Haushalt nicht geduldet. Aber die kleinen glatten, seidenweichen Fresser, weil sie selbst einen Braten gaben und noch dazu an Kindersegen Überfluß hatten, erfreuten

sich von seiten der Küstersehleute einer sorgsamen Pflege, und mit ihrer Fütterung wurde sogleich das Lisabethle betraut, das ja noch nicht in die Schule ging und sich nichts Besseres wünschen konnte. Davon zu essen aber, wenn einmal ein Kaninchenbraten auf den Tisch kam, war's auf keine Weise zu bewegen.

Denn bald war's auch mit diesen neuen Hausgenossen auf so vertrauten Fuß gekommen wie mit allem andern, was da kreucht und fleugt. Nichts Artigeres konnte man sehen, als wenn die kleine Person das Gitter des Ställchens öffnete und die ganze flinke Schar — denn es hatte sich bald ein halb Dutzend Junge dazu gefunden — sich drängend und überkugelnd ihr entgegenstürzte, an ihrem Röckle zerrend, über ihre kleinen nackten Füße stolpernd, mit jenen piependen, quiekenden Tönen, die diesen Geschöpfen, wenn es sie hungert, eigen sind. Ihre kleine Pflegemutter hielt dann eine Gerte in der Hand, mit der sie die Zudringlichen abwehrte, indem sie ihnen einen sanften Klaps auf die glatten Köpfe gab. Sie ging dann voran zu einem niederen Pferch zwischen Haus und Garten, wo allerlei Küchenabfall auf einen Haufen geworfen lag, Kohlstrünke, Salatblätter und was sie sonst aus den Bauernhäusern für ihre Häsle zusammengetragen hatte. Denn die Bäuerinnen gaben ihr willig, was sie an Überfluß solcher Futtersachen hatten, da sie alle das artige Kind in seinem stillen Wesen gern hatten und seine dürftigen Eltern bemitleideten.

Nun setzte sich das ernsthafte Persönchen auf einen Hauklotz, immer die Gerte in der Hand, und sah stundenlang zu, wie seine Pfleglinge sich nährten, und dann und wann, wenn eins verkürzt und von seinen leckeren Geschwistern weggedrängt wurde, stellte es durch einen leichten Schlag die Gerechtigkeit wieder her. Von diesem Geschäft war es durch nichts wegzulocken und vergaß als sein eigen Essen und Trinken darüber.

Hatten sich die knuspernden Mäuler endlich für einmal gesättigt, so griff ihre kleine Nährmutter eines aus der Schar bei den weichen Ohren heraus, den Papa oder das Nesthäkchen, setzt' es auf seinen Schoß und fuhr ihm mit streichelnder Hand über den Rücken oder kraute es am Hinterhaupt, und so nach der Reihe auch die andern, daß keins zu kurz kommen sollte.

Worauf es dann seine Herde mit Lockruf und Gertenschlag zusammenholte und langsam in das vergitterte Ställchen zurücktrieb. Da hinein schob es noch etliche saftige Kohlblätter pour la bonne bouche, und dann stand es und konnte sich noch eine gute Weile von dem Anblick der vergnüglich naschenden jungen Gesellschaft nicht trennen.

Ja, es war ein goldig Kind, 's Lisabethle!

Herzle, sagt' ich einmal zu ihm, was willst du denn anfangen, wenn du in die Schule mußt? Da wird man dir den Hannesle — so hieß ihr besonderer Liebling, ein schwarzes Kaninchen mit weißen Ohren — im Schultäschle mitgeben müssen, daß du ihn in den Zwischenstunden von deinem Wecken füttern kannst.

Da sah mich das Kind mit großen, ernsthaften Augen an und sagte: Lieber will ich nichts lernen, als von ihnen weggehen!

Armes Närrle! Als hätt's ihm geahnt, daß es auf keiner irdischen Schulbank was lernen sollte.

Aber ich bitte um Entschuldigung, daß ich so weitläufig von meinen Kindererinnerungen erzähle. Es soll nun umso rascher zum Ende kommen.

Eines Montags in der Früh bin ich mit dem Vater zu einem seiner Amtsbrüder gefahren, der ein Studienfreund von ihm war und eine Tochter hatte, ungefähr in meinem Alter. Mit der war ich früher gut Freund gewesen, hatt' sie aber ein paar Jahre lang nicht wiedergesehen. Da durft' ich nun wieder einmal einen ganzen Tag mit ihr zusammen sein, aber es machte mir nicht mehr so viel Vergnügen wie sonst. Meine Freundin hatte inzwischen allerlei gelesen und trug infolgedessen das Backfischnäsle hoch, da sie sich einbildete, wunder wie gebildet zu sein, und ich selbst, mit meinem bißle Robinson und Lienhart und Gertrud, kam mir wie ein dummer Dorfteufel neben ihr vor. Auch lag mir immer das Lisabethle im Sinn, das ich zum erstenmal einen ganzen Tag lang nicht sehen sollte; es war wie eine Ahnung und beklemmte mir das Herz. So war ich froh, als die Zeit zum Heimkutschieren kam und ich meiner gebildeten Freundin adieu sagen durfte.

Schon dunkle Nacht war's, als wir unser Dorf wieder erreichten, und gleich fiel mir's auf, daß im Küstershause, wo

sie sonst mit den Hühnern zu Bett gingen, um das Öl zu sparen, noch Licht brannte. Bei uns war's auch noch lebendiger als sonst; die Mutter kam uns mit einem ganz verstörten Gesicht entgegen, tuschelte mit dem Vater, wobei sie einen mitleidigen Blick auf mich warf, und schickte mich gleich zu Bett.

Es half ihr aber nichts, daß sie mich schonen wollte, um mir die Nachtruhe nicht zu rauben; ich fragt' es von unsrer alten Kathrin' heraus, und da war's um den Schlaf geschehn.

Denken Sie: am Vormittag, da so schön Wetter war, hatte das Lisabethle ihre kleine Herde auf einen Anger nah bei ihrem Hause laufen lassen, wo allerlei saftige Unkräuter wuchsen. Da saß sie mit ihrer Gerte und sah zu, wie's ihnen schmeckte. Auf einmal kommt ein fremder Metzgergesell mit einem großen Hund des Weges daher, bleibt einen Augenblick stehn, sich das Gewusel zu betrachten, und da will's das Unglück, daß eins der dummen, tappigen jungen Tierle dem Hund zwischen die Beine springt. Der grobe Tölpel aber versteht keinen Spaß, schnappt wütend zu und kriegt das Armsünderle beim Genick.

Mein Lisabethle das sehen und hinzuspringen, schreiend und die Gerte schwingend, war eins. Der Hund aber läßt das Kaninchen fahren, und wie er die Gerte fühlt, bellt er los und packt das Kind, beißt's in den Arm und hätt's gar totgebissen, wenn sein Herr nicht noch zur rechten Zeit ihn am Halsband gepackt und zurückgerissen hätte.

Das Blut sei dem Kind gleich über den Ärmel seines Kleidchens gelaufen, es hab's aber nicht geachtet, sondern sich nach dem Tiere gebückt — grad der Hannesle mußt' es sein — und es aufgehoben und gestreichelt und in sein Schürzle getan und damit nach dem Haus zurückgelaufen, die kleine Herde hinterdrein. Drinnen hab' sich's auch nicht um seine Wunde bekümmert, sondern gleich an den Brunnen mit dem Tierle, das aber keinen Tropfen Bluts verloren habe; nur betäubt sei's gewesen von dem Schrecken. Erst als die Mutter dazukam und laut zu jammern anfing, wie sie ihr Kind so zugerichtet sah, da habe auch das Lisabethle gesagt, der Arm tu ihm weh, und sei gleich darauf ohnmächtig umgefallen.

Dann hat man es zu Bett gebracht und den Bader gerufen;

der hat die Wunde untersucht und ein bedenkliches Gesicht gemacht, da man nicht wissen könne, ob der Hund nicht gar toll gewesen sein. Nein, das war er nicht, der Metzgergesell stand dafür ein. Aber der Biß war tief gegangen, und eine Ader war verletzt, und obwohl der Verband die Blutung stillte, war's doch ein schwerer Fall, hatte der Bader gesagt, und sie sollten fleißig kalte Umschläge machen, bis aus der nächsten kleinen Stadt Eis herbeigeschafft werden konnte.

Ich wollt' gleich hinüber, selbst nachschauen und bei der Kleinen wachen, aber die Mutter erlaubt' es nicht. Erst am frühen Morgen durft' ich zu ihr, fand sie im Fieber in ihrem Bettchen aufsitzend, und den Hannesle hatte sie auf der wollenen Decke vor sich und streichelte ihn zuweilen mit dem heißen Händle, kannte aber niemand außer ihm und mir. Es war ein herzbrechender Anblick, ich mußt' mich zusammennehmen, daß ich nicht laut in Weinen ausbrach, aber weder mit Bitten noch mit Befehlen war ich aus der Kammer wegzubringen, den ganzen Tag und die nächste Nacht. Nur gegen Morgen fielen mir die Augen eine Stunde lang zu. Als ich sie wieder aufschlug, hatte mein armer Liebling die seinen für immer geschlossen.

Der Doktor, den mein Vater auf mein Bitten aus der nächsten Stadt hatte holen lassen, erklärte, der Verband sei nicht sorgsam und sauber genug angelegt gewesen, ein Fetzen von dem Rockärmel in der Wunde geblieben, das habe eine Blutvergiftung herbeigeführt.

Das war der erste Schmerz meines jungen Lebens, und er machte mich starr und steinern, daß ich wie abwesenden Geistes war und an nichts teilnahm. Ich weiß noch, wie ich am dritten Tage der kleinen Leiche nach dem Friedhof folgte; zwei meiner Schwestern führten mich; von der Grabrede des Vaters verstand ich kein Wort, und erst als das Särgle mit den Kränzen bedeckt und die Erdschollen draufgeworfen wurden, brach ich in Tränen aus und ließ mich willenlos von der Mutter wieder nach Haus und zu Bett bringen. Da überfiel mich nach dem langen Wachen und Trauern ein bleierner Schlaf. Ich hörte nichts davon, wie meine drei jüngeren Schwestern

die mit mir in dem Mansardenzimmer schliefen, sich auskleideten und zu Bette gingen.

Nun war's mitten im Sommer, und die heiße Luft in der Stub', wo die vier Betten standen, wurde immer schwüler und dumpfer, daß sich mir endlich ein Alp zentnerschwer auf die Brust legte und ich mit Stöhnen in die Höhe fuhr, ihn abzuschütteln. Da schien der Vollmond so taghell herein, daß ich die Gesichter meiner Schwestern deutlich erkennen konnte und sehn, wie auch sie schwer atmeten. Also stand ich auf und ging das Fenster zu öffnen. Wie ich mich aber umwende, tut sich die Tür, die dem Fenster gegenüber war, sacht auf, und herein tritt das Kind, das wir am Nachmittag begraben hatten, bleibt aber an der Schwelle stehn und sieht mich mit weit offenen Augen an. Es war in dem weißen Kleid, wie es im Sarg gelegen, das Kränzle ein wenig schief auf dem braunen Haar, ganz blaß, aber nicht totenfarb, auch sonst nichts Unheimlichs an ihm. Und nur einen Augenblick erschrak ich, dann aber konnt' ich's furchtlos anschauen und nickte ihm zu und sagte: Bist du's wirklich, Lisabethle? Und wie kommst du her, und was willst du von mir?

Das arme Kind aber gab keine Antwort, sondern hob nur den einen Arm gegen mich und winkte mir.

Was meinst du? fragt' ich wieder. Willst du dich nicht wieder schlafen legen? Und soll ich dich etwa begleiten?

Es redete auch jetzt nicht, sondern machte nur eine schmerzlich bittende Miene und winkte wieder.

Nun denn, sagt' ich — denn ich hatt' ihm schon im Leben nichts abschlagen können —, wart, ich komm' gleich. Und so schlupft' ich nur in mein Unterröckle und zog die Strümpf' an — die Schwestern schliefen ruhig fort —, und wie das Kind jetzt auf seinen kleinen bloßen Füßen sich umdrehte und mir voranging, seine Tritte waren unvernehmbar, schlich ich ihm nach und die Stiege hinunter, ohne daß eine Stufe knarrte. So glitten wir zwei zur hinteren Tür hinaus, die nie verschlossen war, und durch den Pfarrgarten, wo im Mondschein jedes Laub wie Silber glänzte, und in das Sträßle hinein, das unsern Garten vom Friedhof trennte.

Ich dacht' nicht anders, als nun würde mich das Kind nach seinem frischen Grabhügel führen, und so lieb ich's hatte und ihm noch an viel gräßlichere Stätten gefolgt wär', überlief mich's doch eisig kalt, und ich wollt' schon wieder fragen, was es denn vorhabe. Da aber bog's um die Mauer des Friedhofs außen herum und huschte, so schwebend wie eine kleine weiße Wolke, vor mir her nach dem Hause seiner Eltern, das auf der anderen Seite vom Friedhof lag. Was will es nur da? wundert' ich mich im stillen. Ob es seine arme Mutter noch einmal sehen will? Nein, es ging nicht ins Haus. Am Zaun entlang, der den Küstersgarten einfaßte, wanderte es rascher und rascher und jetzt durch die Gittertür und geradeswegs nach dem kleinen Stall im Winkel, wo seine Lieblinge eingesperrt waren. Da stand es still und sah sich zum erstenmal nach mir um und hob die beiden Händle, wie wenn es bitten wollte, und als ich ihm zunickte, nickte es wieder und trat zwischen die Kohlbeete zurück, wie um mich vorbeizulassen. Ich verstand nicht gleich, was es wollte, ging aber aufs Geratewohl nach dem Ställchen und schob den Riegel der Gittertür zurück. Da sah ich's freilich, um was das tote Kind mich hatte bitten wollen. Die größten unter dem kleinen Volk lagen halb verschmachtet herum und regten nur matt die Ohren, wie sie mich erblickten. Von den kleineren lebte nur noch eins, der Hannesle, der war aber so schwach, daß er nur mit den roten Augen mir zublinzeln konnte. Kein noch so kleiner Rest von einem Futter in allen Winkeln, der Wassertrog leer — wer hatte auch in dem Jammer um den Tod des Kindes an seine Pfleglinge denken können! Da hatte es selbst keine Ruhe im Grabe gehabt, war aufgestanden, eh' alle verhungert waren, und hatte seine beste Freundin zu Hilfe gerufen.

Wie ich mich aber nach ihm umsah und ihm sagen wollte, es könne ruhig wieder schlafen gehen, ich würde jetzt schon sorgen, war der liebe Spuk verschwunden. Der Mond schien breit in die Beete herein, an jedem Kohlhäuptlein konnt' ich die Blätter zählen, vom Lisabethle aber war nichts mehr zu erblicken.

Das Waldlachen

(1892)

Niemand sagte ein Wort, nachdem das Lisabethle verschwunden war. Wir hatten bemerkt, daß Tante Juliens Augen feucht geworden waren, obwohl seit diesem Jugenderlebnis ein halbes Jahrhundert vergangen sein mochte. Der Oberst, der sich neben sie gesetzt hatte, reichte ihr still die Hand, der Professor bließ tiefsinnig den Rauch seiner Zigarre in kleinen Ringen vor sich hin, der Hausherr lag zurückgelehnt in seinem Schaukelstuhl mit geschlossenen Augen. Ich hatte ihn im Verdacht, daß er sich, ungläubig wie er war, während der rührenden kleinen Geschichte in Schlaf geschaukelt habe und sich jetzt wieder ermunterte, wie der Müller, wenn die Mühle plötzlich stillsteht.

Endlich aber erhob sich der Hausarzt der Familie, ein feiner, noch jugendlicher Mann, dessen Gattin mit der Hausfrau intim befreundet war, und sagte lächelnd: Die Stunde, wo die Geister erscheinen, ist längst verstrichen, es ist hohe Zeit, unsern freundlichen Wirten gute Nacht zu sagen. Das letzte Wort über diese wundersamen Phänomene wird ohnehin wohl schwerlich, solange die Welt steht, gesprochen werden.

Wir anderen schickten uns gleichfalls zum Aufbruch an. Die Hausfrau aber blieb sitzen und sagte: Wir lassen Sie noch nicht fort, lieber Sanitätsrat. Nach so wundersamen Geschichten ist ja doch noch nicht so bald an Schlaf zu denken, und Sie wollen uns auch nur entwischen, weil jetzt die Reihe an Ihnen wäre, uns gruseln zu machen. Da Sie aber wahrscheinlich so spukfest sind, wie mein Mann, und nie etwas mit dem Zwischenreich zu tun gehabt haben, möchten Sie nun um

das Pfand herumkommen. Nein, erst Farbe bekannt, eh' wir auseinandergehen!

Sie verkennen mich durchaus, versetzte der Arzt gutmütig lachend. Es war mir wirklich um Ihre Nachtruhe zu tun, für die ich als Ihr Leibarzt verantwortlich bin. Denn zu erzählen hätt' ich wohl etwas, an dessen Wahrheit ich nicht im geringsten zweifle, da meine Quelle die zuverlässigste ist. Nur müßte ich Ihre Geduld noch eine halbe Stunde in Anspruch nehmen, und da es schon lange eins geschlagen hat —

So mag es auch noch zwei schlagen, fiel die junge Schwester der Hausfrau ein. Ich bin oft noch später von einem langweiligen Ball nach Hause gekommen, ohne Erbarmen mit meiner lieben Schwester, die die Ballmutter gespielt hatte. Erst aber will ich noch einmal die Gläser füllen, und dann hat der Herr Sanitätsrat das Wort.

Vorausgesetzt, sagte dieser, daß die Frau Sanitätsrätin ihre Erlaubnis gibt; denn es ist eigentlich ihre Geschichte.

Wir beide gehen auf ein Pfand, versetzte die anmutige Frau mit einem leichten Erröten. Wenn du nichts hinzuflunkerst, will ich dir gern das Wort lassen.

Nun denn, fuhr ihr Mann fort, so will ich die Geschichte zum besten geben, deren Wahrheit durch zweier Zeugen Mund bestätigt wird. 's ist eigentlich nur halb eine Gespenstergeschichte, zur anderen Hälfte eine Liebesgeschichte, mit der ich mich aber möglichst kurz fassen werde, da sie nicht in das Programm gehört.

Also ich war eben ein absolvierter Doktor der Medizin, siebenundzwanzig Jahre alt, Assistent in der städtischen Klinik, nebenher unpraktischer Arzt, denn ich hatte es nur erst zu einem einzigen eigenen Patienten gebracht, einem alten Hypochonder, bei dessen eingebildeten Krankheiten es keiner meiner älteren Kollegen lange ausgehalten hatte. Auch den war ich für eine Weile losgeworden, und da es ein heißer Sommer war und ich durch den anstrengenden Dienst im Krankenhause ziemlich erschöpft, drang mein guter Geheimrat selbst darauf, daß ich ein paar Tage ausspannen sollte.

Nun hatte ich, als ich mein Jahr abdiente, Freundschaft

geschlossen mit einem trefflichen Kameraden, einem jungen Gutsbesitzer, mit dem ich auch hernach, wenn ihn Geschäfte in die Stadt führten, immer zusammengekommen war, da uns beiden daran lag, einander nicht fremd zu werden. Oft genug hatte er mich dringend zu einem Besuch auf seinem Gut eingeladen, das er nach dem Tode des Vaters selbständig bewirtschaftete, noch unvermählt, da ihm, wie er sagte, die Gesellschaft seiner Mama und einer kleinen Schwester vollauf genüge.

An diesen Freund schrieb ich, ob er mich für ein paar Tage gebrauchen könne. Umgehend kam die herzlichste Einladung zurück, und an demselben Nachmittage saß ich auch schon auf der Eisenbahn, die mich bis nah ans Gebirge führte. Ein Wägelchen wartete auf mich an der Station, da ich noch eine kleine Stunde bis zu dem Gut meines Freundes zu fahren hatte.

Als ich vor der Haustür ausstieg, kam mir nur die Mama entgegen, entschuldigte den Sohn, daß er mich nicht selbst empfing, er sei plötzlich in ein entlegenes Vorwerk abgerufen worden. In einer Stunde aber spätestens werde er zurück sein. Einstweilen solle ich mir's auf meinem Zimmer bequem machen.

Das Haus war ein ehemaliges herrschaftliches Landschlößchen und mit allen behaglichen Einrichtungen der neueren Zeit versehen, so daß ich mir schon überlegte, wie hübsch es wäre, hier einen ganzen Sommer zubringen zu dürfen. Da ich aber höchstens eine Woche Urlaub hatte, gedachte ich die Zeit bestens zu benützen und stieg, nachdem ich ein wenig Toilette gemacht, die breite Treppe hinunter, mich draußen umzusehen.

Das Gut lag in einer lachenden Hügellandschaft, am Ende eines langgestreckten Dorfes, dessen Häuser und Gehöfte weit umher zerstreut waren. An der andern Seite, nach der die Fenster der Wohnzimmer gingen, schloß sich ein Blumengarten an, durch den man in einen kleinen umzäunten Park gelangte. Trat man dann aus dem Parkgitter wieder heraus, so öffnete sich der Blick auf ein von einzelnen Felsen überragtes Waldtal, das den Eingang in das höhere Bergland bildete.

Nun überraschte mich, als ich den Weg dahin einschlug, schon aus der Ferne der Anblick zweier mächtiger Bäume, zwischen denen hindurch der Fußpfad in das Tal hineinführte. Sie standen wie riesige Wächter am Tor der geheimnisvollen Waldeinsamkeit, und da die Sonne sich schon zum Rande der gegenüberliegenden Hügel gesenkt hatte, waren nur ihre dichtbelaubten Wipfel rötlich angestrahlt.

Das war so herrlich anzuschauen, daß ich stehen blieb und die Augen daran weidete. Auf einmal aber hörte ich einen seltsamen Schall, der nirgend anders als aus eben jenen abendroten Wipfeln herkommen konnte: ein helles, melodisches Lachen, wie aus einer übermütigen Menschenkehle, gleich darauf ein antwortendes Gelächter in etwas tieferer Tonart und dann — fern aus dem Talgrunde zurückhallend — die beiden Stimmen von einem rein erklingenden Echo wiederholt. Man konnte bei der tiefen Stille, die über der weiten Landschaft lag, nichts Lieblicheres sich denken, und wenn die alten Fabelzeiten nicht längst vergangen gewesen wären, hätte ich schwören mögen, zwei Dryaden säßen in den Baumkronen versteckt und forderten den Widerhall zu einer kleinen Abendunterhaltung heraus.

Nachdem das wunderliche Konzert ein Weilchen mit allerlei Variationen fortgedauert hatte, ging ich endlich dicht an die beiden Bäume heran, in denen ich jetzt zwei Ahorne erkannte. Doch kurzsichtig, wie ich war, und da ich meine Brille zu Hause gelassen hatte, war mir's unmöglich, zu erspähen, ob etwa Dorfkinder droben säßen und sich auf diese Weise belustigten. Es blieb auch alles mäuschenstill, als ich unten zwischen den Stämmen Posto gefaßt hatte. Kein Laub bewegte sich, kein Ast knickte; die Wipfel standen stumm und harmlos in der Abendsonne, und nur ein paar Vögel schwirrten durch die Zweige.

Als ich dann aber von dieser verzauberten Stelle weg in die sich zusammenschließende Waldschlucht hineinwanderte, — noch nicht fünfzig Schritte war ich gegangen, da tönte mir wieder das Lachen nach, erst die eine, dann die andere Stimme, etwas leiser, aber sie schienen mir jetzt einen spottenden Klang zu haben, und auch das Echo antwortete wie ein schadenfrohes

Kichern. Wo das herkam, erkannte ich deutlich. Aus den hohen Fichten ragte eine breite, glatte Felswand empor, auf deren oberem Rande ein Kapellchen stand. Von dieser schroffen Fläche mußte der Schall zurückspringen, so rein und artikuliert, daß jeder halbe Ton deutlich zu vernehmen war.

Eben sann ich darüber nach, wie ich es anstellen sollte, dem rätselhaften Spiel auf die Spur zu kommen, da fing in der Kapelle oben ein Glöckchen zu läuten an, und sofort verstummte das Lachen in den Ahornwipfeln, und auch ein Widerhall des Geläuts ließ sich nicht hören. Ich hatte mich auf einen Baumstumpf gesetzt und genoß in vollen Zügen die erquickliche Dämmerung und den frischen Waldgeruch um mich her. Als ich endlich aufbrach und den Rückweg nach dem Gutshause einschlug, war das Gold von den Gipfeln weggeschwunden; nichts regte sich mehr als eine Waldtaube, die bei meiner Annäherung in die Zweige hinaufflog.

Mein Freund kam mir schon am Eingang des Parks entgegen, wir freuten uns des Wiedersehens und hatten hunderterlei zu fragen und zu antworten. Er führte mich sogleich in den Gartensaal, wo der Abendtisch gedeckt war und die Mama uns erwartete. Doch eh' wir uns setzten, tat sich eine Seitentür auf, und ein schlankes, blondhaariges Mädchen trat herein, lief auf die alte Dame zu, sie zu umarmen, nickte meinem Freunde zu und machte mir mit einem nicht gerade freundlichen Blick einen etwas linkischen Knicks.

Wie du wieder aussiehst, Fränzel! sagte ihr Bruder. Mußt du denn immer herumtollen? Ich habe nämlich die Ehre, wandte er sich zu mir, dir meine kleine Schwester Franziska, genannt Fränzel, vorzustellen, deren Erziehung hier in der Wildnis trotz der Bemühungen der Mama und des Herrn Schullehrers leider ziemlich vernachlässigt wird. Ein Fräulein, das im nächsten Monat siebzehn wird, sollte wenigstens ein bißchen Toilette machen, ehe es sich zu Tische setzt.

Das Mädchen rümpfte den roten Mund, fuhr sich mit den Händen über das volle Haar, aus dem sich allerdings ein paar Strähnchen verzettelt hatten, und setzte sich, ohne ein Wort zu sagen, auf den Stuhl neben der Mutter. Zur anderen

Seite nahm ihr Bruder Platz, so daß ich ihr gerade gegenüber zu sitzen kam.

Ich werde mich nicht unterstehen, dies junge Gesicht zu beschreiben. Meine Frau droht mir schon mit dem Finger. Sie kann es nicht leiden, daß ich diese Liebesgeschichte ausführlich berichte, aus einer seltsamen Eifersucht auf ein liebenswürdiges Mädchen, das damals nichts vor ihr voraus hatte, als die Jugend. Also, um es kurz zu machen: obwohl das Fräulein während des Abendessens den Mund nur öffnete, um einen sehr gesunden ländlichen Appetit zu stillen, den fremden Gast keines Blickes würdigte, ja eher eine gewisse Abneigung gegen ihn zur Schau trug, erschien sie mir doch mit jeder Minute reizender, und als wir aufstanden, war ich nicht im Zweifel darüber, daß ich mich bis über die Ohren in das trutzige Kind verliebt hatte.

Das alte, von fischblütigen Seelen bezweifelte Wunder von Blitz und Schlag hatte sich wieder einmal ereignet.

Der frische Brand wurde nun vollends lichterloh angeschürt, als mein Freund sein Schwesterchen aufforderte, etwas zu singen, „damit unser Gast dich doch nicht für taubstumm hält". Sie zuckte wieder mit einer unnachahmlich reizenden Trotzgebärde die Achseln, setzte sich aber gehorsam ans Klavier und sang mit einer klaren, noch etwas scharfen Stimme, die fast wie eine Knabenstimme klang, erst ein paar schöne schwermütige Volkslieder, dann von Schubert und Schumann gerade meine Lieblingsstücke mit so echt musikalischem Verständnis, daß ich nun meinerseits vor Entzücken verstummte und kaum ein schales Kompliment zu stammeln vermochte, als sie vom Flügel aufstand, die Mutter küßte, dem Bruder und mir Gute Nacht! zunickte und das Zimmer verließ.

Wir haben das Glück, in dem hiesigen Schullehrer einen ungewöhnlich begabten und gebildeten Mann zu besitzen, sagte die Mama, als ich ihr nach Fränzels Verschwinden meine Bewunderung ausdrückte. Hier auf dem Lande wäre ich sehr in Verlegenheit gewesen, dem Mädchen zu den notdürftigsten Schulkenntnissen zu verhelfen, ohne diesen trefflichen Mann, der sie vom neunten Jahre an zugleich mit seinem zwei Jahre

jüngeren Sohn unterrichtet hat. Zu allem anderen ist er auch ein talentvoller Musikus und hätte längst eine bessere Stellung an einer städtischen Schule gefunden, wäre ihm und vor allem seiner kränklichen Frau die Gegend hier nicht so lieb geworden, zumal er auch seinen einzigen Sohn, der ein armer Krüppel ist, in der Stadt nicht so gut aufgehoben und vor Kränkungen durch rohe Kameraden geschützt wüßte. Was Fränzel an neueren Sprachen und weiblichen Fertigkeiten sonst noch zu lernen hat, kann ich ihr beibringen und brauche das Kind doch nicht von mir zu lassen, um sie der oberflächlichen Abrichtung in einem Pensionat auszusetzen.

Als auch die Mama sich zurückgezogen hatte und ich noch mit dem Freunde in der Nachtkühle auf der Terrasse am Hause rauchend auf und ab ging, war ich in meiner verworrenen Stimmung so einsilbig, daß es meinem Gefährten auffiel und er mich endlich fragte, ob mich ein plötzliches Unwohlsein angewandelt habe. Ein plötzliches Wohlsein! erwiderte ich und verhehlte nicht, welch tiefen Eindruck seine Schwester auf mich gemacht hatte.

Die Fränzel? lachte er. Nun, das gesteh' ich! Ich hätte nicht geglaubt, daß irgend jemand sie schon für voll nehmen könnte. Sie ist ja noch weder Fisch noch Fleisch, kein richtiger Backfisch mehr und noch lange kein Weib. So eine Dorfgassenbübin, die in Wald und Feld herumstreift, auf den Ackerpferden zum Heumachen hinausreitet und, wie du heute gesehen hast, nicht einmal so viel Eitelkeit besitzt, vor einem eleganten jungen Stadtherrn sich ihres verwahrlosten Anzugs zu schämen. Du wirst diese Anwandlung morgen früh ausgeschlafen haben, oder ich müßte geradezu an Hexerei glauben.

An die glaube ich auch, sagt' ich, aber nicht an eine rasche Entzauberung. Es scheine überhaupt in dieser Gegend nicht ganz geheuer zu sein. Allerlei Geister spukten in der Luft, und hohe Bäume ließen menschliche Laute erschallen.

Und nun erzählte ich, was ich am Abend bei den Ahornbäumen belauscht hatte.

Da lachte mein Freund noch herzlicher und sagte endlich: Hast du's auch zu hören bekommen, gleich zur Bewillkomm-

nung, unser famoses Waldlachen, das schon manchem arglosen Wanderer unheimlich gewesen ist? Ja, damit hat es eine eigene Bewandtnis, und ich glaube der Sache auf die Spur gekommen zu sein, hüte mich aber, es auszuplaudern. Mit solchen Waldgeistern ist nicht zu spassen, sie spielen einem einen Schabernack, wenn man sie verrät. Nun, wenn du eine Zeitlang hier bleibst, kommst du vielleicht noch selbst dahinter, dann wirst du mitlachen können. Aber nicht wahr, so graulich es ist, es klingt ganz artig, wenn das Echo den beiden Geisterstimmen der Bäume antwortet? Nur sage um Gottes willen meiner Mama nichts davon, die würde sich am Ende doch fürchten und ließe wohl gar die schönen Bäume umhauen, um dem Unwesen ein Ende zu machen.

Ich wurde nicht klug daraus, ob der Freund das alles ernst meinte oder mich zum besten hatte. Es lag mir auch nichts daran. Eine ganz andere, noch weit zauberhaftere Stimme lag mir im Ohr. Selbst mitten in der Nacht, als ich einmal aufwachte, ließ sie mich lange nicht wieder einschlafen.

Am andern Morgen bekam ich das Mädchen nicht, wie ich gehofft hatte, beim Frühstück zu Gesicht. Sie sei schon seit einer Stunde im Walde, sich Erdbeeren zu ihrer Milch zu suchen, sagte die Mama. Der Bruder nahm mich dann in Beschlag, mir seinen Hof zu zeigen, Scheunen und Ställe, Brennerei und Vorwerk, nichts wurde mir erlassen. Es interessiert dich nur mäßig, sagte er lächelnd, aber es ist eine gesunde Abwechselung und zumal gegen das Gespensterseben und sentimentale Anwandlungen sehr wirksam.

Der gute Junge täuschte sich gründlich. Hinter jeder Hecke, Scheunentür oder Zaunplanke hoffte ich die Gestalt des Mädchens auftauchen zu sehen und wurde immer verdrossener, je eifriger ihr Bruder, den meine Versunkenheit belustigte, in mich hineinsprach.

Als wir gegen Mittag unsere weitläufige Inspektion beendet hatten, trennte ich mich von ihm. Ich wollte mir noch einmal das Dorf betrachten, sagt' ich, das ich gestern in raschem Trabe durchfahren hatte.

Eigentlich lockte mich nur der Kirchturm am anderen Ende.

Neben dem, kalkuliert' ich, wird die Schule liegen, in der Schule wird der Lehrer wohnen, und bei dem Lehrer steckt am Ende seine Schülerin.

Richtig! Ich hatte mich nicht verrechnet.

Auf halbem Wege nach der Kirche kam mir die lange vergebens Gesuchte entgegen, aber nicht allein. Eine wunderliche Gestalt schleppte sich neben ihr hin, ein Knabe von etwa fünfzehn Jahren, der ohne die Hilfe zweier Krücken auf seinen ungleichen, mißgestalteten Füßen sich nicht hätte forthelfen können. Sein Rücken war etwas gekrümmt, die Brust eingesunken, und auf den ersten Blick war's kläglich, wie er zwischen den hölzernen Stützen sich hin und her schwang. Wenn man aber sein Gesicht betrachtete, verlor sich der herzbeklemmende Eindruck. Es war ein sehr hübsches Gesicht mit regelmäßigen Zügen, sanften und doch feurigen Augen und einer hohen Stirn, über die das braune Haar — er trug keine Mütze — in einem dichten Büschel herabfiel. Auch lächelte er zu etwas, das seine Begleiterin zu ihm sagte; das stand ihm besonders gut, denn er hatte einen wohlgebildeten, bei aller Jugend schon energischen und charaktervollen Mund und doch wieder eine kindliche Harmlosigkeit des Ausdrucks, die sehr liebenswürdig erschien. Auch sah es nicht danach aus, als ob sein Gebrechen ihm besonders hinderlich sei. Auf seinen Krücken kam er so flink von der Stelle, daß er mit dem raschen Fräulein ohne Mühe Schritt hielt, nur daß der harte Klang der beiden hölzernen Stützen auf dem festen Steindamm der Dorfstraße beständig daran erinnerte, daß den kleinen Mann nicht zwei gesunde Füße trugen.

Als ich mich dem ungleichen Paare näherte — denn das Mädchen schritt wie eine blonde junge Diana neben dem armen Krüppel her und überragte ihn um eine volle Kopflänge —, merkte ich, daß ich beiden ungelegen kam. Fräulein Fränzel nahm eine ernste Miene an, der Knabe runzelte die Stirn und schoß mir einen feindseligen Blick zu, und beide wollten mit einem unwirschen Gruß an mir vorbei.

Ich ließ mich aber nicht abschrecken, schloß mich ihnen an und begann eine kleine Konversation, deren Kosten ich freilich

fast allein zu tragen hatte. Von dem Mädchen, das mir heut beim hellen Sonnenschein noch weit besser gefiel, erfuhr ich nur, daß sie eben eine Klavierstunde gehabt und mit ihrem Begleiter vierhändig gespielt habe. Er spiele aber weit besser als sie, was er errötend bestritt. Wo sie sonst seit dem frühen Morgen gesteckt hatten, konnte ich nicht erfahren, so gern ich's für ein andermal mir zunutz' gemacht hätte.

So langten wir bei der Gartenpforte an, wo sich der Knabe — Friedel war sein Name — verabschiedete, obwohl Fränzel ihn miteinzutreten bat. Ich erhielt noch einen unfreundlichen Blick von ihm, den ich mir nicht zu deuten wußte, da ich der Meinung war, mich sehr liebenswürdig gegen ihn betragen zu haben.

Auch das Fräulein fuhr fort, mich mit schnöder Kälte zu behandeln. Vergebens zersann ich mich, wodurch ich mir ihre Ungnade zugezogen haben mochte. Fast sah es nach einer Verschwörung des jungen Paares aus, mir den Aufenthalt hier zu verleiden. Aber so leicht ist ein verliebter junger Geck, der sich einiger persönlicher Vorzüge bewußt ist, nicht einzuschüchtern.

Ich kehrte also bei Tisch meine besten Seiten heraus, war witzig, gemütvoll, tiefsinnig und, was schon mein Beruf mit sich brachte, von reinstem Mitgefühl für die leidende Menschheit erfüllt — kurz, ein solcher Mustermensch, daß es mir nicht schwer wurde, die gute Mama zu erobern. Bei dem Töchterchen blieb alles verlorene Liebesmüh'.

Gleich nach Tische verschwand sie wieder. Sie mache jetzt ihre Aufgabe für den Lehrer und übersetze dann ein Kapitel aus den Promessi Sposi, da sie bei der Mutter auch Italienisch angefangen habe. Länger als zwei Stunden aber halte sie's im Zimmer nicht aus, dann müsse man sie ihrer Wege gehen lassen.

Ich hätte mich gern zum Begleiter auf diesen Wegen angeboten. Als ich aber später nachfragte, wo das Fräulein geblieben, wußte es niemand zu sagen.

So blieb mir nichts übrig, als auf gut Glück ihr nachzugehen. Ich fand aber nirgend ihre Spur und lief mich umsonst müde. Ärgerlich war ich auch. Kein Wunder also, daß

mir in meiner aufgeregten Stimmung, als ich gegen Sonnenuntergang wieder zu den Ahornbäumen gelangte und das geisterhafte Lachduett gerade wie gestern aus ihren Wipfeln herabtönte, dieses Waldlachen wie ein persönlicher Hohn und Spott erklang, dem ich um jeden Preis ein Ende machen müsse.

Diesmal hatte ich meine Brille nicht vergessen. Ich schritt dicht an die Stämme heran und spähte scharf zu den vieläſtigen Wipfeln hinauf. Da sah ich nun allerdings, daß in jedem eine menschliche Gestalt versteckt saß, aber die Zweige verschränkten sich so dicht, das Laubwerk war so üppig, an ein Erkennen der Spottvögel war nicht zu denken. Auch schwiegen sie mäuschenstill, sobald ich mich genähert hatte, natürlich um sich durch ihre Stimmen nicht zu verraten. Ich wußte nun wenigstens, daß es bei dem Spuk mit rechten Dingen zuging. Was kümmerte mich's, welche Dorfbuben sich den Spaß machten, der ja in der Tat sehr lieblich klang. Als ich mich aber eben entfernen wollte, bemerkte ich etwas, das mich plötzlich über die Personen dieser Komödie aufklärte: im hohen Grase zu Füßen des einen Baumes lagen zwei Krücken, die keinem andern als dem Lehrerssohn gehören konnten.

War's zu glauben? Saß wirklich in dem Wipfel gegenüber die Gutsherrntochter, ein bald siebzehnjähriges Fräulein, das Schumann und Schubert mit der entzückendsten Empfindung sang und die Promessi Sposi übersetzte?

Ich konnte nach allem, was ich gesehen, nicht daran zweifeln.

Warum mir diese Entdeckung eine so fatale Empfindung erregte, darüber wurde ich mir nicht klar. Was war am Ende daran auszusetzen, daß ein sonst wohlerzogenes Fräulein die Passion hatte, auf hohe Bäume zu klettern und droben lachend den Widerhall herauszufordern? Keine Gouvernante war ja bei der Hand, ein Ärgernis daran zu nehmen, und auch die Intimität mit ihrem Schulkameraden, der die Knabenschuhe noch nicht ausgetreten hatte, konnte ihr nicht verdacht werden. Und doch, für den Humor, der darin lag, daß sich diese junge Dame wie eine wilde Katze in die Wipfel verstieg und dort ihr übermütiges Lachduett anstimmte, fehlte mir der Sinn, vielleicht nur darum, weil ich meine Turnkünste verlernt hatte

und darauf verzichten mußte, nachzusteigen und ihr droben meine Liebeserklärung zu machen.

Ich nahm mir vor, beim Abendessen sie geradezu darauf anzureden. Dazu kam es aber nicht. Ein bittender Blick, den sie mir zuwarf, als ich von dem Waldtal und den beiden Baumriesen am Eingang anfing, erinnerte mich, daß die Mama nicht eingeweiht war. Auch hernach kam es zu keiner Erklärung. Gleich nach dem Essen, unter dem Vorwand, daß sie noch etwas zu arbeiten habe, sagte das Fräulein gute Nacht und ließ sich auch durch die Bitte des Bruders, noch etwas zu singen, nicht zurückhalten.

Diesmal aber bekam ich wenigstens eine Hand und ein freundliches Kopfnicken.

Als ich dann mit meinem Freunde wieder allein war, sagte ich ihm sogleich, ich wisse jetzt, was es mit dem mysteriösen Waldlachen für eine Bewandtnis habe. Ob er aber ganz damit einverstanden sei, seine Schwester, doch schon ein erwachsenes Fräulein, mit einem halbwüchsigen Burschen so herumzigeunern zu lassen?

Der Bruder lachte. Ich glaube gar, du bist auf den armen Krüppel eifersüchtig, sagte er. Nein, sei ohne Sorge. Sie sind seit ihren Kinderjahren aneinander gewöhnt, und da der Friedel auf ebener Erde mit keinem Altersgenossen in die Wette laufen kann, hat er sich früh im Klettern geübt und es bald so weit gebracht, daß er's mit jedem Eichkätzel aufnehmen kann. Das hat Fränzels Ehrgeiz geweckt, Schleppkleider trägt sie auch jetzt noch nicht, und da es eine gesunde gymnastische Übung ist, habe ich sie gern gewähren lassen. Die Mama aber ist ängstlich und würde es nie zugeben, daß ihre Tochter so halsbrecherische Künste treibt. Darum haben wir's vor ihr geheimgehalten. Du aber wirst wahrscheinlich begriffen haben, weshalb ich gestern deine überschwenglichen Äußerungen nicht ernst nahm. Ein Mädel, das noch so kindische Passionen hat, wirst du dir selbst nicht als Gegenstand einer ernstlichen Anbetung vorstellen können.

O doch, versetzt' ich. Es ist ja dafür gesorgt, daß die Bäume, auf die junge Mädchen klettern, nicht in den Himmel wachsen.

Ich getraute mir, es ihr auf ebener Erde so behaglich zu machen, obwohl ich keine glänzende Partie bin, daß sie auch in der Stadt das Lachen nicht verlernen sollte. Nur unter einer Bedingung, die freilich hier nicht zutrifft: daß sie sich nur halb so viel aus mir machte, wie ich aus ihr.

Und warum wolltest du daran verzweifeln? sagte er dagegen.

Ich erzählte ihm, wie abweisend sie mich behandelt habe; ich sei gründlich überzeugt, daß ich ihr unangenehm sei, daß sie mich je eher je lieber wieder abreisen sehen möchte.

Das wollte er nicht Wort haben. Es sei eben ein wunderliches Mädel, aus dem er manchmal selbst nicht klug werden könne. Doch was mich betreffe, wolle er sie nächster Tage ausforschen. Sollte ich mit meinem Verdacht wirklich recht haben, so sei mir freilich nicht zu helfen, wenigstens fürs erste nicht, obwohl er für die Zukunft mir nicht alle Hoffnung nehmen wolle. Denn mich zum Schwager zu haben, sei ihm ein sehr freundlicher Gedanke.

Nun, so vergingen ein paar Tage. In meinem äußeren Verhältnis zu dem Mädchen, das sich mehr und mehr all meiner Gedanken bemächtigte, änderte sich nichts. Sie vermied es unverhohlen, mit mir allein zu sein, lehnte meine Begleitung auf ihren Morgenspaziergängen ab, begnügte sich, wenn ich sie sonst ins Gespräch ziehen wollte, mit so kurzen Antworten, als es die gesellige Artigkeit irgend zuließ, und war besonders unhold zu mir, wenn ich ihr in Gesellschaft mit ihrem lahmen Gespielen begegnete. Schon von weitem sah ich, wie das offene Gesicht des armen Jungen sich verfinsterte, sobald er mich erblickte. Er kniff dann die Augen ein, wie um einen verhaßten Anblick zu vermeiden, und wenn ich ihn anredete, bekam ich kaum eine Antwort. Da ich nun merkte, daß ich mir die geringe Gunst des Fräuleins vollends verscherzen würde, wenn ich mich als Dritten im Bunde aufdrängte, schlug ich gleich einen Seitenweg ein, sobald ich den klappernden Ton der Krücken auf dem Pflaster nur von fern vernahm.

Das Duett in den Ahornwipfeln war verstummt. Das Paar schien für sein Waldlachen sich eine entlegnere Stelle

gesucht zu haben, selbst mit Verzicht auf das Echo, nur um mir auszuweichen. Daß ich daher statt meines früheren Mitleids zuletzt einen förmlichen Haß auf den Lehrerssohn warf, da ich meinen begünstigten Rivalen in ihm sehen mußte, war zwar nicht gerade christlich, aber gewiß sehr menschlich.

Mein Freund, der ohnehin als eifriger Landwirt gerade in dieser Jahreszeit nur bei den Mahlzeiten zu Hause war, schien sich um den Zustand meines Herzens nicht eben Sorge zu machen. Ich dachte schon, er habe sein Versprechen, das wilde Schwesterchen um meinetwillen ins Gebet zu nehmen, völlig vergessen, und war zu stolz, ihn daran zu erinnern. Da nahm er mich eines Abends in unserer gewöhnlichen Rauch- und Plauderstunde unter den Arm und führte mich zu einer entfernten Bank im Garten.

Hier fing er nun in einiger Verlegenheit an, mir über den Erfolg seiner diplomatischen Mission Bericht zu erstatten. Er habe doch leider recht behalten, das Mädel sei noch so kindisch, daß es nicht vernünftig mit sich reden lasse. So viel zwar habe sie eingestanden: eine Abneigung gegen meine Person empfinde sie nicht; ich sei gewiß, was man sich gewöhnlich unter einem braven Menschen und angenehmen Gesellschafter vorstelle. Aber eben, daß ich mich so geflissentlich um sie bemühe, sei ihr im höchsten Grade widerwärtig. Du mußt nicht denken, Hubert, habe sie gesagt, ich sei noch ein so dummes Kind, daß ich nicht gemerkt hätte, dein Freund habe Gefallen an mir, so wenig ich ihm entgegengekommen bin. Er soll sich aber nur all solche Gedanken aus dem Sinn schlagen. Denn zu einer Courmacherei, einer Flirtation, wie sie so unter müßigen Menschen auf dem Lande vorzukommen pflegt, habe ich nicht die geringste Lust, und an was Ernsthafteres ist erst recht nicht zu denken.

Warum nicht? habe er gefragt, und da sie rot geworden und ihm eine Weile ausgewichen sei, habe er endlich seine ganze brüderliche Autorität eingesetzt. Aber so hart er sie angefahren, einschüchtern habe sie sich nicht lassen, vielmehr endlich rund heraus erklärt: sie werde das dem Friedel nie und nimmer antun, einen Mann zu heiraten, der sie von hier fortnähme.

Sie wisse, daß der arme Junge dann ganz verlassen dastehn und vor Kummer und Entbehrung zu Grunde gehen würde. Denn er habe auf der Welt keine andere Lebensfreude, als den Umgang mit ihr, und sie würde sich als die gottloseste Egoistin erscheinen, wenn sie ihn allein ließe, um für sich selbst irgend ein Glück zu gewinnen.

Er habe diese Antwort anfangs als eine überspannte Backfischlaune behandelt, dann aber, da er ihren Ernst gesehen, sie aufs Gewissen gefragt, ob sie am Ende in Friedel verliebt sei. Dann wäre es seine Pflicht, dem ärgerlichen Verhältnis ein Ende zu machen. — Nein, habe sie ganz ruhig erwidert, ein solcher Gedanke ist mir nie gekommen. Er ist mir immer wie ein jüngerer Bruder gewesen und wird es immer bleiben. Aber wenn du sein feines Gemüt kenntest, und was an schönen und klugen Gedanken in ihm lebt, würdest du begreifen, daß ich seine Gesellschaft nicht gegen die irgend eines anderen Menschen vertauschen möchte, und wäre es ein noch so verliebter und liebenswürdiger Ehemann, der einen geraden Rücken und keine verkrüppelten Füße hätte. Und wenn dein Freund es wirklich gut mit mir meint, soll er sich weiter keine Mühe geben. Denn Friedel kann ihn nicht leiden und gönnt ihm nicht all das, was er an äußeren Gaben vor ihm voraus hat. Nun ja, er ist eifersüchtig, obwohl er keinen Grund dazu hat. Aber es steht auch zu viel für ihn auf dem Spiel.

Das war nun alles so unzweideutig — ich mußte einsehen, das klügste sei, die Partie sofort verloren zu geben. Ich konnte mir's freilich nicht versagen, meinen Freund auf die Gefahr hinzuweisen, die ich auch ohne selbstische Nebengedanken in dem Verhältnis des jugendlichen Paars erblickte. Man wisse, daß gerade eine körperliche Mißbildung das Heranreifen eines jungen Menschen beschleunigt. Und daß seine Gefühle für das Mädchen, das sich ihm schwesterlich zuneigte, nicht lange die mittlere Temperatur brüderlicher Liebe behalten würden, wenn sie sich überhaupt noch darauf beschränkten, war mir klar. Auch Hubert mußte das zugeben und erklärte, Fränzels wegen werde er darauf denken, in irgend einer nicht auffälligen Weise Wandel zu schaffen, ehe es zu spät sei.

Für mich blieb freilich nichts anderes übrig, als mich eilig zu entfernen und zu sehen, ob durch eine Luftveränderung das Fieber noch zu heilen wäre.

Also schützte ich am andern Morgen einen dringenden Notruf meiner Patienten vor, die mich nicht länger entbehren könnten, — eine dreistere Notlüge habe ich nie über die Lippen gebracht. Denn selbst wenn mein einziger Patient in den letzten Zügen gelegen hätte, wäre ich nicht von hier gewichen, hätte mir das geliebte Mädchen nur einen Schimmer von Hoffnung gelassen.

Die Art aber, wie sie mir mit sichtlicher Erleichterung in dankbarer Herzlichkeit beim Abschiede die Hand drückte, zerstörte die letzte Illusion, daß ich ihr je etwas anderes sein könne, als ein Störenfried.

So kehrte ich in die Stadt zu meinem anstrengenden Beruf zurück. Ich hatte gehofft, gegenüber der traurigen Wirklichkeit, mit der ich täglich zu tun hatte, würde sich die Erinnerung an das eben Erlebte wie ein Sommernachtstraum verflüchtigen.

Die Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehen. Doch war dafür gesorgt, daß mir keine Zeit blieb, lyrische Allotria zu treiben. In der Klinik herrschten epidemische Krankheiten, die mir vollauf zu tun gaben, auch blieb mein Hypochonder nicht mein einziger Privatpatient. So kam ich nicht in Versuchung, den zerrissenen Faden wieder anzuknüpfen, und da auch Hubert keine Muße zu Briefen hatte, blieb es zwischen Stadt und Land den Winter über still.

Da, zu Anfang Mai des folgenden Jahres, überraschte mich eine Epistel des Freundes, der mich wegen meines Verstummens ausschalt, Grüße der Mama bestellte, an die eine neue Einladung geknüpft war, und ungefähr so schloß: Denke dir, was sich vor einer Woche hier zugetragen hat. Das Waldlachen hat ein Ende mit Schrecken genommen. Fränzels Spiel- und Studiengefährte hat eines Abends sich dazu aufgelegt gefühlt, wieder einmal seinen Baum zu erklettern, der mit seinen maigrünen Blättern ihn anlockte. Seine Glieder waren auch während der winterlichen Ruhe nicht ungelenk geworden, so daß er den Wipfel wie sonst erreichte. Meine Schwester sah ihm

von unten zu und hörte noch, wie er oben ganz munter die bekannten Lachtöne anstimmte. Auf einmal gab's einen schrillen Mißton. Einer der Zweige, der dem lahmen Vogel zum Stützpunkt diente, muß in dem harten Winter abgestorben sein, knickte plötzlich ein, und der arme Bursch taumelte von seinem hohen Sitz so unglücklich kopfüber durch die lichten Äste, daß er nirgends einen Halt fand und am Fuß des Baumes ächzend mit verzerrtem Gesicht hinstürzte.

Er sei schon am nächsten Tage seinen innerlichen Verletzungen erlegen. Das klägliche Ereignis aber habe auf das Gemüt seiner jungen Freundin einen so furchtbaren Eindruck gemacht, daß sie sich zuerst ganz fassungslos gebärdet habe, darauf aber in einen starrsüchtigen Zustand versunken sei, der die Mutter aufs höchste ängstige, da alles liebevolle Einwirken der Ihrigen nicht den geringsten Eindruck auf sie mache. Sie sitze halbe Tage lang wie an allen Sinnen gelähmt und raffe sich endlich nur auf, um im Felde Blumen zu pflücken und jeden Abend einen Kranz auf das Grab des unglücklichen Knaben niederzulegen.

Die Nachricht ergriff mich ganz eigen. Ich gestehe ehrlich, daß im ersten Augenblick ein selbstisches Gefühl überwog. Das Hindernis, das zwischen mir und meinen Herzenswünschen gestanden, war aus dem Wege geräumt. Bald aber stellte sich mir das Bild des armen Verunglückten und des so entsetzlich getroffenen Mädchens in seiner jammervollen Erstarrung so lebhaft vor die Seele, daß ich noch denselben Abend einen langen Brief an sie schrieb, in welchem ich alle hier so nahe liegenden Trostgründe beiseite ließ und nur vorbrachte, was Beraubten einzig und allein wohltut: wie groß ihr Verlust sei, und wie ich selbst, so fremd ich gewesen, die Liebenswürdigkeit ihres jungen Freundes vollauf zu schätzen gewußt hätte.

In seinem nächsten Brief teilte mir der Bruder mit, seine Schwester sei über den Brief in Tränen ausgebrochen, da sie sonst mit heißen, trockenen Augen herumgehe. Vielleicht, wenn ich nun selbst käme —

Aber ich hütete mich wohl, dem Wink zu folgen.

Darüber schlief auch der Briefwechsel wieder ein. Der

Sommer verging. Gegen den Herbst kam eine kurze Botschaft meines Freundes, die Mama habe sich entschlossen, mit Fränzel, die sich ein wenig beruhigt habe, doch immer noch allen Lebensfreuden unzugänglich sei, den nächsten Winter in der Stadt zuzubringen. Es sei für ein junges Mädchen unter allen Umständen, wie viel mehr unter diesen besonderen, notwendig, sich in geselligen Kreisen bewegen zu lernen. In der Stadt wollten sie bei der uralten Großmutter, die zwar an ihren Lehnstuhl gebannt, aber noch völlig geistesfrisch war, ihre Wohnung nehmen und hofften, auch mich dort wiederzusehen.

Ich will mich kurz fassen. Was nun folgte, ist ja auch bekannt und ging ohne Geisterintervention mit rechten Dingen zu.

Meine heimlich Geliebte kam, eine andere, als ich sie verlassen, ernster, schlanker, mit einer stillen, sanften Freundlichkeit gegen mich, die all meine Hoffnungen belebte. Nun, und am Ende des Winters, nachdem sie hinlänglich Gelegenheit gehabt, meine guten und schlechten Seiten gegeneinander abzuwägen, entschloß sie sich denn doch, auf alle Gefahr es mit mir zu wagen, ein Entschluß, den zu bereuen sie nun zehn Jahre Zeit gehabt hat.

* * *

Fishing for compliments! sagte die hübsche, kluge Frau lächelnd. Aber ich werde meinem Herrn Gemahl nicht den Gefallen tun, aus der zehnjährigen Schule zu schwatzen und ihm ein Zeugnis auszustellen. Seine schlimmsten Fehler sind freilich mit seinem ärztlichen Beruf zu entschuldigen. Was hat so eine Doktorsfrau von ihrem Mann, der die ganze leidende Menschheit ans Herz drückt! Da bleibt dem einsamen Weibe Zeit genug zum Heimweh nach der glücklichen Jugend, deren Mutwillen sich in die höchsten Bäume verstieg.

Nun, sagte der Hausherr, indem er dem Arzt zunickte, wir sind Ihnen jedenfalls dankbar, werter Freund, daß Sie das liebenswürdige Waldlachen uns in die Stadt geholt haben, wo es freilich gedämpfter klingt, doch immer noch sein dankbares Echo findet. Und ich insbesondere habe Ihnen zu danken, da Sie uns mit Ihrer Erzählung aus der unheimlichen Luft des

Zwischenreichs in die nüchterne Morgenkühle des wirklichen Lebens hinausgeführt haben. Meines Erachtens würde sich all und jeder optische oder akustische Spuk genau so wie jener in Wohlgefallen auflösen, wenn die kurzsichtigen Beobachter ihre Brille nicht zu Hause gelassen hätten.

Es tut mir leid, Verehrter, sagte der Arzt mit einem raschen Blick auf seine Frau, ich muß aber diese günstige Meinung von unserm unanfechtbaren Verhältnis zur Geisterwelt ablehnen. Denn die Geschichte hat noch ein gespenstiges Nachspiel, das in kurzem folgendermaßen verlief.

Wir hielten unsere Hochzeit in der Stadt. Die Großmama mußte doch dabei sein und war zu unbehilflich mit all ihren Gebrechen, um sich zu einer Reise nach dem Gut aufraffen zu können. Gleich nach dem stillen Fest im Familienkreise traten wir die übliche Hochzeitsreise an, zu der ich mir einen Urlaub von vier Wochen erwirkt hat.

Es litt uns aber, so schön die Welt ringsum war, nur vierzehn Tage in der Fremde. Meine liebe Frau verlangte zu ihrer Mutter zurück, nach den Tummelplätzen ihrer glücklichen Jugend, nach denen sie ja eben erst wieder ein Heimweh eingestanden hat.

Auch mich zog es dorthin. Ich war damals wie nach einer verlorenen Schlacht aus dem traulichen Hause weggegangen; nun reizte es mich, als Sieger wieder einzuziehen.

Wir kamen am Abend an, fanden die Mutter und den Schwager in bestem Wohlsein, hatten von unsern ersten zwei Flitterwochen nur das Hübscheste zu erzählen, und doch — zum erstenmal, seit sie die Meine geworden, war das Gesicht meiner Frau Liebsten nicht so heiter wie sonst. Als wir wieder allein waren, befragte ich sie um den Grund. Sie gestand mir ehrlich, die Erinnerung an den armen Jugendgespielen habe sich ihr so übermächtig aufgedrängt, es sei ihr zu Mut, als könne sie ihres Glücks nicht mit gutem Gewissen froh werden, da er aus der Welt gegangen, ohne die besten Freuden eines gesunden Menschenkindes genossen zu haben.

Ich suchte sie mit allerlei Weisheit über diese Stimmung hinwegzubringen. Es war umsonst. Sie blieb still und be-

klommen, stand lange am Fenster und betrachtete den Sternenhimmel, seufzte zuweilen und fing an, mir Sorge zu machen.

Am andern Morgen aber war dies Wölkchen an unserm Ehehimmel verschwunden. Wir begleiteten Schwager Hubert durch seine Wirtschaft, an deren Wachstum ja auch sein Landkind von Schwester lebhaftes Interesse hatte, bewunderten die neuen Kühe aus dem Algäu und die Rambouilletschafe, die inzwischen angeschafft worden waren, und brachten den erfreulichsten Appetit vom Vorwerk mit heim. Ein paar Flaschen Röderer, von denen auch die beiden Damen ihr bescheiden Teil in Anspruch nahmen, brachten uns in die fröhlichste Stimmung, und wir trennten uns endlich, um eine kleine Siesta zu halten.

Franziska, da sie die Nacht unruhig zugebracht hatte, fiel in einen tiefen Schlaf, in dem ich sie nicht störte, zumal ich endlich allerlei aufgeschobene Korrespondenz zu erledigen wünschte. Als ich damit fertig war und nach ihr sah, war sie nicht mehr in ihrem Zimmer. Die Mamsell sagte, die Frau Doktorin sei vor einer halben Stunde fortgegangen, in der Richtung nach dem Waldtal. Es war mir nicht ganz recht, ich fürchtete, die alten Erinnerungen möchten sie dort wieder heimsuchen. Jedenfalls wollte ich sie nicht lange allein lassen und schlug den Weg nach den Ahornbäumen ein, deren Wipfel mir wie an jenem ersten Abend entgegenleuchteten.

Aber wie erschrak ich, als ich noch nicht weit von dem Parkgitter entfernt meine Frau in atemlosem Lauf und doch wie in tiefer Erschöpfung daherkommen sah, so blaß und entgeistert, mit scheuen Augen irr um sich herspähend, daß es völlig den Anschein hatte, als flüchte sie vor irgend einem Verfolger, der ihr auf dem Fuße nachsetze. Ich rief ihren Namen und lief nun selbst so schnell ich konnte und hatte sie gerade erreicht, als ihre Kräfte sie verließen und sie in meinen Armen halb ohnmächtig zusammenbrach.

Als sie sich wieder ein wenig gefaßt hatte und nun mit meiner Hilfe sich aufrichtete, ließ sie die ängstlichen Augen erst noch herumgehen, dann aber beruhigte sie sich so weit, daß sie mir erzählen konnte, was ihr begegnet war. Und nun trete

ich das Wort an sie ab. Du selbst, liebe Frau, wirst ja am besten von deinem Abenteuer Rechenschaft geben können.

Ich kann noch immer nicht ohne ein leises Grauen daran denken, sagte die Doktorin. Mein Mann hat mir ausreden wollen, daß es etwas anderes gewesen sei, als eine innere Empfindung, die ich in meiner Erregung — wie sagtest du doch gleich? — nach außen projiziert hätte. Aber so sehr ich mir auch Mühe gab, zu beobachten, ob es von innen kam oder doch außer mir auf meine Sinne wirkte, es war zu deutlich ein Sinneseindruck wie alle andern, und mag es gewesen sein, was es wolle — der Eindruck auf mein Gemüt blieb sich gleich.

Ich war freilich voll trauriger Gedanken, als ich meinen Gang nach dem Waldtal antrat. An die alten Zeiten dacht' ich, die ich dort verlebt hatte — kaum Jahr und Tag lagen sie hinter mir und schienen doch weit, weit vom heutigen Tage entfernt — und ich begriff nicht, seitdem ich eine ehrbare Gattin geworden war, wie ich es so wild hatte treiben können. Und dann dacht' ich an meinen armen guten Kameraden, ein wie prächtiger Junge er gewesen war, dessen Wert niemand so gut kannte wie ich, und wie sein leidenschaftliches einsames Herz an mir gehangen hatte, und daß es bei allem Unglück ein Glück für ihn gewesen, so kläglich um sich zu kommen. Denn wenn er leben geblieben wäre und mich doch eines Tags an einen andern hätte verlieren müssen, — ich bin fest überzeugt, er wäre dann zu Grunde gegangen. Ob ich aber trotzdem das mir selbst abgelegte Gelübde, ihn nie zu verlassen, standhaft gehalten hätte? — Schon in jenen ersten Tagen hatte ich gefühlt, daß es mir ein Opfer war, und wenn ich hätte glauben müssen, ich würde den Freund meines Bruders unglücklich machen, wenn ich dabeibliebe, überhaupt nicht zu heiraten — aber das waren ja nun sehr überflüssige Selbstquälereien.

Genug, ich dachte jetzt mit ruhiger Wehmut an meinen Spielgefährten, doch nicht im mindesten mit irgend einer unheimlichen Ahnung. Und nun denken Sie: wie ich ziemlich nah an den Eingang des Tals herangekommen war und zu unsern zwei Bäumen hinaufsehe, höre ich auf einmal einen

leisen, aber ganz deutlichen Klang aus dem Wipfel des seinigen, der der höhere war. Es war wirklich ein Lachen, wie er gelacht hatte, nur gedämpft, wie aus viel weiterer Ferne, auch nicht laut genug, um das Echo zu wecken, und nicht lange währte es, so wurde es noch leiser und klang nun wie ein Wimmern, oder richtiger, wie wenn jemand Schmerzen hat und durch ein gezwungenes Lachen sich und andere darüber täuschen will.

Ich blieb wie von Schrecken gelähmt stehen, wollte gern fort, mußte aber immer hinaufhorchen, auch als der jämmerliche Ton wieder in einen helleren umschlug. Jetzt aber klang's wie ein scharfes, schneidendes Hohngelächter; nicht lange, dann verstummte es auf einmal ganz.

Mir war eiskalt geworden, der Angstschweiß stand mir auf der Stirn, ich wagte nur einmal einen flüchtigen Blick hinaufzuwerfen, schon gefaßt darauf, droben die wohlbekannte Gestalt zu erblicken; es war aber nur die leere Luft, von der der Wipfel sacht hin und her schwankte. Da nahm ich mich zusammen und kehrte um, die Kniee zitterten mir, ich hatte nur einen Gedanken: mich zu meinem Manne zu flüchten.

Kaum aber hatte ich ein paar Schritte getan, so hörte ich dicht neben mir etwas weit Grauslicheres, ein Klappern und Aufstampfen auf der harten Erde, gerade wie vorzeiten, wenn mein lahmer Kamerad auf seinen Krücken neben mir herstapfte. Ich fuhr mir mit den Händen übers Gesicht, ich dachte, es sei nur ein Traum, und wollte mich selbst aufwecken, aber nein, ich wachte, ich hatte noch meine klaren fünf Sinne, und doch, doch hörte ich das schauerliche Geräusch, und je eiliger ich lief, je rascher klapperte es neben mir her, ein entsetzlicher Wettlauf begann, sogar wie ein leises Keuchen aus einer gepreßten Brust klang es neben mir — auch das war mir so bekannt! — und so taumelte ich mit gesträubtem Haar halb besinnungslos, die Augen zudrückend, obwohl nichts zu sehen war, auf der Straße dahin, bis ich meinen Mann erblickte und mit dem dunklen Gefühl, nun sei ich gerettet, völlig erschöpft zusammenbrach.

Als ich wieder zu mir kam und durch den Nebel meines Bewußtseins seine Augen auf mich gerichtet sah und die vertraute Stimme hörte, war auch das gespenstige Geleit ver-

schwunden. Es dauerte eine Weile, bis ich wieder so viel Kraft hatte, den Weg nach Hause vollends zurückzulegen. Ich war aber so elend von dem Erlebten, daß ich gleich zu Bette mußte. Mein Bruder wollte mich necken mit meiner vermeintlichen Geisterseherei, brachte es aber doch nicht fertig, da er sah, wie ich noch litt. Bis ich einschlief, saß dann mein Mann und die Mutter an meinem Bette. Ich war so geängstigt, daß ich um keinen Preis allein geblieben wäre.

Am andern Morgen, nach einem tiefen, gesunden Schlaf, kam ich mir selbst recht schwach und töricht vor, daß ich gestern von einer Halluzination, wie mein Mann es nannte, mich so in Schrecken hatte versetzen lassen. Ich legte mir nun selbst das Erlebte aus, als ob es nur eine etwas ungestüme Mahnung meines Gewissens gewesen sei, das sich mit meinen aufgeregten Sinnen verschworen habe, mich wegen einer versäumten Liebespflicht zu strafen. In meinem jungen Glück hatte ich vergessen, das Grab des unglücklichen Jugendgefährten zu besuchen; das wollte ich nun eilig nachholen.

Ich ging also, sobald ich angezogen war, in den Garten hinunter und band einen Kranz aus den schönsten Blumen. Im stillen hegte ich die abergläubische Vorstellung, wenn der abgeschiedene Geist wirklich auf mich erzürnt sei, werde er sich durch das Totenopfer versöhnen lassen. Ich sagte niemand, auch meinem Manne kein Wort davon und stahl mich durch die Gartentür ins Freie, schlug aber nicht den Weg nach dem Friedhof durchs Dorf ein, sondern umging in weitem Bogen an den Feldern entlang die Häuser und Hütten und erreichte mein Ziel unangefochten.

Als ich den Kranz auf das Grab niedergelegt und eine Weile daneben gekniet hatte, in stillen herzlichen Gedanken und dem Wunsch, daß der Tote nun ruhig schlafen möge, erhob ich mich mit erleichtertem Herzen und trat aus der Kirchhofstür, den Heimweg auf der Dorfstraße zu machen, wo ich allerlei gute Bekannte begrüßen wollte.

Kaum aber hatte ich das Pflaster des breiten Weges betreten, so klang's wieder dicht neben mir, tok — tok — tok — tok, das Aufstampfen der Krücken, das hier so viel hundertmal

sich hatte hören lassen, wenn der Knabe mich nach den Lehrstunden bei seinem Vater heimbegleitete.

So war mein Totenopfer umsonst gewesen, der arme Geist heftete sich unerbittlich an meine Fersen, auch die hellste Morgenstunde konnte ihn nicht verscheuchen.

Entsetzt blieb ich stehen — sofort schwieg auch der Ton neben mir. Sobald ich den Fuß weitersetzte — tok — tok — tok — tok. Ich flüchtete zu einer Bank vor einem Bauernhause, die gute Frau, mit der ich immer freundlich gestanden hatte, kam heraus, mich zu bewillkommnen. Als sie mich todblaß und mit flackernden Augen dasitzen sah, erschrak sie und fragte, ob ich krank sei und womit sie mir helfen könne. Ich bat sie um ein Glas Wasser und stürzte es auf einen Zug hinunter. Es belebte mich sehr, ich faßte neuen Mut, und nachdem ich mich bezwungen hatte, eine Weile mit der guten Freundin zu plaudern, stand ich auf, meinen Weg fortzusetzen. Sogleich war auch das unsichtbare Geleit wieder bei der Hand. Nun bat ich die Bäuerin, mit mir zu gehen, daß ich mich auf ihren Arm stützen könnte. Aber ihre Gesellschaft bannte den Spuk nicht. Hört Ihr nichts, Mutter Weber? fragt' ich. Sie horchte mit verwundertem Gesicht. Was sie denn hören solle? Und dabei das schauerliche Akkompagnement der Krücken so hart neben uns, daß es mir das Geplauder meiner Begleiterin übertönte!

Als wir an der Tür des Gartens ankamen, verstummte der Ton. Weiter hatte Friedel mich nie begleitet; er hatte es immer abgelehnt, zu uns ins Haus zu kommen; da gehöre er nicht hin, sagte er eigensinnig. Und so fiel der Schauder von mir, sobald ich die Grenze unseres Besitztums erreicht hatte.

Von dem Tag an war ich durch nichts zu bewegen, mich wieder hinauszuwagen. Auch die Begleitung meines Mannes konnte meine Furcht nicht verscheuchen, ja es schien mir erst recht gefährlich, mich gerade neben ihm draußen blicken zu lassen; ich hatte eine kindische Angst, als würde sich dann der Zorn des armen, eifersüchtigen irren Geistes gegen i h n wenden und ihm irgend ein Leids antun. Lieber verurteilte ich mich zu freiwilliger Gefangenschaft in Haus und Garten, solange unser Besuch noch dauerte.

Daß mir hernach auch die Erinnerung an mein Mutterhaus durch das wundersame Erlebnis getrübt war, werden Sie begreifen. Selbst mein Herr Gemahl versuchte nicht mehr, mit seiner wissenschaftlichen Erklärung mir wegzudemonstrieren, was mir eine so schauerliche Wirklichkeit war. Ich hatte lange zu tun, bis ich den Eindruck verwand. Bald aber kam mir eine andere, freudigere Bangigkeit zu Hilfe und lenkte meine Gedanken von dieser Heimsuchung ab: im Februar wurde unser kleiner Hubert geboren.

Damals begann unsere liebe Mutter an den Vorwehen der Krankheit zu leiden, die sie nach einem Jahr hinraffen sollte. Da sie nun das lebhafteste Verlangen äußerte, unser Kind zu sehen, überwand ich die Abneigung, die unheimlichen Stätten wieder aufzusuchen, und reiste sogar ohne meinen Mann mit dem Kleinen nach unserm Gut. Und nun denken Sie: wie seltsam: nachdem die Großmama das Bübchen, das für seine sechs Monate schon sehr kräftig entwickelt und aufgeweckt war, ein paar Tage hinlänglich bewundert hatte, konnte ich in meiner Muttereitelkeit den Wunsch nicht unterdrücken, mich auch bei den alten Bekannten im Dorf in meiner neuen Würde sehen zu lassen.

Ich gestehe, daß ich doch einen Augenblick einen leisen Schauer der Furcht verspürte, als ich die Gartentür öffnete und, das Kinderwäglein vor mir herlenkend, die Dorfstraße betrat. Ich war gefaßt darauf, sofort wieder das Geistergeleit zu erleben und das ruhelose Tok — tok zu hören. Es blieb aber alles still. Der Kleine lag im Wagen und sah mit hellwachen, großen Augen um sich her, aus den Häusern kamen Weiber und Kinder, ihn anzuschauen — nichts Unheimliches wagte sich in die Nähe des rosigen Gesichtchens; der arme irre Geist wollte das Kind nicht entgelten lassen, was die Mutter ihm angetan. Und als ich am Nachmittag mit dem Buben auf dem Arm mich sogar nach dem Waldtal wagte, blieb es ganz still in dem Ahornwipfel. Vor dem unschuldigen Lachen des Kindes war das Waldlachen für immer verstummt.

* * *

Wir hatten uns von unseren freundlichen Wirten verabschiedet, in jener erregten und zugleich gedämpften Stimmung, die einzutreten pflegt, wenn man das Grübeln über unlösbare Probleme endlich aufgibt.

Ich war aber noch nicht die Treppe hinunter, als ich noch einmal umkehren mußte, um eine Abhandlung, die mir der Hausherr am Abend geschenkt, nicht zurückzulassen und dadurch den Verdacht zu erwecken, als ob ich auf diese Freundesgabe wenig Wert legte.

Als ich in das Gesellschaftszimmer wieder eintrat, fand ich die Hausgenossen, trotz der vorgerückten Stunde, noch beisammen. Der Hausherr ging, seine Zigarre ausrauchend, auf und ab, seine Frau und Schwägerin standen am Tische, einander abgekehrt, mit aufgeregten Mienen, die auf ein lebhaftes Gespräch schließen ließen, das mein Eintritt unterbrochen hatte.

Sie kommen gerade recht, lieber Freund, rief die Hausfrau mir entgegen. Sie müssen mir beistehen gegen diese beiden Verbündeten, die sich ein für allemal gegen alle Erscheinungen aus einer übersinnlichen Welt verstockt haben. Nun, von meinem Manne wundert es mich nicht. Der ist und bleibt ein Vertreter der exakten Forschung, und was sich der Natur mit Hebeln und mit Schrauben nicht abgewinnen läßt, negiert er frischweg, weil es ihm unbequem ist. Ich glaube fast, nachträglich schämt er sich sogar, daß er sich einmal in mich verliebt hat, weil es ihm schwer geworden wäre, für diese irrationale Tatsache eine wissenschaftliche Formel mit a^2+b^2 zu finden. Aber Nelly, meine eigene leibliche Schwester, daß die so wenig Blutsverwandtschaft mit mir hat, um sich auf seine Seite zu stellen und alles Hereinragen einer höheren Welt für Sinnestäuschung zu erklären — es ist zu arg! Und du selbst, Nelly, ließest doch vorhin ein Wort fallen, als ob du auch eine Geistergeschichte erlebt hättest, und bist dann ganz still davon geworden.

Eben darum, Schwester, sagte das Fräulein mit einer schalkhaft geheimnisvollen Miene, wobei ein leichter Seufzer ihre Brust bewegte. Ich mochte vor den übrigen nicht eingestehen, daß ich selbst einmal in einer Spukgeschichte mitgespielt habe, weil ich noch jetzt nicht ohne Reue daran denken kann. Es

war noch in der Pension, meine Kameradinnen alle schrecklich abergläubisch, so daß sie mich ansteckten. Nun hatten wir eine Lehrerin, Mademoiselle Mercier, ein Fräulein aus Südfrankreich, trotzdem aber un esprit fort. Sie lachte uns aus mit unsern sentimentalen Ahnungen, Orakelanrufungen und Ängsten an unheimlichen Orten. Das empörte uns. Wir fanden es so weiblich, so entzückend poetisch, mit allerlei idealen Wesen ätherische Beziehungen zu haben, und da verschworen wir uns, die Geisterleugnerin durch eine recht massive Gespensterkomödie an ihrer hochmütigen Aufklärung irrezumachen. Ich werde mich hüten, diese kindische und zugleich frevelhafte Geschichte ausführlich zu erzählen. Genug, unser heimtückischer Plan glückte nur zu sehr, Mademoiselle mußte infolge davon drei Tage lang das Bett hüten, mit Nervenkrämpfen, und nichts kam heraus. Wir aber waren auch gestraft; denn uns selbst war's dabei vor unserer Geisterschaft so bange geworden, daß wir Gefahr liefen, vor Gruseln aus der Rolle zu fallen. Seitdem habe ich keine Gespenstergeschichte hören oder lesen können, ohne zu denken, ob nicht ein Rudel übermütiger Backfische oder anderer frecher Spaßvögel dahintergesteckt habe, und mit meinem Respekt vor einer höheren Welt ist es für immer vorbei, da ich kleines dummes Ding selbst einmal „hereingeragt" habe.

Du bist also der Meinung, sagte ihre Schwester, es stecke jedesmal ein Betrug dahinter? Halten Sie mich nicht für so leichtgläubig, lieber Doktor, daß ich den spiritistischen Geisterbannern von Profession blindlings trauen möchte. Sie leben davon, daß die Welt betrogen sein will und daß selbst die höher Gebildeten eine verzeihliche Neugier fühlen, den Schleier, mit welchem das Jenseits für uns verhüllt ist, wenigstens an einem Zipfelchen aufzuheben. Auch schäme ich mich immer, wenn ich höre, wie wohlfeil die Menschen sich abspeisen lassen mit Offenbarungen aus einer vermeintlichen Geisterwelt, die so geistlos sind, daß sie höchstens von ganz ungebildeten und einfältigen Seligen ausgehen könnten. Nein, mein lieber Mann würde es mit Recht als einen Scheidungsgrund betrachten können, wenn ich diese Sorte von Materialisationen ernst nähme.

Aber was wir heut abend gehört haben — unsern Oberst haben wir doch wohl nicht im Verdacht, daß er uns ein Märchen habe aufbinden wollen oder wie ein hysterisches Medium sich das alles zusammenphantasiert habe, so wenig wie unsern Professor, der einen Spuk sogar am hellen Mittag gesehen und gehört hat. Und doch will Ludwig diese beiden Zeugen nicht als unverdächtig gelten lassen, und Nelly rümpft ihre hochmütige kleine Nase. Helfen Sie mir, lieber Freund, die Ungläubigen zur Vernunft zu bringen.

Zur Vernunft, verehrte Freundin? erwiderte ich und konnte mich eines Lächelns nicht erwehren. Das wird schwer halten, da Ihre beiden Gegner ja gerade die Vernunft verteidigen gegen die Anfechtungen irrationaler Vorstellungen. So viel muß ich Ihnen freilich zugeben: ich zweifle keinen Augenblick daran, daß die beiden Herren alles, was sie von der schönen Abigail und Fräulein Blandine sahen und hörten, wirklich erlebt haben.

Ich wußt' es ja, unterbrach mich die lebhafte Frau mit einem triumphierenden Blick auf Gemahl und Schwester, Sie sind ein Poet, Sie müssen auf meiner Seite sein. Sie selbst haben uns ja den merkwürdigen Fall erzählt von Ihrer Erkrankung in Rom und der rätselhaften Wirkung derselben bis nach Berlin. Ja, es gibt wirklich Dinge zwischen Himmel und Erde —

Wer wird daran zweifeln, fuhr ich fort. Auch kein Naturforscher, der über sein Mikroskop und seine Retorten hinausdenkt. Aber man muß doch wohl unterscheiden. Fälle, wie der meinige, sind so unzählige Male vorgekommen, so über allen Zweifel hinaus festgestellt, daß es nicht mehr lange wenigstens an einer plausiblen Hypothese zu ihrer Erklärung wird fehlen können. Warum sollte man nicht zum Beispiel einen Seelenäther annehmen, durch welchen von Individuum zu Individuum unter gewissen Voraussetzungen unsichtbare Verbindungsfäden hin und her laufen, deren Schwingungen wie die des Lichts — aber Freund Ludwig lächelt ironisch. Ich höre schon auf, lieber Freund, in die Psychophysik hineinzupfuschen. Nur muß ich mich noch geschwind gegen das Mißverständnis

verwahren, als hielte ich die Spukgeschichten des Obersten und des Professors für das, was man reale Tatsachen nennt. Erlebt haben die Herren ihre Abenteuer freilich, so gut wie das Lisabethle und der arme hinkende Knabe von den Damen erlebt worden sind, nur eben mit ihren inneren Sinnen, deren von Hirn oder Herz oder Nervenzentrum ausgehende Eindrücke durch einen Selbstbetrug der Phantasie in äußere Wahrnehmungen verwandelt worden sind. Sie sehen, verehrte Frau, daß ich, so leid es mir tut, Ihre Bundesgenossenschaft nicht antreten kann. Wenn auch meine Überzeugung über die Fortdauer nach dem Tode nicht aus anderen Gründen feststünde, diese Visionen unserer Freunde würden sie nicht erschüttern.

Die liebe Frau sah mich kopfschüttelnd und mißbilligend an. Dann machte sie gute Miene zum bösen Spiel und sagte lächelnd: Ich sehe, ich bin hier wie verraten und verkauft. Dann erklären Sie mir wenigstens, wie zwei verständige, nüchterne Männer zu einem so groben Selbstbetrug kommen konnten.

Nüchtern? fiel ihr Gatte achselzuckend ein. Hast du nicht gehört, daß unser Oberst erst eine Flasche leichten Weins, dann einen besonders schweren und feurigen getrunken hatte? Und war der junge Doktor in dem bezauberten Garten etwa nicht halb benebelt von Hochsommerglut, Rosen- und Liliendüften und lyrischer Poesie und das alles ihm so zu Kopf gestiegen, daß er am hellen Mittag in seiner Jelängerjelieberlaube einnickte? Als ob man immer so viel Stimulantien brauchte, um die schönsten Visionen oder Halluzinationen zu haben!

Mag sein, erwiderte die Frau. Aber wann ist es erhört, daß Träumende oder Visionäre so ausführliche, zusammenhängende Gesichte haben und sogar Dinge dabei erfahren, die sie von sich selbst nicht wissen konnten, und die sich hernach als wahr erweisen? Wie konnte unser Professor, wenn ihm auch das Gesicht und Kostüm der Tante Blandine von dem Bilde her vorschweben mochte, aus ihrem Munde die Reden über ihr Schicksal vernehmen, die mit den ihm unbekannten Tatsachen übereinstimmten?

Verzeihen Sie, sagte ich, das klingt sehr triftig. Aber wer bürgt uns dafür, daß der Träumer dies alles nicht hinterher,

nachdem er erst davon erfahren, in seinen Traum eingefügt hat, als er ihn anderen erzählte? Wenn wir uns selbst streng beobachten, finden wir nicht, daß wir bei jeder Wiedererzählung eines Traumes die gewöhnlich dürftigen Züge vermehren und selbst daran glauben, all diese schmückenden Zutaten unserer Phantasie seien von vornherein darin enthalten gewesen? Mit der Zeit wächst dann ein ganz unscheinbares, oft ziemlich albernes Nachtgesicht zu einer phantastischen Dichtung an, die der Träumer selbst als ein völlig objektives Erlebnis betrachtet. Ich bin überzeugt, der Oberst hat sich, nachdem er das letzte Glas geleert, mit etwas schwerem Kopf erhoben, um in sein Hotel zurückzukehren. Er hat dann den Weg verfehlt und sich zur Stadt hinaus bis nach dem Friedhof verirrt, dort eine Weile durch das Gitter in den mondbeschienenen Garten gestarrt, bis er endlich infolge eines Ohnmachts- oder Schwindelanfalls hinsank und sich im Fallen die Lippe an den Eisenstäben verletzte. Vielleicht hat er nicht länger als zehn Minuten dort gelegen, lange genug, um den Nachtbesuch der schönen einstigen Geliebten zu träumen, deren Bild vor seiner Seele wieder aufgetaucht war. Als er dann wieder zum Bewußtsein kam und sich auf seinen Traum besann, kristallisierten sich ganz ohne sein Zutun die einzelnen Momente dieses leidenschaftlichen inneren Erlebnisses zu einem kleinen novellistischen Ganzen, von dem er jetzt jede Einzelheit unbedenklich beschwören würde. Ist diese Erklärung nicht einfacher und denkbarer, als daß eine Tote sich aus ihrem Grabe erhebt, um einem ungetreuen Liebhaber eine Lektion zu geben, dessen zufälligen Aufenthalt in ihrer Nähe sie doch höchstens erfahren haben könnte, wenn die abgeschiedene Gesellschaft auf jenem Friedhof den Lokalanzeiger läse und daraus erfahren könnte, welche Fremden in der Stadt angekommen seien?

Sie vergessen nur, sagte die Hausfrau, das Zeugnis des Immortellensträußchens, das auch die Zweifelsucht meiner vorwitzigen Schwester beschämte.

Und du glaubst wirklich, ein körperloser Geist, der höchstens einen sogenannten Astralleib angelegt hat, könne mit zwei Astralfingern einen leibhaftigen Blumenstrauß halten? sagte

das Fräulein achselzuckend. Hättest du Ludwig damals ausreden lassen — er war auf dem Wege, auch diesen Beweis zu entkräften.

Das sollte ich billig unserm Doktor überlassen, sagte der Hausherr. Er muß ja wissen, wie man solche Lustspielverwicklungen auflöst. Na, ich bin nicht vom Metier. Aber ich denke mir, das Mädchen, das das Zimmer aufräumte, hat sich von den Rosen im Wasserglase zu einem kleinen Raube verführen lassen, die Immortellen aber sind von irgend jemandem auf dem Sofa vergessen, von unserm Obersten schon vorher dort gesehen worden, ohne daß er gleich damals darauf geachtet hätte. Erst in seinem Traum tauchten sie wieder auf, nachdem sie früher unter der Schwelle des Bewußtseins, wie die heutige Psychologie es nennt, geruht hatten. Wie er nun nach Hause kam, die Rosen nicht mehr fand, dagegen das Strohblumensträußchen, kombinierte seine Phantasie beides mit unbewußter künstlerischer Folgerichtigkeit, und jetzt sollen wir daran glauben als an eine reale Tatsache! Ich wenigstens — selbst wenn einmal meine eigenen Sinne sich gegen mich verschwören sollten — ich werde Blumen, die mir angeblich aus dem Zwischenreich zum Präsent gemacht werden, nur dann für Geistergaben halten, wenn mich ein Botaniker versichert, ihresgleichen in keinem irdischen Herbarium angetroffen zu haben.

Ich strecke die Waffen, sagte die Hausfrau heiter, indem sie ihrem Gatten mit der Hand über die erhitzte Stirne strich, aber nur, weil wir endlich zu Bett müssen, wenn du morgen — will sagen heute früh nicht ganz entgeistert in dein Kolleg gehen sollst. Übrigens hast du mich höchstens überredet, aber lange nicht überzeugt. Wir wollen uns das Wort geben, über hundert Jahre wieder zusammenzukommen, geistweis oder mittels der Seelenwanderung. Dann wissen wir hoffentlich etwas mehr von diesen Dingen. Sind Sie auch von der Partie, lieber Freund?

Ich versprach es lachend und bin nun selbst begierig, ob ich im stande sein werde, Wort zu halten.

Das Haus „Zum ungläubigen Thomas“

oder

Des Spirits Rache

(1893)

In einer ansehnlichen Provinzstadt des nördlichen Deutschlands findet sich eine Gasse, deren uralte, hochgiebelige Häuser sämtlich ehrwürdige oder anmutige Namen tragen, in gotischen Lettern in den Türsturz oder kleine Sandsteinschilder eingegraben, als da sind „Zum guten Hirten“, „Zur Taube Noä“, „Zur Friedenspalme“, „Zur Rose von Saron“, darunter die Jahreszahl der Erbauung.

Vorzeiten war diese Straße die Hauptader der Stadt gewesen, deren fromme, streng rechtgläubige Bürgerschaft weniger nach Licht und Luft, die von außen eindrangen, als nach innerer Erleuchtung begehrte. Seitdem aber neue Geschlechter heraufgekommen waren, vom Geist einer verwegenen Aufklärung entzündet, war das Ansehen der alten Familien, zu denen über die hohen Dächer weg nur verlorene Sonnenstrahlen drangen, beträchtlich gesunken, bis sie nach und nach hinter ihren Friedenspalmen und Saronrosen ausstarben und das Stadtregiment betriebsamen Kindern einer neuen Zeit überließen, deren helle Wohnungen rings um die düstere Gasse sich ausgebreitet hatten.

Nach einem der ältesten Häuser, das durch gutes und böses Wetter dreier Jahrhunderte fast völlig geschwärzt worden war, hatte die Straße ihren Namen erhalten. Über der breiten Einfahrt stand in verwitterten, kaum mehr lesbaren Buchstaben

auf einem schmalen Steinbalken: „Zum unglaubigen Thomas. 1534". Hiernach war die Straße die Thomasgasse getauft worden, welchen Namen sie jedoch nur noch im amtlichen Verkehr, im Grundbuch und auf dem Stadtplan zu führen pflegte. Im Volksmunde hieß sie schon seit mehr als fünfzig Jahren die Spukgasse, wiederum nach jenem ältesten ihrer Häuser, dem sie vorzeiten auch ihren ehrlichen Namen verdankt hatte.

Denn jedermann wußte, daß das Haus „Zum unglaubigen Thomas" ein Spukhaus sei, und auch die kaltblütigsten Freidenker der Stadt konnten sich selbst am hellen Tage einer leichten Gänsehaut nicht erwehren, wenn sie genötigt waren, eines Geschäftes wegen das verwahrloste Pflaster dieser Straße zu betreten.

Wie das gekommen, warum die drei Stockwerke des immer noch festen alten Baues seit so langen Jahren nur noch von unerlösten armen Seelen bewohnt waren, wußte niemand zu sagen. An der Tatsache aber konnte man nicht zweifeln. Einem, der doch einmal diese frevelhafte Keckheit gehabt und das Haus, über das dem Gericht die Verfügung zustand, käuflich an sich gebracht hatte, war's schlecht genug bekommen. Ein jüdischer Mann, dem die großen leeren Räume zu Warenmagazinen wie geschaffen schienen, hatte nur etwa zwei Jahre seine Wohnung darin aufgeschlagen. Eines Tages fand man ihn an einem zum Strick gedrehten seidenen Tuch am Fensterkreuz des größten Zimmers aufgehängt, und es stellte sich heraus, daß dem einst so wohlstehenden Manne seit Jahr und Tag das Glück den Rücken gekehrt hatte, so daß er mit Hinterlassung einer großen Schuldenmasse sich aus der Welt hatte stehlen müssen.

Nichts als das Haus selbst nebst seiner verstaubten Einrichtung war zur Befriedigung der Gläubiger vorhanden. Da sich aber kein neuer Käufer für den verrufenen Steinhaufen fand, mußten sie vorläufig sich begnügen, wenn sie je des Weges kamen, mit grimmigen Blicken das wettermorsche, graue Schild über der Haustür zu betrachten, auf welchem in großen, verwaschenen schwarzen Buchstaben die Firma

stand: Kommissions- und Speditionsgeschäft von Moritz Feigenbaum.

Obwohl nun aber in allen drei Stockwerken nichts, was nicht niet- und nagelfest, zurückgeblieben war, so daß selbst Diebe, die über Gespensterfurcht erhaben gewesen wären, nichts daraus hätten forttragen können, wurde es vom Gericht dennoch für nötig befunden, das Haus nicht ganz ohne Aufsicht zu lassen, damit nicht etwa lichtscheues Gesindel, Falschmünzer oder eine Dynamitardenbande sich dort einschliche. Es fügte sich auch glücklich genug, daß ein armer Teufel von Schuhflicker, dem sein Häuschen durch eine Wassersnot zerstört worden war, sich zur Übernahme der Hausmeisterstelle bereit erklärte, zu der selbst unter den ganz Armen und Obdachlosen der Zehnte nicht Lust gehabt hätte. Diesem wackeren Menschen, der Wenzel Kospoth hieß und ein eingewanderter Deutschböhme war, wurde die ehemalige Pförtnerkammer neben der Einfahrt angewiesen, ohne ein weiteres Gehalt, da er selbst die freie Wohnung als hinlängliche Entschädigung für seine Dienste ansah. Dieselben bestanden in nichts anderem, als daß er das große schwarze Haustor am Morgen öffnete und Abends wieder verschloß und hin und wieder in den drei Stockwerken nachschaute, ob keine der geborstenen Wände den gänzlichen Einsturz drohe. Den ganzen übrigen Tag hatte er für sich, eine kleine Kundschaft, die ihm selbst im Spukhause treu geblieben war, zu befriedigen, obwohl gewisse ängstliche Gemüter denn doch Bedenken trugen, sich bis in den Torweg zu wagen, um ein paar defekte Stiefel in dieser unheimlichen Luft reparieren zu lassen.

Denn freilich erschien der ehrsame Wenzel Kospoth mit seinem knochigen grauen Gesicht und den tiefliegenden schwarzen Augelchen unter buschigen Brauen seinen neuen Nachbarn, obwohl sie gegen die Schauer der Gasse abgehärtet waren, selbst nicht recht geheuer. Da er wenig Schlaf hatte, sah man ihn durch das niedere Fenster des Erdgeschosses oft bis lange nach Mitternacht auf seinem Schemel hocken, ein großes altes Buch vor sich auf dem Schurzfell, in welchem er beim Schein eines Lämpchens, das die große Glaskugel durchstrahlte, emsig las, die mageren Arme in Hemdärmeln auf die Schenkel gestützt.

Es war nur eine alte böhmische Bibel, die er kaum mehr recht verstand, da er schon als Knabe über die deutsche Grenze gewandert war. Die aber zu ihm hineinspähten, hielten den messingbeschlagenen Wälzer für ein Zauberbuch, und da ihnen auch der Name des Alten fremd war, glaubten sie nicht anders, als daß Kospoth eigentlich Gottesspott lauten sollte, und daß der wunderliche Fremdling nur darum die Pförtnerstelle im Spukhause angetreten habe, um hier ungestört seinen zauberhaften Verkehr mit bösen Geistern betreiben zu können.

Wenzel Kospoth, als ihm ein furchtsamer Nachbar dieses Gerücht zutrug, lachte in seinen grauen Bart, den er nur mit der Schusterschere zu stutzen pflegte, und murmelte etwas Böhmisches, das weder ja noch nein bedeutete. Er verachtete die dummen Deutschen in tiefster Seele, da er sich wegen seines konfusen Bibelstudiums ihnen hoch überlegen dünkte, und weit entfernt, sich gegen jenen abergläubischen Verdacht zu verwahren, ergriff er eine zufällige Gelegenheit, denselben noch zu verstärken.

Eine Bekannte aus früherer Zeit, als er noch zuweilen Sonntags einen Spaziergang auf ein nahes Dorf machte, war unverschuldet in große Not und Bedrängnis gekommen. Ein Weibchen, noch nicht viel über vierzig, vormals ganz jung aus der Stadt aufs Land hinaus verheiratet an einen Bauernsohn, der ein Säufer und nichtsnutziger Faulpelz war, ihr kleines Ersparnis rasch durchgebracht und sie dann, als er eines jähen Todes verstarb, mit ihrem sechsjährigen Kinde zurückgelassen hatte. Die junge Witwe hatte eingesehen, daß sie die Hände nicht in den Schoß legen dürfe, wenn sie sich und ihr Kind anständig durchschlagen wollte. Da sie nun im Nähen und Kleidermachen geschickt war, ergriff sie das Gewerbe einer Dorfschneiderin, womit sie sich auch einen schönen Groschen verdiente. Nur leider, da sie ein gutes Herz hatte, ließ sie sich verleiten, sich nicht nur des äußeren Menschen, sondern auch des inneren bei ihrer Kundschaft anzunehmen und einen kleinen Schatz von Rezepten für alle möglichen Gebrechen gegen mäßige Vergütung nutzbar zu machen. Damit gewann sie bald einen großen Zulauf, bei etlichen der Beschränktesten der Dorf-

bewohner freilich auch den Ruf einer Meisterin verbotener Künste. Und als nun vollends ihre kleine Tochter zu einem überaus schmucken Jüngferchen heranblühte, dessen schwarze Augen und krause, rotblonde Zöpfe keiner der Dorfbuben ungestraft betrachten konnte, waren Mutter und Tochter, so regelmäßig sie Sonn- und Feiertags zur Kirche gingen, bald genug bei allen alten Weibern des Dorfes und bei den jungen, denen ihre Liebhaber abtrünnig wurden, als ein Paar ausgemachte Hexen in Verruf gekommen.

Das ertrugen die beiden unschuldigen Seelen, da die Männer auf ihrer Seite waren, mit großem Gleichmut, bis eines Tages ein gewalttätiger Bauer, in dessen Stall mehrere Kühe verkalbt hatten, von seinem bösen Weibe aufgehetzt in das Haus der Frau Kordula stürmte und unter einer Flut von Schmähungen sie als die Anstifterin des Unheils mißhandelte. Er versetzte ihr einen so groben Faustschlag, daß sie von Stund an kontrakt wurde und sich nur mühsam auf wankenden Füßen zu bewegen vermochte.

Der schnöde Missetäter ging triumphierend hinweg und rühmte sich in der Schenke, dem Hexenpack das Handwerk gelegt zu haben. Seine Tat aber war der Anfang einer ganzen Reihe ähnlicher Brutalisierungen, durch Haß und Neid weiblicher Unholde angezettelt, so daß die arme Frau zu der Einsicht kam, ihres Bleibens könne unter diesem abergläubischen Volk nicht länger sein, und sie müsse sich in die sicheren Mauern der Stadt flüchten, wenn sie nicht ihr und ihres Kindes Leben und Gesundheit gefährden wolle.

Sie nahm ihre Zuflucht zu dem einzigen guten Bekannten, den sie noch in der Stadt besaß, Wenzel Kospoth, und fragte in einem Briefe bei ihm an, ob er ihr nicht eine kleine Wohnung wisse, wo sie mit ihrer Tochter Gundula leben und ihren Bissen Brot fernerhin mit der Nadel erwerben könne, vor bösartiger Neugier geborgen.

Nun lag hinter dem Spukhause ein düsteres Höfchen, auf welchem ein niederes Stallgebäude stand, völlig verödet, seit die zwei ungeschlachten Pferde, mit denen Herr Moritz Feigenbaum sein Kommissions- und Speditionsgeschäft betrieben

hatte, kurz vor seinem unseligen Ende verkauft worden waren. Über dem Stall hatten der Kutscher und Packknecht in zwei großen, aber niedrigen Räumen gewohnt, neben einem fensterlosen Speicher, wo Heu und Hafer aufbewahrt wurden. Eine Remise nahm den Rest des Hofraumes ein, in der Mitte hob ein längst abgestorbener Kastanienbaum seine schwarzen, blätterlosen Äste, auf denen ein tumultuarisches Spatzenvolk über Tag sich zu tummeln pflegte.

Dies Quartier, auch wenn es sich nicht in einem übelbeleumdeten Hause befunden hätte, war nicht dazu angetan, Mieter, die an Luft und Licht gewöhnt waren, anzulocken, und da auch die Ärmeren und Unbehausten durch das Gespenst des unselig verstorbenen Hausherrn abgeschreckt wurden, hatten hier die Mäuse seither ungestört ihre Tänze und Wettrennen gehalten und sich an den zerstreuten Haferkörnern im Speicher gütlich getan.

Der Schuhflicker aber, sobald er Frau Kordulas Botschaft erhalten hatte, dachte sofort daran, wie trefflich dies herrenlose Quartier gerade für die alte Freundin sich schicken würde. Zugleich war es ihm in seiner einsamen Zelle eben recht, ein paar weibliche Wesen in der Nähe zu haben, bei denen er gelegentlich eine Ansprache finden und die Schäden seiner Garderobe könnte ausbessern lassen.

Also fragte er bei der Behörde an, ob sie ihm erlauben wolle, zwei unbescholtene Frauenzimmer, für deren ehrbaren Wandel er bürge, in jener Hofwohnung aufzunehmen, gegen einen sehr mäßigen Zins, der der Masse zufließen solle. Als dies gewährt worden war, schloß er eines Morgens das Haustor und begab sich nach dem Dorf, um Mutter und Tochter beim Umzug behilflich zu sein.

Die beiden armen Seelen waren durch die Verfolgungen der letzten Zeit dermaßen eingeschüchtert, daß sie die Zuflucht unter Wenzel Kospoths Dach, obwohl sie wußten, daß es da nicht geheuer sein sollte, mit Freuden annahmen. Ein Leiterwagen wurde mit ihren dürftigen Betten und Möbeln bepackt, auf einen der Koffer Mutter Kordula gesetzt, Gundelchen schwang sich neben sie, und der finster um sich blickende Böhme, der selbst

nebenher gehend die Pferde antrieb, schnalzte so gewaltig mit der Peitsche, daß die Dorfbevölkerung, die den Abzug der Hexe gern mit einer Katzenmusik begleitet hätte, außer ein paar Pfiffen keinen ehrenrührigen Laut von sich zu geben wagte.

Ebenso still wurde das Gefährt in der Thomasgasse empfangen, obwohl das Gerücht, in die Hofwohnung des Spukhauses werde eine Hexe vom Lande einziehen, sich bereits in den Nachbarhäusern verbreitet hatte. Die kleinen Leute, die jetzt in den ehemaligen Patrizierhäusern wohnten, hatten sich zahlreich vor der verschlossenen Einfahrt versammelt. Als aber der hochbepackte Wagen am Tore hielt, die Junge heruntersprang und die Alte mit Kospoths Hilfe sorgsam von ihrem steilen Sitz herabhob, ging etwas wie Enttäuschung über die gaffenden Gesichter. Sie hatten sich eine Hexe doch älter und schauerlicher vorgestellt, und das Gundelchen zumal, mit seinen lachenden Augen und blanken Zöpfen unter dem bäuerlichen Kopftuch erregte fast ein Gefühl des Mitleids darüber, daß der friedliche Schlaf der beiden Frauenzimmer durch nächtlichen Spuk gestört werden sollte.

Dem Mädchen jedoch verging das Lachen, als es die schmale Hühnerstiege hinauf den ersten Blick in die neue Wohnung tat. Ihre Hütte draußen war wahrlich kein Feenschlößchen gewesen, aber hinlänglich von Sonne umflossen und rings mit grünen Gärten und Wiesen eingefaßt. Da sie aber sah, daß ihr Mütterchen mit einem schweren Seufzer mitten auf dem staubigen Fußboden zusammenbrach, faßte sie sich rasch, umschlang die Alte mit ihren runden Armen und trug sie zu einer Bank am Fenster, wo man den Blick auf die Spatzen in dem Kastanienwipfel genoß. Da sprach sie ihr so munter zu, wie hübsch still es hier sei und wie gut sie hier schlafen würden, daß die Mutter sich endlich beruhigte und nur dann und wann einen leisen Seufzer ausstieß, während sie dem geschäftigen Kinde bei der Einrichtung der neuen Wohnung mit zärtlichen Augen zuschaute.

Schon am andern Tage sah es ganz wohnlich in beiden Zimmern aus. Das Mädchen war in aller Frühe auf den

Markt gelaufen und hatte ein paar billige Blumenstöcke erhandelt. Dann machte sie sich daran, die Fußböden zu scheuern, den Staub aus allen Winkeln zu fegen, die fadenscheinigen weißen Vorhänge über den viereckigen Fenstern zu befestigen. Sie war damit noch früh genug zu stande gekommen, um auf dem Kochöfchen in der Ecke ihre Suppe zu kochen. Als Wenzel Kospoth um Mittag herüberkam, zu fragen, wie seine neuen Hausgenossen sich eingerichtet hätten, machte er große Augen, alles schon so sauber und behaglich zu finden. Er mußte mithalten und fand das dürftige Mahl weit schmackhafter, als das Essen, das ihm eine Nachbarin aus einer kleinen Garküche in seine Pförtnerzelle brachte. So kamen sie überein, daß der Meister von nun an jeden Tag bei ihnen zu Tische kommen sollte, gegen eine billige Vergütung, durch die der Mietzins reichlich aufgewogen wurde.

Daß sie nicht hoffen dürfe, in dieser Wohnung auch nur eine anspruchslose Kundschaft zu gewinnen, hatte die kluge Frau alsbald eingesehen. Zudem verstand sie sich nur auf Bauernmoden, und da auch für ihre ärztliche Praxis in diesem Spukhause keine Nachfrage zu erwarten war, so überfiel sie eine tiefe Mutlosigkeit, und sie bereute, den Vorschlag Meister Kospoths so unbedenklich angenommen zu haben.

Das Gundelchen aber half auch diesmal aus der Not. Es hatte von der Mutter die Geschicklichkeit in weiblichen Handarbeiten geerbt und suchte nun nach einer Gelegenheit, sich nach städtischen Mustern weiter auszubilden. So verdang es sich bei einer Kleidermacherin als Näherin, bemühte sich, während ihrer Hilfsarbeit der Meisterin ihre höheren Künste im Zuschneiden und Anfertigen eleganter Anzüge abzugucken, und benahm sich so geschickt und anstellig, daß man sie schon nach wenigen Monaten in die Häuser der wohlhabenderen Familien mitnahm, die es vorzogen, ihren Putz unter ihren eigenen Augen herstellen zu lassen.

Mit der Zeit wurde ihr auch manches Stück zum Fertigmachen anvertraut, das sie mit nach Hause nahm und der Mutter übergab. Nun erst fand sich die fleißige Frau, die sich nicht wohl fühlte, wenn sie die Hände in den Schoß legen

mußte, mit ihrer Lage vollkommen ausgesöhnt, und da sie am Ende des Jahres ein hübsches Sümmchen in ihrem Sparstrumpf überzählen konnte, verzieh sie den dummen Bauern von Herzen, daß sie ihr das Leben sauer gemacht und sie in die Stadt gejagt hatten.

Auch hier freilich blieb der üble Ruf eines Einverständnisses mit bösen Geistern an ihr hängen, und naseweise Schulbuben, die wohl einmal von haarsträubender Neugier gestachelt sich durch den Torweg bis an den Eingang des Hofes wagten, zeigten sich die vier kleinen Fenster über dem Stall mit kindischem Grauen und raunten sich allerlei Spukgeschichten vom Blocksberg und Teufelstänzen in die Ohren. Der Frechste faßte sich endlich ein Herz und schrie überlaut, aber mit zitternder Stimme: Hexe! in den stillen Hof hinein, warf auch wohl einen Stein gegen die Stalltür, worauf der ganze Schwarm in eiliger Flucht wieder von dannen stob, während auch die Spatzen, von dem ungewohnten Ruf erschreckt, mit hellem Lärm aus den düsteren Ästen fortschwirrten.

Daß die Hexe unsichtbar blieb, trug nicht wenig dazu bei, den abergläubischen Respekt, in welchem sie stand, zu erhöhen. Ihr Kind aber, dessen liebliche Erscheinung keinerlei Grauen erregte, wurde von den Nachbarn mit einem aus Mitleid und Verwunderung gemischten Gefühl betrachtet. Man begriff nicht, daß sie ihre roten Wangen und lachenden Augen behalten konnte, obwohl sie eine so unheimliche Herkunft hatte und sich sagen mußte, kein ehrlicher Mensch, der schon in der Taufe dem Bösen und seinen Werken abgesagt, werde es übers Herz bringen, ein Mädchen aus diesem Spukhause zu heiraten. Was freilich die jungen Leute auf der Straße nicht abhielt, stehen zu bleiben und dem zierlichen Gestältchen huldigend nachzublicken, solange das Hutband der Kleinen im Winde wehte und die Falten des kurzen Röckchens um ihre feinen Knöchel schlugen.

Somit schien der Beweis geführt, daß es in dem berüchtigten Hause „Zum ungläubigen Thomas" durchaus mit rechten Dingen zuging und der Ruf einer Gespensterherberge ihm mit Unrecht zukam. Und doch muß der Erzähler dieser wahrhaften

Geschichte nun endlich mit dem Bekenntnis herausrücken, daß in nächster Nähe der ganz unschuldig verrufenen Frauen ein wirklicher rechter und richtiger Spuk sich eingenistet hatte, von dessen Anwesenheit weder die drei Bewohner des Hauses, noch irgendwer in der Gasse eine Ahnung hatte.

* * *

Bekanntlich gehen die Seelen der Verstorbenen, wenn sie ihren Körper verlassen, nicht sofort in den Himmel ein oder fahren in die Hölle, sondern, wenn sie zu Lebzeiten dem katholischen Glauben angehangen haben, zunächst ins Fegefeuer, um dort den Tag des Jüngsten Gerichts und der Auferstehung des Fleisches zu erwarten. Haben sie sich aber zur protestantischen Konfession gehalten, so verfügen sie sich nach ihrem Ableben in das sogenannte Zwischenreich, wo sie sich in einem so ungemütlichen, gelangweilten und nervös aufgeregten Zustand befinden, wie irdische Reisende in einem großen, schlecht ventilierten Wartesaal. Zumal es an jenem überirdischen Ort natürlich an allen Erfrischungen fehlt, mit denen ein Passagier in Fleisch und Bein, wenn ihn hungert und dürstet, sich die Zeit vertreiben mag. Auch die Ankunft neuer Reisegefährten bietet wenig Unterhaltung, da mit wenigen Ausnahmen alle dieselbe wehmütige oder unzufriedene Miene machen, die noch von den Abschiedstunden her in ihren blassen Zügen erstarrt ist.

Höhere Geister freilich, die schon auf Erden über das kleine Elend des Daseins erhaben waren und alle Ereignisse im Lichte der Ewigkeit zu betrachten pflegten, finden sich bald auch in dem grauen, öden Zwielicht dieser luftigen Region zurecht, freuen sich, in dem lautlosen Getümmel abgeschiedener Seelen hin und wieder einem Geistesverwandten zu begegnen und mit solchen, die sie um ihrer irdischen Taten oder Werke willen verehrt hatten, einen kleinen Diskurs zu halten, so daß auch hier oben, wo von Rechts wegen allgemeine Gleichheit und Brüderlichkeit herrschen sollte, eine Scheidung zwischen Vornehmen und Geringen sich stillschweigend vollzieht, gegen

die hier niemand etwas einzuwenden hat. Denn da keine äußeren Vorteile mit dem höheren Respekt verbunden sind, deren die edleren Geister genießen, beneidet sie niemand der gemeineren um die weisen Gespräche, mit denen sie die unfruchtbare Muße ausfüllen, während der große Haufe in stillem Grimm sich nach seinen irdischen Kegelbahnen, Trinkstuben und Spieltischen zurücksehnt.

Nur von einer Belästigung werden selbst in diesem leidlosen Zwischenreich vorzugsweise die Höherstehenden, Verdienten und Berühmten heimgesucht, da nämlich eine mehr und mehr um sich greifende Neugier der noch auf Erden Lebenden gerade die Erhabensten unter ihnen, die Geister großer Könige, Weisen und Künstler anzurufen und in ein zudringliches Verhör zu nehmen liebt. Ein solches frevelhaftes Spiel wurde hin und wieder schon in der grauen Vorzeit getrieben, wie ja auch der Geist des Hohenpriesters Samuel von der Hexe von Endor gezwungen wurde, vor König Saul zu erscheinen. In unseren Tagen aber hat sich, wie man weiß, der naseweise Trieb, den Vorhang vor den Geheimnissen des Jenseits zu lüften, der weitesten Kreise bemächtigt, und kein Name, der aus verflossenen Jahrhunderten herübertönt, dünkt den kleinen Heutigen zu ehrwürdig, um durch einen klopfenden Tisch oder ein hysterisches Fräulein seinen Träger mit Fragen zu bestürmen, oder wohl gar ihn selbst zum Erscheinen in seiner transparenten Hülle, dem sogenannten Astralleib, zu nötigen.

Die aristokratische Gesellschaft im Zwischenreich, nachdem sie sich diese Zumutungen eine Weile widerwillig hatte gefallen lassen, verfiel endlich auf ein unschädliches Auskunftsmittel, sich ihre Ruhe zu sichern. Sie fragte unter dem Geisterpöbel an, ob nicht dieser oder jener freiwillig, da hier oben aller Zwang wegfällt, sich erbieten möchte, im Falle solcher Zitationen als Stellvertreter zu dienen und auf alle vorwitzigen Fragen nach Gutdünken Antwort zu geben.

Da nun die meisten derer, die im Leben nur sinnliche Freuden gekannt haben, in ihrem eintönigen Geisterdasein am liebsten aus der Haut fahren möchten, wenn sie noch eine Haut besäßen, so konnte ihnen nichts erwünschter sein, als eine

Gelegenheit, sich einmal wieder unten auf der Erde umzusehen und in Ermangelung von Karten und Würfeln sich mit dem in die Mode gekommenen Frage- und Antwortspiel ein paar Stunden lang zu unterhalten.

Daß sie von den höheren Angelegenheiten ihrer berühmten Gefährten keine Wissenschaft hatten, kümmerte sie so wenig, wie diejenigen, die sie vertreten mußten. Denn es hatte sich bald herausgestellt, daß die Frager an den klopfenden Tischen und in den dunklen spiritistischen Sitzungen selbst an den einfältigsten Antworten keinen Anstoß nahmen, sondern den offenbarsten Unsinn, der ihnen aus dem Jenseits zugeraunt wurde, gläubig als tiefe, überweltliche Weisheit hinnahmen, oder nach ihren Wünschen zu deuten wußten. Wer gern tanzt, dem ist leicht aufgespielt, und wer nach einer vertraulichen Mitteilung von Julius Cäsar, Plato oder Beethoven begierig ist, der hört auch in dem Gestammel eines verklärten Karrenschiebers, mit dem er sich auf geheimnisvollem Wege in Rapport gesetzt hat, Worte der sublimsten Weisheit.

Seit einigen Jahren nun war auch die Stadt, in der sich diese wahrhafte Geschichte zutrug, vom Fieber der Spiritisterei ergriffen worden, gerade weil die Aufklärung auf religiösem Gebiete die beiden Stadtkirchen entvölkert hatte. Zuerst hatte man sich begnügt, Tische tanzen und klopfen zu lassen. Nach und nach aber war man nach höherem Geisterverkehr begierig geworden, und zwei Medien hatten nebst ihren Hypnotiseuren ihren Einzug in die Stadt gehalten, so daß keine Nacht verging ohne einigen spukhaften Unfug, und zwar vorzugsweise in den besten und gebildetsten Familien.

Um den so gesteigerten Ansprüchen zu genügen und den Weg abzukürzen, hatte man im Zwischenreich endlich für gut befunden, zwei der robusteren Geister ein für allemal in dieser Stadt zu installieren, damit sie auf den leisesten Ruf gleich bei der Hand wären. Auch hatten sich sofort zwei Bewerber um diesen Posten gemeldet, der Geist eines Weinreisenden, dem die untätige Ruhe nach seinem mobilen Erdenleben unerträglich fiel, und die abgeschiedene Seele eines Hausknechtes, der zufällig beim Bürgermeister des betreffenden Ortes in

Kondition gestanden hatte und daher mit den Verhältnissen der Einwohner in besonderem Maße vertraut war.

Dieses ziemlich ungleiche Paar schien sich für alles Erforderliche eben darum besonders zu qualifizieren, da der Weinreisende mit seiner weiteren Weltkenntnis aushelfen konnte, wo der selige Hausknecht, der nur Ortskunde besaß, mit seinem Latein zu Ende sein würde.

Die beiden, die sich übrigens mit unfreundlichen Blicken maßen, waren also eines schönen Abends zusammen abgesegelt, und Johann Gruber, der Hausknecht, hatte den Vorschlag gemacht, in dem Hause „Zum unglaubigen Thomas" sich einzuquartieren, da selbst die gröberen Geister, durch die Stille der Oberwelt verwöhnt, bei ihren irdischen Gastspielen lärmenden Gegenden gern ausweichen.

Nun konnte es keine stillere Schlafstelle für zwei empfindliche Schattenwesen geben, als die Remise, die sich an das Stallgebäude im Hof des Spukhauses anschloß. Der hohe, dunkle Raum, dessen Tür nach dem Hofe zu immer angelehnt blieb, wurde von keinem Menschenfuß mehr betreten, so daß die Ratten und Mäuse freies Spiel hatten, das alte Lederzeug, das im Staube herumlag, zu zernagen. Eine uralte Kalesche im hintersten Winkel war auf diese Weise mit der Zeit zum Skelett eines Wagens herabgeschwunden, und an dem Pferdegeschirr, das über dem hölzernen Bock paradiert hatte, hingen die Beschläge nur noch durch dünne Fäden zusammen.

Sobald Heinrich Müller, der ehemalige Weinreisende, dies Ruinenwerk erblickte, erklärte er, dasselbe ausschließlich in Besitz nehmen zu wollen. Mit einem stillen Seufzer, der der Erinnerung an seine früheren flotten Musterreisen im eignen Gefährte galt, schwebte er in das Sparrwerk des Wagens hinein und dehnte seine luftige Figur behaglich auf dem Sitzkissen aus, an welchem Lederbezug und Roßhaare weggefressen waren, so daß einem Fahrgast in Fleisch und Bein die spitz hervorstarrenden Federn das Sitzen zur Qual gemacht hätten. Einem geistigen Wesen konnte das kein Hindernis sein, sich hier äußerst wohl zu fühlen.

Johann Gruber, der von seinen Hausknechtstagen her

einem weltläufigen Herrn, wie sein Gefährte war, willig den Vorrang ließ, fand eine große Kiste in dem andern Winkel der Remise, dergleichen er so manche vollgepackt und vernagelt hatte, und machte sich's darin gleichfalls bequem, so daß beide blinde Passagiere in dieser ersten Nacht, wo zufällig keine spiritistische Sitzung gehalten wurde, sich des behaglichsten Schlummers erfreuen konnten.

Doch schon am nächsten Tage mußten sie erfahren, daß ihr Posten nichts weniger als ein Ruheposten war. Jeder von ihnen bekam alle Hände und Füße voll zu tun, um allen Anforderungen zu genügen, hier in einen Tisch zu schlüpfen und auf die vertracktesten Fragen klopfend zu antworten, dort einem verschmitzten oder selbst betrogenen Medium Rede zu stehen, oder gar, wenn es gewünscht wurde, sich, wie der technische Ausdruck lautet, zu materialisieren, um bald als dieser, bald als jener abgeschiedene Wohlbekannte sich der pietätvollen Neugier seiner Hinterbliebenen darzustellen.

Ihre nächtliche Arbeit war so anstrengend, daß beide, wenn sie endlich sich in ihrem Quartier wieder einfanden, wie zwei Hunde, die tagelang auf Hasen gejagt, ohne sich gute Nacht zu sagen in ihre Schlummerwinkel schlüpften und das leidige Metier, zu dem sie sich hergeliehen, von Herzen verwünschten.

Auch hätten sie nach etlichen Wochen wahrscheinlich ihren Auftraggebern den Dienst gekündigt, wenn der Einzug der Frau Kordula mit ihrer Tochter in die Kutscherwohnung nicht die Lage der Dinge verändert hätte. Wenigstens in den Augen des Weinreisenden. Denn dieser faßte vom ersten Tage an eine so heftige Neigung zu dem schönen schlanken Menschenkinde, daß er den Gedanken, fern von ihr in seinem liebeleeren Geisterreich zu verweilen, als völlig unfaßbar erkannte.

Er war bei seinen Lebzeiten ein Frauenheld gewesen und hatte in jedem Städtchen ein ander Mädchen haben müssen. Nun war freilich, bei der überirdischen Natur, gegen die er seine leibliche vertauscht hatte, von einer Liebschaft mit einem Erdenkinde nicht viel Ersprießliches zu hoffen. Doch da zu Anbeginn der Welt auch die Engel sich herabgelassen haben, mit den Töchtern der Menschen zärtliche Verhältnisse einzugehen,

mußte sich das Schmachten Heinrich Müllers nach der Tochter der Frau Kordula immerhin der Mühe verlohnen.

Zufällig traf es sich, daß auch Johann Grubers geistige Natur einen Rückfall in leibliche Gelüste erlitt. Eines Tages in seinem spiritistischen Beruf durch eine der entfernteren Gassen streifend, war er einer alten Flamme begegnet, die als Köchin im Hause seiner eigenen Herrschaft gedient hatte. Sie war seitdem freilich nicht jünger geworden, blühte aber in derber Gesundheit und jener behaglichen Rundung, die von jeher den Augen ihres Anbeters besonders wohlgefallen hatte.

Da nun auch er solchermaßen sich an die irdische Sphäre von neuem gebunden fühlte, wie bekanntlich alle armen Seelen den Ort umkreisen, wo sie bei Lebzeiten einen Schatz verscharrt haben, konnte Johann Gruber so wenig wie Heinrich Müller sich entschließen, den spiritistischen Dienst zu kündigen. Auch die Stichelreden, mit denen jener den verliebten Kollegen gehänselt hatte, verstummten. Er fühlte, daß sie beide in demselben Spital krank lagen, und so hätte ein feines Ohr in mancher Nacht ein Duett zärtlicher Seufzer hören können, das, von dem Rascheln und Knuspern der kleinen Mäuse begleitet, an den Wänden der dunklen Remise zurückhallte.

* * *

Dieser Zustand hatte nun ungefähr ein Jahr gewährt, als in einer mondhellen Mitternacht der Geist Johann Grubers von einem mühsamen Tagewerk heimkehrte. So schlaftrunken er war, da man ihm heute mit schwierigen Fragen und anderen Zumutungen besonders hart zugesetzt hatte, so trieb ihn dennoch sein verliebtes Gemüt, den Umweg zu machen, an dem Hause vorbei, in dessen Erdgeschoß seine frühere Liebste eine kleine Bier- und Branntweinschenke etabliert hatte. Möglich auch, daß ihn der Duft der geistigen Getränke lockte, die schon während seines Erdenwallens eine große Macht über ihn ausgeübt hatten.

Vorsichtig strich er im Schatten der Häuser dahin und schwang sich, vor der kleinen Schenke angelangt, zur Höhe des Fensters hinauf, dessen obere Flügel, um die Luft drinnen zu

erfrischen, offen standen. Hier setzte er sich rittlings auf das Fensterkreuz und starrte in die Trinkstube hinein, wo seine dicke Flamme hinter dem Schenktisch saß, halb eingenickt über ihrem Strickzeug, aus dem sie zuweilen eine Nadel herauszog, um sich damit den nachlässig frisierten Kopf zu kratzen, wobei sie gähnte und die wäßrigen kleinen Augen eindrückte.

Auf einem Schemel am Ofen schlief ein kleines Mädchen. Einige Arbeiter in Hemdsärmeln saßen an dem einzigen Tische, rauchend und Karten spielend, und jedesmal, wenn sie mit den Knöcheln schallend ein As hintrumpften, zuckte das Kind im Schlaf zusammen.

Der biedere abgeschiedene Geist oben am Fenster konnte sich eines schmerzlichen Seufzers nicht enthalten, als er erwog, wie hübsch es sein könnte, wenn er noch am Leben wäre, als Wirt und Gatte dieses rüstigen Weibes hier schaltete und das Lieschen früh zu Bett schickte, statt es im Dunst und Lärm der Trinkstube verkümmern zu lassen. Da es aber im Buch des Schicksals anders geschrieben stand, schwang er sich endlich von seinem hohen Sitz wieder herab und schwebte trübsinnig durch die menschenleeren Gassen dem Spukhause und seinem Nachtquartier zu.

Vor dem Torweg angelangt, sah er einen Augenblick durchs Fenster in die Pförtnerzelle. Da saß Wenzel Kospoth noch auf dem Schemel über seinen Folianten gebückt, der Lichtschein versilberte seinen grauen Haarschopf und die weißen Bartstoppeln, die kleinen Augen aber waren zugekniffen, so daß es ungewiß blieb, ob der Meister eingenickt war oder in tiefes Nachdenken versunken. Johann Gruber zuckte verächtlich die Achseln. Er konnte den wackeren Alten nicht leiden, weil die Leute ihn für einen Zauberer hielten und er sich's gefallen ließ, da der verklärte Hausknecht doch wußte, daß nichts an der Sache war und die vermeintliche Macht über die Höllengeister der reine Schwindel. Auch sein Kollege war dem Meister aufsässig und drohte zuweilen, ihm noch einmal einen Tort anzutun, obwohl die beiden dunklen Gesellen dankbar hätten sein müssen, daß er sie in ihrem freien Quartier unbehelligt ließ.

Der Nachtschwärmer nun suchte den Spalt in dem alten

rissigen Haustor, durch den er hineinzuschlüpfen pflegte, begegnete heute aber einem Hindernis und merkte jetzt erst, daß er sich noch in dem materialisierten Zustand befand, in welchem er sich auf Befehl des Mediums hatte zeigen müssen. Flugs streifte er die lästige Hülle wie einen Paletot von den Schultern, sah, daß sie zerflatternd sich in leere Luft auflöste, und glitt dann unbehindert durch das Tor und über den Hof in die grabesdunkle Remise.

'n Abend, Herr Müller! sagte er mit wispernder Stimme. Haben schon Nacht gemacht? Viel gearbeitet heute?

Aus dem Winkel, wo die Kalesche stand, kam ein dünner Widerhall zurück, der aber wie von innerer Gereiztheit zitterte: Wie oft soll ich Euch sagen, unverständiger Mensch, daß Ihr stille zu Bette gehen und gebildete Leute nicht im ersten Schlaf stören sollt? Ihr stinkt auch wieder nach Fusel, daß es nicht zum Aushalten ist. Bleibt mir wenigstens vom Leibe und kriecht in Eure Kiste, oder der Henker soll Euch holen!

Oho! knurrte der andere, indem er sich nun erst recht dem hitzigen Kollegen näherte und sich auf der Wagendeichsel niederließ. Duschemang, Herr Müller, immer mit Manier, bitt' ich mir aus! Sie sind jetzt auch nicht mehr als unsereins, Spiritus ist Spiritus, und wenn Sie mit Ihrem Schimpfen von wegen meinem Geruch darauf anspielen, daß ich in der Schenkstube einen genippt hätte, sind Sie sehr auf dem Holzweg, mein Lieber. Sie wissen, daß wir schon darum keinen mehr hinter die Binde gießen können, weil wir keine Binde mehr haben. Nee, Herr Müller, wonach wir jetzt riechen, ist der reine Seelenduft, und Sie riechen auch nicht gerade nach Veilchen, von wegen weil Sie bei Lebzeiten all Ihre geschmierten Proben ohne Wert haben verkosten müssen, und jeder nach seinem Hand- oder Mundwerk riecht, verstehen Sie? Also hier nicht aufbegehrt, denn wenn's zum Raufen kommt — ich habe mehr als einen 'rausgeschmissen, als ich noch im Gasthof zu den drei Lilien diente, und mit so einem Kameraden wie Sie —

Schweigt doch nur stille, bat die Stimme aus der Kutsche ganz kleinlaut. Ihr wißt ja, daß es nicht böse gemeint ist, nur weil mir so miserabel zu Mute ist, einmal das Hundeleben als

professionierter Geist, und dazu die verdammte Liebe, und dann nicht mal sein bißchen Nachtruhe —

Ja, ja, will's glauben! seufzte der andere, der sogleich wieder versöhnt war. Sie sind noch schlimmer dran wie ich, Herr Müller, mit Ihrer Schmachtlapperei. Ich hab's doch wenigstens mal gehabt, Sie aber — nicht mal so viel wie 'n Schmatz kann bei Ihrem Verhältnis 'rauskommen. Täten gut, Herr Müller, sich das Mädel aus dem Sinn zu schlagen. Is doch nur 'ne Dummheit und Seelenschinderei.

Ein schwerer Seufzer kam aus der schwarzen Tiefe des Wagenschlags.

Das versteht Ihr nicht, Johann! Wenn ich diese Jungfrau sehe, wie sie mit allen Himmelsreizen geschmückt mir vor der Nase herumkreuzt, — so wenig, wie sich 'ne arme Motte von der Lampenglocke fernhalten kann, obwohl sie nicht mal dazukommt, sich in der Flamme nach Herzenslust zu verbrennen, so wenig kann ich von dem Mädel lassen. Ich denke mir oft, da wir jetzt ja wissen, daß es nichts ist mit der Hölle, die bloß die Pfaffen erfunden haben, — das ist die wahre Hölle, in der wir für unsere irdischen Fleischessünden brennen und büßen müssen. Ich habe manches dumme Gänschen beschwatzt, und mehr als eine hat mir blutige Tränen nachgeweint, ein verdammt hübscher Kerl war ich ja, und die Taschen immer voll Geld, und bei meinem Beruf — immer unterwegs und aus den Augen aus dem Sinn — aber jetzt sitz' ich dafür fest, und 's ist herzbrechend, was ich ausstehen muß. Denn da ich jetzt bloß Seele bin, probier' ich's einmal, wie 'ne Seelenliebschaft tut, die brennt weit elendiger, als die gewöhnliche, und man kann sich nicht mal um sein bißchen Besinnung trinken, was für die andere ein probates Hausmittel ist.

Er schwieg, von der leidenschaftlichen Expektoration erschöpft, und nur ein leises Wimmern zitterte aus dem Winkel hervor. Der mitleidige Kamerad hatte sich inzwischen in seine Kiste zurückgezogen. Erst nach einer Weile sagte er: Wie schön Sie das explizieren können, Herr Müller. Akkurat so geht mir's mit meinem Riekchen. Ja, 's is 'ne verfluchtige Sache mit der Verschossenheit. Hab' bei Lebzeiten immer lachen

müssen, wenn ich von ewiger Lieb' hab' reden hören. Is aber doch was dran. Na, wenn Ihr Gundelchen mal zu uns nach oben kommt und meine Rieke ebenfalls, da kann man das Sponsieren ja 'n bißchen fortsetzen, obwohl — 's Beste wird doch ewig fehlen. Vielleicht am Jüngsten Tag, nach der Auferstehung des Fleisches — na, müssen's eben abwarten. Einstweilen gute Nacht, Herr Müller, und angenehme Träume!

Aus der Wagenecke kam keine Antwort, nur ein leises geisterhaftes Schnarchen. Der Liebeskummer schien den armen Sünder endlich doch in Ruhe gelassen zu haben.

* * *

Doch sollte der Schlaf, der den beiden vielgeplagten Gespenstern wohl zu gönnen war, heute noch auf eine seltsame Weise gestört werden.

In einem Weinstübchen am Markt hatten in dieser Nacht zwei gute Freunde, beide Stadtkinder und Schulgefährten, bei etlichen Flaschen edlen Rheinweines ihr Wiedersehen gefeiert. Der eine, ein stattlicher junger Mann von vierundzwanzig Jahren, war von der benachbarten Universität zurückgekehrt, wo er Medizin studiert und nun soeben sein Staatsexamen mit allen Ehren bestanden hatte. Bevor er dort die ihm angetragene Assistentenstelle bei einem der bedeutendsten Ärzte antrat, gedachte er, wie ein losgesprochener Geselle auf die Wanderschaft geht, ein Jahr lang zu reisen und die Hauptstätten seiner Wissenschaft zu besuchen. Erst aber zog es ihn in seine Vaterstadt zurück, wo ihm zwar weder Eltern noch nahe Verwandte mehr lebten, doch sein Herz den jungen Doktor mit geheimen Banden gefesselt hielt. Eine Jugendliebe, die von der ersten Tanzstunde der Gymnasiastenzeit bis in die Studentenjahre durch mancherlei kleine Entzweiungen und Versöhnungen fortbestanden hatte, sollte nun endlich, da es beiden Teilen nicht am Nötigsten fehlte, zu einem öffentlich erklärten Abschluß gelangen. Bis jetzt war noch kein bindendes Wort gesprochen, ja, trotz der langen Vertraulichkeit, nach dem Machtspruch des strengen Vaters nicht einmal Briefe gewechselt worden. Auch hatte in dem ganzen letzten Jahre der junge

Herr, durch die Arbeiten zum Examen vor seinem eignen Gewissen entschuldigt, seltener als früher an seine heimlich Erkorene gedacht. Sie erschien ihm als ein sicheres Gut, das er jeden Augenblick in Besitz nehmen könne, und das bis dahin ihm wohl aufgehoben sei.

Von seinen männlichen Jugendgenossen waren die meisten in alle Winde zerstreut, da in der kleineren Stadt für strebsame Kräfte kein weiter Spielraum vorhanden war. Nur einer, sein Vertrautester, ein junger Ingenieur, hatte sich in der Vaterstadt fest niedergelassen und bei allerlei städtischen Anlagen, Kanalisierung und elektrischer Beleuchtung eine lohnende Arbeit gefunden. Dieser gute Kamerad, ein Jahr älter als der neugebackene Doktor, hatte darauf bestanden, den Freund während der kurzen Tage seines Besuchs in seiner Junggesellenwohnung zu beherbergen, ihn auch am Bahnhof, da er Abends anlangte, erwartet und sofort zum Nachtessen in jenes Weinstübchen geführt, wo sie nun bis Mitternacht im Austausch ihrer Erlebnisse seit Jahr und Tag kein Ende fanden.

Jenes Herzensverhältnisses wurde nur flüchtig gedacht. Du wirst schon mit Ungeduld erwartet, Philipp, sagte der Ingenieur. Papa Stadtrat, der mir gestern begegnete, fragte, ob du dich deiner Vaterstadt nicht im Glanz der neuen Würde zeigen würdest. Ich erwiderte ausweichend. Sie sollen dich nicht gleich in Beschlag nehmen, sondern erst ein paar Tage zur Ruhe kommen lassen. Denn höre, mein Junge, ich finde dich etwas nervös und stubenfarb.

Wie richtig er den Zustand des Freundes beurteilt hatte, zeigte sich, da sie nach Mitternacht das Weinstübchen verließen. Sie hatten weniger getrunken, als sie sich bei manchem studentischen Gelage ohne Schaden zumuten durften. Gleichwohl geriet der junge Doktor, sobald die freie Nachtluft seine heiße Stirn umwehte, in ein so bedenkliches Schwanken, führte so übermütig laute Reden und schwang den Stock so herausfordernd gegen die Scheiben der Parterrefenster, daß der standfestere Freund große Mühe hatte, ihn von Ausschreitungen zurückzuhalten, die man einem approbierten jungen Heilkünstler übler genommen hätte, als einem noch ungeprüften

Studiosen. Obwohl die Gefahr nicht groß war, zu dieser nachtschlafenden Zeit auf einen Bekannten zu treffen, der am andern Tage herumschwatzen konnte, wie wenig seiner Würde gemäß ein gewisser junger Doktor sich bei seiner Rückkehr in die Heimat aufgeführt habe, so schlug der Freund doch lieber den Umweg durch die verrufene Spukgasse ein, da eine unliebsame Begegnung dort keinenfalls zu befürchten war.

Er bemächtigte sich des linken Armes seines schwankenden Gastfreundes und zog den Widerstrebenden, der die munterſten Reden an den Mond hielt und beteuerte, es sei kein Mann darin, sondern eine bleichsüchtige alte Jungfer, die er nach Franzensbad schicken würde, mit fester Beharrlichkeit in den Schatten der ehrwürdigen Häuser, vorbei an der Taube Noä, dem Guten Hirten und der Rose von Saron, in denen kein Laut sich regte, kein Lichtschein aus einem der vergitterten Fenster hervordrang.

So hatten sie eben das Haus „Zum unglaubigen Thomas" erreicht, da blieb der schwärmende und laut deklamierende junge Mann plötzlich stehen, machte sich von seinem Freunde gewaltsam los und erklärte, in dieser Gasse, die er jetzt erst wiedererkenne, alle Spukgeister herausfordern zu wollen. Er gedenke, ihnen mit den Waffen der Wissenschaft zu Leibe zu gehen und sie in das nebelhafte Nichts zurückzuscheuchen, aus dem nur der blöde Aberglaube sie habe hervorkriechen lassen. Diesen Dienst seiner geliebten Vaterstadt zu erweisen, solle seine erste Tat in der Heimat sein, der es zur Schande gereiche, ein solches Stück der ägyptischen Finsternis oder vielmehr des dunklen Mittelalters am Ende des neunzehnten Jahrhunderts noch in ihrer Mitte zu dulden.

Er hatte sich in Fechterstellung auf den Bürgersteig postiert, den Stock zum Ausfall gegen jeden gespenstischen Gegner vor sich hingestreckt, und wehrte mit dem linken Arm den Freund eifrig ab, der ihn weiterziehen wollte. Dabei verlor er auf einmal das Gleichgewicht, taumelte gegen das Haus hin und schlug im Niederfallen mit dem Kopf so heftig gegen die scharfe Kante des steinernen Torpfostens, daß sofort ein starker Blutquell aus der verwundeten Stirn hervorsprang.

In großer Bestürzung versuchte der Freund ihn aufzurichten, die Wunde mit seinem Taschentuch zu verbinden, durch lautes Rufen eine Hilfe herbeizuziehen. Letzteres gelang endlich. Denn über ihren Häuptern öffnete sich das schmale Fensterchen der Pförtnerzelle, in welcher Wenzel Kospoth, wie wir erwähnt, noch so spät dem Studium des heiligen Buches obgelegen hatte.

In zwei Worten hatte der Ingenieur ihm erklärt, um was es sich handelte. Als der biedere Böhme dann aber das Tor geöffnet hatte und den Schaden bei Licht besah, schüttelte er den Kopf. Es sei unmöglich, den Bewußtlosen, stark Blutenden nach Hause zu tragen, ohne ein großes Gerede zu verursachen. In seiner schmalen Schusterzelle sei ebenfalls kein Platz, auch müsse man an den Pech- und Ledergeruch gewöhnt sein, um es darin auszuhalten. Dagegen treffe sich's gut, daß im Hof eine gute Freundin von ihm wohne, die mit ärztlichen Sachen Bescheid wisse. Dahin wollten sie den jungen Herrn tragen und die Frau aus dem Schlaf pochen, was ohne Störung der Nachbarschaft zu bewerkstelligen sei.

Gesagt, getan. Als sie mit dem schwer Stöhnenden den Hof betraten, sahen sie aus den kleinen Fenstern der Kutscherwohnung Licht schimmern, und eines wurde, da der Meister Frau Kordula rief, alsbald geöffnet mit der Frage, was vorgefallen sei. Diese Frage kam aber aus einem jungen Munde. Denn auch das Gundelchen war noch wach und an seiner Nähmaschine eifrig beschäftigt, eine für den nächsten Tag versprochene Arbeit fertigzumachen. Sobald das Kind begriffen hatte, welchen Samariterdienst man verlangte, stellte es das Lämpchen auf den Fenstersims, verschwand darauf und erschien gleich wieder unten im Hof, wo es die Hände vor Entsetzen zusammenschlug, da es den jungen Mann mit blutüberströmtem Gesicht vor der Schwelle des Hinterhauses liegen sah.

Auch die Alte droben, als die beiden Männer ihr den Verwundeten ins Zimmer trugen, wurde ein wenig bestürzt, verlor aber nicht den Kopf, sondern gab der Tochter einen Wink, den Kasten mit ihrer Hausapotheke herbeizuholen. Aus dieser nahm sie das Erforderliche, wusch die Wunde, die zum Glück

nicht bis an den Stirnknochen ging, mit frischem Wasser, steckte sogar ganz kunstgerecht eine Nadel durch, die sie mit einem Zwirnsfaden fest umwickelte, daß die klaffenden Ränder zusammengepreßt wurden, und legte dann einen leichten Verband um die Stirn.

Während dieser ganzen Prozedur war der junge Mann nicht zum Bewußtsein gekommen. Er lag in dem Wohnstübchen auf einer hartgepolsterten Bank, einem alten Sofa, dem die Lehne abhanden gekommen war; ein paar Federkissen, aus den Betten in der Schlafkammer entlehnt, hatte man ihm in den Rücken gestopft und aus einem großen Krug mit frischem Wasser machte ihm die gute Frau, die an zwei Stöcken sich beschwerlich hin und her schleppte, kühlende Umschläge um die erhitzte Stirn.

Es sei keine Gefahr, versicherte sie. In drei, vier Tagen werde die Wunde geheilt sein. Sie könnten ruhig ihrer Wege gehen, sie selbst werde die Nacht bei ihm wachen, und auch das Kind habe noch ein Stündchen zu arbeiten.

Der Freund sah ein, daß er in der Tat überflüssig sei, und da er die Sicherheit erkannte, mit der die gute Frau sich gebärdete, verzichtete er darauf, sich in die nächtliche Pflege zu teilen, und zog sich unter herzlichen Danksagungen mit Meister Kospoth zurück.

* * *

So geräuschlos dies alles von statten gegangen war, so hatte doch das flüsternde Regen und Bewegen in der Kutscherwohnung das feine Geisterohr Herrn Heinrich Müllers aus dem ohnehin nicht gar festen Schlaf geweckt. Da er mit seinen Gedanken auch im Traum bei dem angebeteten Menschenkinde war, konnte er's in seiner Kalesche nicht aushalten, ohne sich nach ihr umzusehen, und wurde durchs Fenster ein ingrimmiger Zeuge der Beflissenheit, mit der auch das Gundelchen sich um den Verwundeten bemühte.

Johann Gruber in seinem Kistenwinkel hätte von dem Abenteuer nichts gespürt, wenn nicht sein Spukkamerad, nachdem drüben wieder alles still geworden war, in heller

Wut der Eifersucht in die Remise zurückgekehrt wäre und sein leidenschaftliches Gemüt in Verwünschungen gegen alles Lebendige ergossen hätte. Zumal dem verhaßten Schwindler, dem böhmischen Hexenmeister, galt sein Toben, und er bezichtigte ihn geradezu der schnödesten, kupplerischen Absichten, um der Tochter seiner guten Freundin zu einer anständigen Versorgung zu verhelfen. Ohne einen solchen verschlagenen Handstreich würde in diesem verwunschenen Hause kein Hahn nach ihr krähen. Nun habe er einem leichtfertigen jungen Menschen hier vor der Tür ein Bein gestellt, damit die kurpfuschende Hexe was an ihm zu kurieren hätte und er zum Dank dem Mädel die Cour schneiden müsse.

Johann Gruber hörte das alles in größter Gemütsruhe mit an, gähnte so laut, daß er die Erbitterung des Kollegen auch auf sich lenkte, und so schliefen sie, nachdem sie sich eine Weile gezankt und bittere Schimpfworte an den Kopf geworfen hatten, schachmatt erst gegen Morgen wieder ein.

Viel später erwachte der Doktor Philipp auf seiner harten Ruhebank.

Als er gegen elf Uhr die schweren Augenlider langsam aufschlug und sich in einem unbekannten Raum auf einem seltsamen Notlager gebettet fand, glaubte er anfangs sich noch in einem Traum zu befinden. Wie sollte er in dies große, niedere Gemach gekommen sein, das mit so ärmlichen Möbeln ausgestattet war: an der Wand zwei alte Ölfarbendrucke, ein Bild des alten Kaisers und eine spinatgrüne Landschaft mit einem Angler, auf dem Kleiderschrank in der Ecke ein Haubenkopf mit grellroten Backen, daneben eine nach Bauernart blau angestrichene Truhe mit großen weißen Tulpen bemalt. Das konnte doch nicht das Junggesellenquartier seines Freundes sein. Und wo war dieser geblieben? Indem er darüber nachsann, fühlte er eine dumpfe Schwere in seinem Kopf und einen zuckenden Schmerz an der Stirn. Mechanisch erhob er die Hand, um die schmerzende Stelle zu befühlen, und begegnete zu seinem Erstaunen dem Leinwandstreifen, der sein schweres Haupt umzingelte. In demselben Augenblick vernahm er von dem Fenster her, dem er den Rücken zukehrte,

einen schlurfenden Schritt und das Klopfen zweier Stöcke gegen den blankgescheuerten Fußboden und sah die kleine Frauengestalt vor sich, die, während er schlief, geräuschlos an ihrer Arbeit gesessen hatte. Nun riß er die Augen weit auf und kam zu seiner vollen Besinnung, während sie ihm in wenigen Worten berichtete, wie er dazu gekommen war, vergangene Nacht ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen.

Er hörte der guten Frau aufmerksam zu, ohne ein Wort zu erwidern, da noch immer ein leichter Nebel von der gestrigen Nacht seine Gedanken umschleierte, ließ sich geduldig den Verband abnehmen und die Wunde beschauen, deren Zustand die erfahrene Ärztin sehr befriedigend fand, und erklärte, ihm sei ganz wohl, bis auf ein wenig Schwindel und eine starke Leere im Magen, der mit einem zweckmäßigen Frühstück am besten abzuhelfen wäre. Mutter Kordula, die ihren Seligen oft genug am Morgen nach einem schweren Rausch behandelt hatte, erkannte sofort, daß der junge Mann in der Tat sehr unschuldig zu seinem Denkzettel an der Stirn gekommen war, brachte ihm ein Glas frisches Wasser und rutschte dann zu ihrem Kochherdchen hin, um ihm, so gut sie ihn hatte, einen Morgenkaffee zu kochen.

Währenddessen saß der Patient aufgerichtet in seinen Kissen und tat allerlei neugierige Fragen, die seine Wirtin kurz und gut beantwortete. Ein großes Wohlgefühl überkam ihn in dieser armseligen Stille, hinter den vielgeflickten, aber schneeweißen Vorhängen an den beiden Fensterchen, in Gesellschaft dieser einfachen, gescheiten Frau, deren früh gealterte Züge von einem merkwürdigen sanften Ernst überhaucht waren.

Und nun öffnete sich die kleine Tür, und ein junges Wesen trat rasch auf den Zehen herein, der alten Frau zunickend und mit einem flüchtigen Blick den jungen Fremden streifend.

Meine Tochter, sagte die Alte. Der Herr ist eben aufgewacht, Gundelchen, und wird jetzt frühstücken. Es geht ihm, Gott sei Dank, sehr gut. Hast du alles mitgebracht?

Das Mädchen, noch ganz außer Atem, nickte nur und stellte einen Korb, den sie am Arm getragen, auf einen Stuhl neben dem Kochofen. Philipp sah, daß er allerlei Markteinkäufe

enthielt, viel reichlicher, als die beiden wohl sonst ihren Mittagstisch bestellten. Er dachte aber nicht lange darüber nach. Seine Aufmerksamkeit wurde völlig von dem jungen Kinde in Anspruch genommen, das ihm ungemein gefiel. Es trug ein ganz unscheinbares braunes Kleid, das schon lange gedient haben mochte und ohne Rücksicht auf die wandelbare Mode im Lauf der Jahre, da seine Besitzerin noch im Wachsen war, durch das Ansetzen neuer Zeugstreifen sich hatte müssen strecken lassen. Gleichwohl reichte es nur bis an die Knöchel, so daß die schlanken Füße in derben Stiefelchen darunter vorsahen. Einen runden schwarzen Strohhut, mit einer verknitterten roten Schleife aufgeschmückt, hatte sie gleich beim Eintritt abgenommen. Das hübsche Gesicht wurde von einer dicken Fülle brauner Flechten eingerahmt, aus denen am Nacken ein kleines Wäldchen krauser Locken hervorwehte. Während sie sich ganz geräuschlos hin und her bewegte, der Mutter an die Hand zu gehen, vermied sie es beharrlich, den Blicken des jungen Fremden zu begegnen, stand manchmal einen Augenblick wie beklommen still und tat einen tiefen Atemzug, der die Falten an ihrer aufblühenden jungen Brust straffer spannte, und antwortete leise, immer wie wenn ein Schwerkranker im Zimmer wäre, auf die Fragen der Alten nach der Arbeit, von der sie kam und zu der sie nach der Mittagspause zurückkehren sollte.

Das reizendste aber war die Art, wie sie zuweilen die immer ein wenig gesenkten schwarzen Augen rasch aufschlug, einen Blick umherwarf, der kleine blitzende Funken zu verstreuen schien, und dann die langen Wimpern wieder niederschlug.

Nur ein paarmal, als Philipp ein scherzendes Wort direkt an sie richtete, ging ein Lächeln über ihren roten Mund, und ein Grübchen erschien in der linken Wange, das verriet, hinter der bescheidenen, fast noch kinderhaften Stirn stecke doch auch ein schalkhafter Geist, der nur durch das Bewußtsein der niedrigen Stellung und die Rücksichten der Wohlerzogenheit zurückgedrängt werde.

Als die beiden, Mutter und Tochter, sich zu ihrem Mittagsmahl niedersetzten, nachdem sie ihren Gast dazu eingeladen

hatten, erschien noch andere Gesellschaft. Zunächst ihr täglicher Tischgenosse, Meister Kospoth, dann der Freund Ingenieur, der von seinem Tagewerk nicht früher hatte abkommen können. Beide waren erfreut, den Patienten in so sichtbarer Besserung anzutreffen, und der Freund wollte gleich nach dem Essen einen Wagen holen, um Philipp in seine Wohnung zu befördern.

Frau Kordula aber bestand darauf, wenigstens noch die nächste Nacht ihn unter ihrer Aufsicht zu behalten. Es sei zwar keine Gefahr, da die Wunde im besten Heilen begriffen sei, sie selbst aber müsse noch etlichemal den Verband erneuern und könne doch ihr Zimmer nicht verlassen, um einen Krankenbesuch zu machen.

Niemand war dessen froher, als der Kranke selbst. Er behauptete, nie besser geschlafen zu haben, als auf seinem Wundbette, und nie einen besseren Kaffee getrunken zu haben.

Als die Männer eben wieder gegangen waren und auch das Mädchen sich entfernt hatte, setzte er sich auf das Stühlchen am Fenster, wo Gundulas Nähmaschine stand, nahm ihre Schere in die Hand, steckte ihr Fingerhütchen an und vertiefte sich in eine behagliche Plauderei mit der Mutter, die sich am andern Fenster mit ihrer Näharbeit hingekauert hatte. Er ließ sich ihr ganzes Leben erzählen, und die gelassene Art, wie sie von ihren trübseligen Schicksalen, der Einfalt und Bosheit ihrer Nachbarn, der Not mit ihrem Manne sprach und das Glück, das ihr zum Entgelt für so viel Kummer in ihrem Kinde beschert sei, fast mit feierlichen Worten rühmte, ging ihrem jungen Zuhörer mehr und mehr ans Herz, so daß er der einfachen Frau mit einer Art Ehrfurcht gegenübersaß. Gleichwohl wurde ihm die Zeit lang bis zur Stunde des Feierabends, wo die Tochter zurückkehren sollte. Als sie dann endlich kam, war sie schon unbefangener und wagte sogar ihn selbst zu fragen, ob ihn die Wunde noch schmerze und ob sie etwas Eis holen solle, um die Umschläge mehr zu kühlen. Er verwehrte es ihr und sah sie so lange an, daß ihre etwas blassen Wangen eine leichte Röte überflog. Sie wollte die Nähmaschine in die Schlafkammer nebenan tragen, um ihn durch das Schnurren des Rades nicht zu belästigen. Das litt er nicht, sondern rückte

einen Stuhl zu ihr hin und sah ihr auf die flinken Fingerchen und auf den feinen Umriß von Nase und Mund, die sich auf die Arbeit senkten. Die Mutter aber bemerkte, daß er doch noch frühen Schlafes bedürftig sei, schickte ihr Kind hinaus und bereitete dem Patienten wieder sein Lager. Dann erneuerte sie noch einmal den Verband, nachdem sie aus ihrem Vorrat eine Wundsalbe hervorgesucht und ein Läppchen damit bestrichen hatte, und zog sich, eine gute Nacht wünschend, zu ihrer Tochter in die Kammer zurück.

Draußen im Hof hatte während einer ganzen Stunde ein leichter Schatten sich herumgetrieben und durch die Fenster gespäht: die arme Seele des Herrn Heinrich Müller, die von den Qualen der Eifersucht geschüttelt wurde und nicht eher weichen wollte, als bis das junge Paar, das sich so vertraulicher Nähe erfreute, wieder getrennt war. Daß an diesem Abend eines der besten Medien ohne Erfolg sein Geschäft betrieb und die Geister nicht zum Erscheinen bewegen konnte, hatte seinen natürlichen Grund nur in dem verliebten Eigensinn, mit welchem der verklärte ehemalige Liebling der Frauen am Fenster einer kleinen Erdentochter Schildwache stand.

* * *

Das schwermütige Gespenst fühlte sich daher nicht wenig erleichtert, als am anderen Nachmittage sein lebendiger Nebenbuhler von der trefflichen Ärztin und ihrer Tochter Abschied nahm und in die Wohnung seines Freundes übersiedelte. Doch war die Freude von kurzer Dauer. Denn am nächsten Abend, sobald die Dunkelheit es erlaubte, unerkannt den Weg nach der Spukgasse einzuschlagen, erschien der junge Doktor wiederum in der Wohnung der Frau Kordula, um nach seiner Wunde sehen und den Verband erneuern zu lassen. Diesmal konnte schon die Nadel entfernt und über dem Läppchen mit dem Wundbalsam ein Pflaster aufgeklebt werden. Der Patient saß dann noch ein Stündchen und sah den arbeitenden Frauen zu. Er hatte in einer großen Tüte allerlei Früchte und Kuchenwerk mitgebracht, wovon das Gundelchen erst nach langem

Zureden zu naschen sich entschloß. Sie war nun völlig aufgetaut, und Philipp meinte, nie ein hübscheres Lachen von jungen Mädchenlippen gehört zu haben, als wenn er hier von seinen tollen Studentenstreichen erzählte. Dazwischen wurden auch ernstere Reden geführt, an denen das Kind sich nur schüchtern mit allerlei sinnigen Fragen beteiligte.

So nun auch die folgenden Abende. Manchmal gesellte sich auch der Ingenieur hinzu, und in dem niedrigen Gemach ging es dann so munter zu, daß alle die Zeit vergaßen und sich erst durch Meister Kospoth daran erinnern lassen mußten, die Stunde des Torschlusses nicht allzu weit zu überschreiten.

Nicht nur die jungen Leute fanden diese Plauderabende ergötzlich, auch Mutter Kordula tat es wohl, einmal wieder Leben um sich her zu sehen und ein verständiges Gespräch führen zu können. Nur konnte sie sich nicht verhehlen, daß mit ihrem Kinde eine seltsame Veränderung vorgegangen war, da dasselbe den ganzen Tag wie „hintersinnig" herumging, kaum hörte, was man ihm sagte, und nur am Abend seine frühere Heiterkeit wiedergewann, um sofort wieder in tiefe Träumerei zu verfallen, sobald sie mit der Mutter allein war.

Die kluge Frau war daher froh, als sie eines Abends ihrem Pflegling erklären konnte, die Wunde sei nunmehr geheilt, und auch die Narbe werde sich rasch verwachsen, wenn er fortfahre, die Salbe aufzustreichen, von der sie ihm einen hinlänglichen Vorrat in einem Töpfchen einhändigte. Sie müsse nun aber Abschied von ihm nehmen, da es doch auf die Länge nicht verborgen bleiben könne, wenn er seine Besuche fortsetze, und sie alles Geschwätz übelwollender Nachbarn vermeiden wolle.

Der junge Mann erschrak heftig, Gundelchen war totenbleich geworden, die Mutter aber hatte eine so entschiedene Art, sich Respekt zu verschaffen, daß es zu einem traurigen Scheiden kam, nachdem der Geheilte seiner Retterin wohl fünf Minuten lang unter immer neuen Dankesworten die Hand gedrückt hatte. Die Tochter leuchtete ihm an die steile Treppe hinaus, da stand er noch ein paar Minuten in tiefer Verwirrung still, wollte etwas sagen, schwieg aber wieder, sah sie flüchtig

an, die in reizender Beklommenheit neben ihm stand, ergriff endlich ihre freie linke Hand und küßte sie, und da sie sie ihm tief erglühend entzog und: Aber Herr Doktor! flüsterte, schlang er hastig den Arm auf ihre Schulter und drückte einen raschen Kuß auf ihre heiße Wange. Dann stürmte er die Hühnerstiege hinunter und trug sein lautpochendes Herz durch die schwüle Nacht nach Hause.

Heinrich Müller war zum Glück bei einer séance beschäftigt gewesen und hatte kein Zeuge dieser Szene sein können. Als er ein paar Stunden später an das Kammerfenster schwebte, sah er das Gundelchen im Bette liegen, mit weit offenen Augen und einem seligen Lächeln vor sich hinträumend, woran er aber kein Arg hatte.

Am folgenden Tage trug ein Dienstmann einen großen, wohlverschlossenen Kasten die Treppe zu der Hofwohnung hinauf. Das Mädchen war gerade zu Tische gekommen, auch Wenzel Kospoth fand sich eben ein, da der Kasten geöffnet wurde. Darin befanden sich allerlei hübsche Putzsachen für ein junges Frauenzimmer, dann ein warmer Kleiderstoff für ein älteres, ein Briefchen dabei, worin die Bitte stand, diese Kleinigkeiten freundlich anzunehmen, um den Absender in etwas wenigstens von der großen Dankesschuld zu entlasten, die ihm das Herz bedrücke.

In dem Kuvert lag noch eine kleine, sehr bescheidene Brosche. Das Mädchen hatte sich einmal beklagt, daß es all seine Nadeln verliere. Nun wurde die Hoffnung ausgesprochen, diese kleine Spange werde fester halten und zugleich auch die Erinnerung an einen guten Freund befestigen.

Wenzel Kospoth wiegte seinen grauen Haarschopf hin und her und brummte etwas von einem wackeren jungen Herrn, der sich nicht lumpen lassen wolle.

Frau Kordula aber befahl ihrem Kinde, Feder und Papier zu holen und sofort die Antwort, die sie ihr vorsagte, niederzuschreiben, nämlich, daß sie dem Herrn Doktor vielmals danke für seine freundliche Absicht, ihnen eine Freude zu machen, diese kostbaren Geschenke aber durchaus nicht annehmen könne, da sie ihre ärztlichen Dienste ohne Entgelt ausüben müsse,

wenn sie nicht wegen unerlaubter Praxis in Strafe kommen wolle. Weshalb sie alles sofort zurückschicke und verbleibe des wohlgebornen Herrn Doktors achtungsvoll ergebene Kordula Ehrenberg.

* * *

Als Philipp diese Botschaft empfing, die ihm ein Knabe aus der Spukgasse zugleich mit der gefüllten Kiste überbrachte, wurde er tief niedergeschlagen. Er hatte die einfache Frau hinlänglich kennen gelernt, um sich keiner Täuschung darüber hinzugeben, daß es ihr mit der Ablehnung alles ferneren Verkehrs vollkommen ernst sei. Und da er sich selbst gestehen mußte, daß er nicht wohl daran denken konnte, ihr Kind zu seiner Frau zu machen, noch weniger aber ein frevelhaftes Spiel mit ihr zu treiben, so beschloß er mit einem tiefen Seufzer, die Kammer seines Herzens, in der das Hexenkind spukte, fest zu verriegeln und über das ganze Abenteuer das Kreuz zu schlagen.

Zugleich erinnerte er sich jetzt zum ersten Male wieder, daß er ja halb und halb schon gebunden sei, und gab sich Mühe, die Flamme seiner Jugendliebe, die in den letzten acht Tagen zu einem unscheinbaren Fünkchen herabgesunken war, von neuem anzublasen.

Das sicherste Mittel hierzu wäre nun freilich ein Besuch im Hause des Stadtrats gewesen. Doch obwohl er sich jetzt mit seiner Narbe, über der nur ein schmales Pflasterstreifchen saß, wieder als einen schmucken Freier sehen lassen konnte, verschob er doch den sonst so ersehnten Gang von Tag zu Tage, hielt sich still zu Hause und verbrachte die einsamen Stunden, während sein Gastfreund seinen Geschäften nachging, in unerquicklichem Müßiggang, in Büchern blätternd, rauchend oder in halbem Traum auf dem Sofa liegend, wobei er es nicht vermeiden konnte, daß eine schlanke, junge Mädchengestalt vor seinem inneren Auge hin und her schwebte, zuweilen ein paar lange Wimpern aufschlug und kleine, rasche Blitze aus schwarzen Augensternen um sich her streute.

Eines Abends aber wurde ihm dies Feuerwerk so unheim-

lich, daß er aufsprang, sich sorgfältig anzog und den Weg nach dem Hause seiner Jugendgeliebten einschlug.

Er empfand unterwegs ein starkes Herzklopfen und mußte sich Gewalt antun, um nicht in den Seitenweg nach der Spukgasse einzubiegen. Je näher er aber dem Ziele kam, desto ruhiger wurde er. Sein Schicksal lag ja noch in seiner Hand. Nichts verpflichtete ihn, heute schon ein entscheidendes Wort zu sprechen, zumal er ja noch die große Studienreise vor sich hatte. So betrat er kaltblütig das Haus und zog mit fester Hand oben an der wohlbekannten Klingel.

Die Tochter des Hauses öffnete ihm selbst, begrüßte ihn aber mit einer kühlen, gut gespielten Überraschung, wie einen Besucher, den man hundert Meilen entfernt geglaubt hat, und führte ihn sofort in das Wohnzimmer, wo ein kleiner Kreis von Hausfreunden beisammen saß. Der Papa war noch in seinem Bureau, die Mutter aber, die den jungen Mann sonst als ein Vermächtnis ihrer verstorbenen Freundin gehätschelt hatte, trug heute ebenfalls eine steife, gemessene Haltung zur Schau, beglückwünschte ihn zu seinem bestandenen letzten Examen, fragte, wie lange er in der Stadt zu bleiben gedenke, und nannte ihn ein Mal über das andere Herr Doktor. Er merkte sofort, daß die Unterhaltung, die er unterbrochen, sich um ihn selbst gedreht hatte, blieb aber unbefangen und entschuldigte seinen verspäteten Besuch mit einem Unfall, der ihn betroffen, da er gestrauchelt und gegen einen Stein gestürzt sei, weshalb er einige Tage sich in ärztliche Pflege begeben habe.

Niemand sprach auch nur aus Höflichkeit ein Bedauern darüber aus, und das stockende Gespräch schleppte sich mühsam hin. Er hatte Zeit, die Tochter des Hauses zu betrachten, die mit etwas hochgetragenem Näschen und ironisch geschürzten Lippen neben ihm saß. Man hatte ihr so oft gesagt, daß sie das schönste Mädchen der Stadt sei, sie war so ohne Frage schon den dritten Winter die Ballkönigin gewesen, daß es ihr selbstverständlich erschien, ihrer jungen Hoheit von jedermann huldigen zu lassen. Zumal von einem Jugendgespielen, der ihr vorzeiten bei jedem Kotillon die meisten Sträußchen

gebracht hatte. Auch gefiel er ihr trotz der übel zugerichteten Stirn besser, als all ihre übrigen Ballsklaven, und sie hatte sich zu dem geheimen Beschluß herabgelassen, ihn, wenn er sich dieser Gnade würdig zeigte, durch ihre Gunst überschwenglich glücklich zu machen. Daß er nun aber so unempfindlich wie ein Stock an ihrer Seite blieb, war unverzeihlich, und sie nahm sich in ihrem kleinen kalten Herzen vor, ihren gerechten Zorn an ihm auszulassen.

Noch empfindlicher war das verwandelte Benehmen ihres zukünftigen Schwiegersohnes der hoffärtigen Frau Mama, die geglaubt hatte, gleich in der ersten Stunde werde es zu der längst erwarteten Verlobung kommen, wofür sie schon eine gerührte und feierliche Rede in Bereitschaft hielt. Die Anwesenheit der befreundeten Damen war ihr daher sehr unerwünscht, und da sie immer noch hoffte, Philipps offenbare Verstimmung rühre davon her, daß er sie nicht allein getroffen, machte sie ungeschickte Versuche, die Gesellschaft loszuwerden. Da diese scheiterten, denn alle waren neugierig, sich den jungen Erkorenen näher zu beschauen, nahm sie endlich das Wort und sagte: Sie werden nicht ahnen, lieber Doktor, daß wir in dem letzten Jahr, seit Sie von uns entfernt waren, große Fortschritte in allerlei Geheimwissenschaften gemacht und einen eifrigen Verkehr mit der Geisterwelt unterhalten haben. Statt des abendlichen Kartenspiels befragen wir diesen runden Tisch nach vielen Dingen, die wir zu wissen wünschen, und selbst ich, die anfangs ganz ungläubig war, bin nach und nach bekehrt worden. Ich sehe, daß Sie die Achseln zucken. Die moderne Naturwissenschaft hält ja alle spiritistischen Experimente für Humbug, und da freilich auch viel Betrug mit unterläuft, lasse ich kein Medium und keinen Hypnotiseur über meine Schwelle. Ein hölzerner Tisch aber — was hätte der für ein Interesse dabei, uns hinters Licht zu führen, zumal wir seine Orakel ja auch kontrollieren können.

Und sind diese geisterhaften Offenbarungen immer als zuverlässig und richtig von Ihnen befunden worden? erwiderte Philipp, indem er sich bemühte, seine Worte nicht allzu spöttisch klingen zu lassen.

Nicht immer, natürlich. Manchmal lauten die Antworten zweideutig, manchmal versagen sie ganz, dann wieder treffen sie so wunderbar zu, daß man ihren übernatürlichen Ursprung nicht bezweifeln kann. Mein Gott, allwissend kann ja so ein abgeschiedener Geist nicht sein, und man sagt ja, ein Narr — ich bitte um Verzeihung, meine Herrschaften, — ein Narr kann mehr fragen, als zehn der weisesten Tische beantworten können. Aber Sie sollen selbst urteilen, lieber Doktor. Röschen hat sich schon darauf gefreut, was Sie für ein Gesicht machen würden, wenn Sie einmal einer solchen Sitzung beiwohnten.

Ich bitte, mich aber aus dem Spiel zu lassen, Frau Stadträtin, wehrte Philipp ab. Ich fürchte, in meinen Fingerspitzen fehlt das nötige magische Fluidum, und ich würde den Erfolg nur vereiteln, wenn ich die Kette mit schließen wollte.

Nein, nein, sagte die Tochter rasch. Sie müssen mittun. Sie glauben sonst, es gehe nicht ehrlich dabei zu, und irgend einer von uns mache sich den Spaß, die andern zu betrügen. Kommen Sie nur und nehmen Sie sich recht ernstlich vor, die Sache zu hintertreiben. Sie werden sehen, der Tisch behält das letzte Wort.

Gleich darauf hatte man das Teegeschirr und die Decke entfernt, und die sieben oder acht Personen, die um den runden Tisch saßen, schlossen mit ausgespreizten Händen die magische Kette, in aufgeregter Geduld der Dinge harrend, die da kommen sollten.

Philipps kleiner Finger berührte nur mit nachlässigem Druck den kleinen Finger seiner schönen Nachbarin. Denn wenn früher eine solche zärtliche Nähe ihm eine wonnige Wärme ins Blut geflößt hatte, heute blieb er völlig kühl, als wartete er einzig und allein darauf, ob jenes berühmte magische Fluidum von dem schlanken, kleinen Händchen neben dem seinen ausströmen und das tote Holz beseelen würde.

Nun traf es sich, daß an diesem Abend unser guter Bekannter, Heinrich Müller, den spiritistischen Dienst in diesem Hause übernommen hatte, obwohl er sich sonst für die höheren Aufgaben zu sparen pflegte. Sein gröberer Kollege aber hatte am Abend

zuvor eine so empfindliche Beschämung erlebt, daß er sich etwas Ähnlichem nicht so bald wieder aussetzen wollte. Ein Medium hatte auf Wunsch der Versammelten den Geist Napoleons zitiert und ihm allerlei historische Fragen vorgelegt. Da jedoch Johann Gruber in seiner früheren Hausknechtstellung nichts von dem großen Korsen erfahren und seinen Namen nur gehört hatte, wenn von Napoleonspielern die Rede war, deren etliche er, als er noch im Dienst bei dem Gastwirt stand, hatte hinauswerfen müssen, so gab er so verblüffend verkehrte Antworten, daß der leitende Spiritist in große Verlegenheit geriet und ihn endlich zum Teufel schickte, indem er den Fragestellern erklärte, der Geist habe sich einen höhnischen Scherz mit ihnen erlaubt, da er wütend darüber gewesen, aus seiner himmlischen Hoheit wieder auf die Erde herabgezogen worden zu sein.

Heinrich Müller dagegen, der gebildeter und bei schwierigen Fragen um eine zweideutige Ausflucht nie verlegen war, hatte dem Ruf in das Stadtratshaus umso williger Folge geleistet, weil er seinen Rivalen hatte hineingehen sehen und darauf brannte, ihm einen Possen zu spielen.

Hierzu ergab sich nur zu bald eine Gelegenheit.

Denn nachdem er in den Tisch geschlüpft war und durch das Aufheben eines Fußes und ein sanftes Stampfen seine Anwesenheit zu erkennen gegeben hatte, fragte nach einigem unerheblichen Geplänkel Fräulein Rosa geradezu, ob er wisse, daß ein fremder Gast sich in die Kette eingereiht habe?

Ja, antwortete der Tisch, zu großer Genugtuung der Gläubigen.

Ob er seinen Namen kenne?

Philipp, klopfte der Tischfuß.

Ob er wisse, wo dieser Philipp sich aufgehalten, seit er in die Stadt gekommen?

Spukgasse! buchstabierte der Tisch, ohne sich zu besinnen, was aber der Gesellschaft befremdlich war. Denn was hätte ein junger Arzt, der eben in die Heimat zurückkehrte, in jener verrufenen Straße zu suchen gehabt?

Also fragte das Fräulein, da sie allein eine seltsame Röte im Gesichte ihres Nachbarn aufsteigen sah, eifrig weiter, was ihn

dort hingeführt habe? Und sogleich klopfte der Tischgeist, mit heftigen Rucken den Fuß aufstampfend: Liebschaft!

Der Eindruck, den dieses Wort machte, war so stark, daß die Kette sich löste und aller Augen sich auf den jungen Mann richteten, der seine Verlegenheit hinter einem mühsamen Lachen verbarg und bemerkte: so schlechte verleumderische Späße bewiesen ihm deutlich, daß es auf eine Neckerei abgesehen sei, zu der der unschuldige Tisch sich hergeben müsse.

Fräulein Rosa aber, die ihn scharf im Auge behalten hatte, war gleichfalls dunkelrot geworden, doch nicht aus Beschämung, sondern aus gerechter Entrüstung, daß ihr bisher so gehorsamer leibeigener Zukünftiger sich auf so verräterischen Wegen betreffen ließ. Sie befahl also, unverzüglich die Kette wieder zu schließen, wobei ihr zitternder kleiner Finger jetzt an dem ihres Tischnachbarn ihre innere Erregung ausließ, und stellte dann die entscheidende Frage: Mit wem hat Doktor Philipp in der Spukgasse ein zärtliches Verhältnis angesponnen?

Sofort antwortete der Tisch: G—u—n—d—e—lchen!

Gundelchen! sprach die Fragerin buchstabierend nach und zog ihre Hand mit einer Gebärde zurück, als ob sie einen nassen Frosch berührt hätte. Nun, Herr Doktor, werden Sie noch ein weiteres Zeugnis bedürfen? Also wirklich die leichtfertige kleine Person, die Tochter jener berüchtigten Dorfschneiderin — du entsinnst dich, Mama, daß unsere Schneiderin das dreiste junge Ding einmal mit ins Haus gebracht hat, um beim Nähen zu helfen, ein ganz ungebildetes Geschöpf — und der haben Sie wirklich die Cour gemacht, Herr Doktor, und ihre Gesellschaft so interessant gefunden, daß Sie die ältesten Freunde darüber vernachlässigten?

Sie hatte das in der besinnungslosen Erregung mit flammenden Blicken herausgesprudelt, ohne zu beachten, daß sie ihr geheimes schwerverletztes Herz damit entblößte. Auch gewahrten es die anderen, und die Mutter winkte ihr mit den Augen zu, sich zu mäßigen. Nur Philipp war es gleichgültig, ob die Jugendfreundin, die ihm in diesem Augenblick durch die Leidenschaft verzerrt fast häßlich erschien, sich durch ihren eifersüchtigen Ärger bloßstellte. Ihm lag einzig daran, die ungerech-

ten und bösartigen Verdächtigungen der guten Frauen in der Spukgasse zurückzuweisen.

Er erklärte daher mit ruhiger Festigkeit, daß er auf Mutter und Tochter nichts kommen lasse; jene sei sehr mit Unrecht „berüchtigt", und wer das junge Mädchen „leichtfertig" nenne, kenne sie eben nicht. Und nun erzählte er mit treuherziger Unbefangenheit, wie er zu dieser Bekanntschaft gekommen und zum Dank gegen die gütigen Samariterinnen verpflichtet worden sei.

Als er mit seinem Bericht zu Ende war, stand Fräulein Röschen auf und sagte mit bebender Stimme: Über den Geschmack ist nicht zu streiten. Ich begreife nun, daß Sie vierzehn Tage lang Ihre nächsten Freunde nicht aufsuchen mochten, da Sie in die Bewunderung dieser beiden Perlen versunken waren. Da unsereins den Vergleich mit ihnen nicht aushalten kann, will ich mich lieber zurückziehen, damit Sie von ihrem Abendbesuch in der Spukgasse nicht zu lange abgehalten werden.

Damit verneigte sie sich mit hoheitsvoller Miene gegen den jungen Bösewicht, nickte den übrigen zu und verschwand in dem anstoßenden Zimmer.

Die Zurückbleibenden verharrten eine Weile wie versteinert im tiefsten Stillschweigen. Dann sagte die sehr bestürzte Frau Stadträtin: Sie müssen ihr diese kleine trotzige Laune zu gute halten, lieber Doktor. Sie hat nun einmal eine Antipathie gegen die verdächtige Nähmamsell und begreift nicht, daß einer ihrer liebsten Jugendfreunde ihr die Stange halten konnte. Auch haben Sie in Ihrer ritterlichen Art doch wohl zu viel Wärme in Ihre Verteidigung gelegt. Wenn Sie unserem Röschen nachgehen und ihr sagen wollten, Sie hätten es nicht so ernst gemeint —

Ich bedaure, gnädige Frau, unterbrach sie Philipp, indem er sich erhob, es ist mir unmöglich, irgend ein Wort, das ich zu Gunsten der beiden Verkannten gesagt, zurückzunehmen. Wenn Ihr Fräulein Tochter die Gesellschaft eines Mannes, der sich zweier unschuldig Angeklagter annimmt, nicht ertragen kann, so muß ich darauf verzichten in diesem befreundeten Hause,

wo ich früher so viel Güte erfahren, fernerhin zu verkehren. Ich habe die Ehre, den Herrschaften guten Abend zu wünschen!

Damit nahm er seinen Hut, verbeugte sich und verließ das Zimmer.

* * *

Als er sich im Freien befand, überkam ihn ein solches Wohlgefühl, der beengenden Luft in diesem hochachtbaren Philisterhause entronnen zu sein, daß er, seiner jungen doktoralen Würde vergessend, den Hut schwenkte, einen Luftsprung tat und ein Studentenlied vor sich hinsummte. Ein paar Nachbarsleute, die ihn kannten und um sein Verhältnis zu der schönen Stadtratstochter wußten, flüsterten sich, als er achtlos an ihnen vorüberging, lächelnd zu, es möge wohl eben zwischen dem jungen Paar richtig geworden und der junge Herr vom Verlobungsweine ein wenig angeheitert sein. Philipp aber strebte aus den dunklen Gassen hinaus ins Freie und atmete tief auf, als er die schattigen Anlagen erreichte, die am Flusse sich hinzogen und über Tag von sämtlichen Kindern der Stadt mit ihren Wärterinnen bevölkert waren. Zu dieser späten Stunde aber wandelten hier nur einzelne Liebespaare, deren vorbeigleitende, zärtlich verschlungene Schatten den einsamen Wanderer zu schwermütigen Betrachtungen anregten. Er setzte sich auf eine Bank und sah lange durch die leise schwankenden Wipfel zu den Sternen hinauf, von denen eine weiche Kühle zu ihm herabfloß. Mit verstohlenem Rauschen zog der Fluß zu seinen Füßen dahin. Philipp mußte denken, wie lieblich es wäre, in einem Nachen sich von der Strömung forttragen zu lassen, ein gewisses junges Wesen an seiner Seite, die ganze Nacht hindurch, um im ersten Frührot bei irgend einem versteckten Häuschen zu landen und sich dort einen eigenen Herd zu gründen. Das Bild der kleinen Gundula trat so lebendig vor ihn hin und erschien mit all seinen Reizen und Tugenden in so hellem Licht, daß er die Sehnsucht, die leibhaftige holde Person in die Arme zu schließen, nicht bezwingen konnte, sondern aufsprang und schnurstracks den Weg nach der Stadt wieder einschlug, entschlossen, heute noch, es koste, was es wolle, in das

Spukhaus einzudringen und mit Mama Kordula ein ernstes Wort über Gegenwart und Zukunft zu reden.

Als er aber die äußeren Quartiere der Stadt durchschritten hatte und sich seinem Ziele näherte, fiel ihm eine ungewohnte Bewegung in den Straßen auf, ein Rennen und Rufen der Menschen, die sonst um diese zehnte Stunde in ihren Häusern oder beim Biere saßen. Er forschte nach und hörte mit heftigem Schrecken, daß ein Brand in der Spukgasse ausgebrochen sei. Nun stürmte er allen voran und machte sich, da er die Straße erreicht hatte und den Feuerschein an den schwarzen Häusern hoch aufglühen sah, mit Drängen und Stoßen Bahn durch das dichte Gewühl, das den Eingang versperrte. Die Leute aber standen ganz müßig und gafften nach der Stelle, von wo die rote Lohe aufstieg, so daß es Philipp nicht schwer wurde, sich bis zu der Unheilstätte durchzukämpfen. Seine furchtbare Ahnung hatte ihn nicht betrogen, es brannte wirklich in dem Hause „Zum ungläubigen Thomas", und zwar schlug die Flamme bis jetzt nur aus der Pförtnerzelle hervor und begann eben erst das alte Eingangstor zu umzüngeln. Die Menschen aber, die im Halbkreis davorstanden, wiesen auf das feurige Schauspiel mit stumpfem Gleichmut oder gar mit hämischem Grinsen. Einzelne Hohnreden wurden laut: es sei Zeit gewesen, daß den alten Hexenmeister endlich der Satan beim Kragen gepackt habe; er werde vielleicht Gold haben machen wollen, und aus dem Tiegel sei eine Höllenflamme aufgeschlagen, die ihm den Schopf versenkt habe; es könne keinem Christenmenschen zugemutet werden, einen solchen Brand zu löschen und dem Strafgericht des Himmels Einhalt zu tun.

Sobald Philipp das Haus erreicht hatte und die Lage überschaute, rief er den Umstehenden zu, Äxte zu holen und das Tor einzubrechen, um die zu retten, die in den Hofzimmern wohnten. Kein Fuß rührte sich, nur ein paar freche Mäuler ließen sich vernehmen, es werde kein Schade sein, wenn das Hexenpack verbrenne, es habe längst den Scheiterhaufen verdient — was mit einem allgemeinen Gelächter aufgenommen wurde. Mit knirschendem Ingrimm hörte es der Jüngling und spähte umher nach irgend einem Werkzeuge, das Tor zu

sprengen. Eben ergriff er einen Balken, den die Pflasterer am Rande des Bürgersteiges zurückgelassen hatten, und schleppte mit übermenschlicher Anstrengung die Last heran, das glimmende Holzwerk des Tores damit zu zertrümmern, als das morsche Schloß wie durch ein Wunder von selbst aus den Haspen wich und das Tor langsam sich nach innen zu in seinen Angeln bewegte. In der dunklen Öffnung aber erschien eine seltsame menschliche Gruppe, das Gundelchen, seine Mutter huckepack durch den funkensprühenden Qualm ins Freie tragend.

Das Kind hatte sich heute früher als sonst zu Bett gelegt, von der Tagesarbeit ermüdet, und war durch den Schreckensruf der Alten, die sich nebenan noch keinen Schlaf gönnte, aufgeweckt worden. Als sie den Feuerschein gewahrte, hatte sie nur ein Röckchen um die Hüften gebunden, ein Tuch um ihre nackten Schultern geschlagen, sich aber nicht die Zeit genommen, Schuh und Strümpfe anzuziehen, sondern rasch entschlossen die schwerbewegliche Mutter sich auf den Rücken geladen und die teure Last das Treppchen hinab über den Hof getragen, dort ein paar qualvolle Augenblicke in den schwarzen Hausflur starrend, bis die hilfreiche Hand ihres Schutzengels das Haustor öffnete.

Wie sie nun draußen stehen blieb, gebückt unter der lebendigen Bürde, und sich im Kreise der zurückweichenden Menge umschauend den jungen Gastfreund erblickte, der mit einem Freudenschrei den Balken fallen ließ und auf sie zustürzte, überflog ein seliges Lächeln ihr hochgerötetes Gesicht, und sie lispelte mit den frischen Lippen: Guten Abend, Herr Doktor! welche einfachen Worte diesem wie die süßeste Musik erklangen. Er konnte aber nichts hervorbringen als: Gott sei Dank! O, Gundelchen, daß du nur lebst! und hätte sie gern samt der Mutter auf ihrem Rücken umfaßt und an sein Herz gedrückt, wenn nicht zu viele Augen auf sie gerichtet gewesen wären. Noch immer ließ sie ihre Last nicht zur Erde nieder, schien aber ratlos, wohin sie sich damit wenden solle. Vergebens redete Philipp in die Leute hinein, eine Tragbahre oder auch nur einen Schubkarren herbeizuschaffen. Sie drehten alle die Köpfe weg, zuckten die Achseln und murmelten Verwünschungen.

So müssen wir's wohl allein besorgen, Gundelchen, wenn diese frommen Christen nicht so viel Nächstenliebe erschwingen können! rief der junge Mann, und indem er die Alte sanft auf die Erde setzte, verschränkte er die Hände mit denen des Mädchens und hob die Mutter auf diese schwebende Sänfte wieder hinauf, ihr zuredend, daß sie die Arme um seinen und ihres Kindes Nacken schlingen möchte. So trugen sie die willenlos Gehorchende, die leise vor sich hinseufzte, durch das auseinanderstiebende Gewühl der Gasse hinab bis auf den Marktplatz, und da dort zufällig eine leere Droschke schläfrig über das unebene Pflaster rasselte, rief Philipp sie an, hob die beiden Frauenzimmer hinein und schwang sich selbst auf den Rücksitz, dem Kutscher zurufend, daß er sie nach einem Wirtshäuschen fahren solle, das eine halbe Stunde von der Stadt entfernt am Flusse lag und für die besseren Familien als Ziel ihrer sommerabendlichen Spaziergänge diente.

Aus der Spukgasse, die sich mehr und mehr vom Feuerschein rötete, klang ein dumpfes Summen und Brausen ihnen nach, jetzt hörte man auch das Rollen der Spritzenwagen, die endlich sich nach der Brandstätte hin bewegten, von allen Seiten strömte groß und klein der verrufenen Gasse zu, sie aber hatten bald die letzten Häuser im Rücken gelassen und fuhren in langsamem Trabe in die hellgestirnte Nacht hinaus.

* * *

Erst jetzt fand der junge Doktor die nötige Gemütsruhe, das gerettete Paar sich näher anzusehen.

Die Mutter lag in sich zusammengeduckt in der Ecke des Wagens mit geschlossenen Augen, wie wenn sie ihre Gedanken sammeln müsse, um das Wunder ihrer glücklichen Flucht aus der Todesgefahr dem Himmel recht von Herzen zu danken. Ihr Kind neben ihr saß, sich in seiner notdürftigen Bekleidung ein wenig schämend und das Tuch fest um die Schultern ziehend, sprachlos dem jungen Mann gegenüber. Aber die schwarzen Augen wichen den seinen nicht immer aus, und nur wenn ihre nackten Füße unter dem Röckchen einmal zum Vorschein kamen, schlug sie die langen Wimpern hastig nieder.

Er fragte, ob sie friere, sie schüttelte den Kopf, gleichwohl zog er sein Tuch aus der Tasche und wickelte es um ihre schlanken Knöchel, dann streckte er die Hand aus, und sie legte die ihre mit einem lieblich treuherzigen Blick hinein, und so hielten sie sich wie zu einem stummen Gelöbnis fest bei den Händen, zuweilen durch einen herzlichen Druck das Unausgesprochene bekräftigend, bis der Wagen bei dem Wirtshäuschen anhielt.

Jetzt erst öffnete die Mutter die Augen, sprach aber immer noch kein Wort und ließ es geschehen, daß Philipp sie aus dem Wagen hob und ins Haus trug. Wirt und Wirtin waren nicht wenig erstaunt, als sie der wunderlichen späten Gäste ansichtig wurden, für welche der junge Mann eines der Zimmer im oberen Stock, in denen hin und wieder ein Sommerfrischling Herberge fand, in Beschlag nahm. Er gab dem Wirt ein Goldstück und sagte, es werde sein Schade nicht sein, wenn er die Damen, die bei einem Brande in der Stadt sich mit genauer Not gerettet hätten, aufs sorgsamste bediene, übrigens gegen jedermann ihre Anwesenheit geheim halte. Die Frau Wirtin werde dem Fräulein wohl mit Schuhwerk und der nötigen Garderobe aushelfen. Dann stieg er selbst nach dem oberen Zimmer hinauf, wo Frau Kordula vor sich hinträumend in einem Lehnstuhl saß, trat mit ernster Miene auf sie zu und sagte: Liebe Mutter, ich werde Sie jetzt verlassen, um in die Stadt zurückzukehren. Vorher aber möchte ich noch etwas Wichtiges ins reine bringen. Ich und Ihre liebe Tochter, wir haben uns vorhin während der Fahrt stillschweigend miteinander verlobt. Ich bitte nun, liebe Mutter, daß Sie uns Ihren Segen geben möchten. Ich verspreche, Ihrem Kinde ein treuer Gatte und Ihnen ein liebevoller Sohn zu sein.

Die Mutter hatte ihm zugehört, ohne eine Miene zu verziehen, als ob sie auf etwas Ähnliches gefaßt gewesen wäre. Jetzt sah sie ihn ruhig an, wiegte den klugen grauen Kopf leise hin und her und sagte: Lieber Herr Doktor, Sie sind sehr gut, und ich glaube auch, daß es Ihnen ein redlicher Ernst mit Ihrer Bitte ist. Doch muß ich alte Frau einen kühlen Kopf behalten, wenn die Feuersbrunst Ihren jungen erhitzt hat, daß er für recht und gut hält, was doch einmal eine Unmöglichkeit ist

und bleibt. Sie sind ein gelehrter und reicher junger Herr und wir sind arme Leute. Was wollen Sie Ihren Freunden antworten, wenn man Sie fragt, wie Sie nur an der Tochter der armen Schneidersfrau, die obenein als Hexe verschrieen ist, einen Narren fressen konnten?

Dieses, liebe Frau Mutter, ist meine Sache, erwiderte Philipp mit Nachdruck, und ich werde mich hüten, mich jetzt klar und deutlich darüber auszusprechen, damit die kleine Hexe hier nicht gar zu eitel wird. Im übrigen ist es mir sehr gleichgültig, ob viele meiner guten Bekannten sich verwundern, den Kopf schütteln und die Nase rümpfen, ja ich freue mich auf das Gerede und Geraune in der Kirche, wenn der Doktor Philipp und die Jungfer Gundula als Verlobte von der Kanzel fallen. In drei Wochen nämlich soll, falls es Ihnen, liebe Mutter, recht ist, die Hochzeit sein. Ich gedenke alsdann die junge Frau Doktorin mit auf Reisen zu nehmen und ein ganzes Jahr lang mich mit ihr herumzutreiben. Da hat sie Zeit, ein bißchen weltläufig zu werden und so viel Schliff zu erhalten, wie auch der kostbarste Edelstein haben muß, um nach seinem Wert geschätzt zu werden. Einstweilen bleibt unsere liebe Mutter ruhig in der Wohnung, die wir hernach in meiner neuen Heimat beziehen werden, und ihre liebe Tochter wird ihr hoffentlich fleißig in ihren Briefen vermelden, daß sie sich nicht betrogen hat, als sie für gut fand, an einem gewissen Doktor Philipp ihre Hexenkünste auszulassen.

Er beugte sich zu der Alten herab und küßte sie herzlich auf beide Wangen, über die ein paar stille Tränen rannen. Darauf zog er das über und über glühende Mädchen an seine Brust, küßte sie auf Lippen und Augen und stürmte dann, ehe eins der beiden zu Worte kommen konnte, die Treppe hinab, um sich eilig in den Wagen zu werfen und nach der Stadt zurückzufahren.

* * *

Das Haus „Zum unglaubigen Thomas" war über Nacht vollständig ausgebrannt, so daß, da der Morgen heraufdämmerte, nur noch die beiden schwarzen Mauern wie die Wände

eines tiefen Schachtes oder Brunnens aufragten, während der Kastanienbaum als ein Aschenberg auf dem Hofe lag und von dem Stallgebäude nur noch rauchende Trümmer den Boden bedeckten. In dem Pförtnerstübchen aber fand man ein Häuflein schwärzlicher Menschengebeine und in seiner Mitte vier Messingstückchen, die von der großen böhmischen Bibel herrührten und trotz der scharfen Glut nicht geschmolzen waren.

Droben jedoch, auf dem spitzen First eines der Nachbarhäuser, saßen im ersten Morgengrauen die beiden früheren Inwohner der Remise, beide in äußerst schlechter Laune.

Heinrich Müller warf einen grimmigen Blick auf die nassen Trümmer der verkohlten Balken, von denen ein übelriechender Qualm aufstieg.

Die Komödie ist nun zu Ende, sagte er, sich schüttelnd. 's ist mir ein Gaudium, daß niemand ahnt, wer der Verfasser war.

Sie doch nicht etwa gar, Herr Heinrich? fragte sein Kamerad, der über die Dächer weg in eine der Seitengassen spähte.

Versteht sich, ich und kein anderer, erwiderte der verklärte Weinreisende. Ihr müßt wissen, Johann, als ich dem niederträchtigen Burschen, dem Doktor, den Possen gespielt und ihn mit dem vornehmen Stadtfräulein auseinandergebracht hatte, bin ich nach Hause geflogen. Da sah ich den andern, der mir immer wie Gift und Operment war, den Böhmen, wieder über seinem Zauberbuch hocken und huschte hinein, und da kam mir's, ihm die Suppe zu versalzen. Ich stieß die Lampe um, daß das Petroleum über seinen Tisch floß, da gab's einen Knall, und weil der alte Narr sich nicht gleich zu helfen wußte, ist die ganze Pastete in Rauch aufgegangen. So hab' ich an dem gottlosen Kuppler mein Mütchen gekühlt. Und jetzt segle ich geradeswegs wieder in unsere Oberwelt zurück. Die Hölle auf Erden hab' ich satt. Wenn's droben auch verdammt langweilig ist, der Jüngste Tag wird doch nicht ewig auf sich warten lassen. Die verrückten Lebendigen treiben's ja so toll, daß der Herrgott es nicht lange mehr mit ansehen kann.

Er hob ſich ein wenig, als ob er fortfliegen wollte.

Nehmen Sie mich mit, Herr Heinrich, ſagte die arme Seele Johann Grubers. Auch mir iſt's hier unten verleidet, ich kündige den Dienſt. Denn wie ich geſtern bei meiner Rieke wieder mal nachſehen wollte — nee, werde Ihnen nicht auf die Naſe binden, in welcher Geſellſchaft ich ſie fand, und wie's da zuging. Is 'ne verflucht angreifende Beſchäftigung, ſo 'n Spiritus zu ſein, hab' mir's pläſierlicher gedacht. Jetzt kann mal ein anderer an die Reihe kommen, da das dumme Volk nu doch mal drauf verſeſſen iſt, ſich was rapportieren zu laſſen. Sehn Sie, Herr Heinrich, drüben blinzelt die Sonne über den Berg. Wir müſſen uns ſputen, abzufahren, eh's zu heiß wird. Ich habe auch immer vor Tau und Tage eingeſpannt, als ich noch bei meinem erſten Herrn diente. Hupla! —

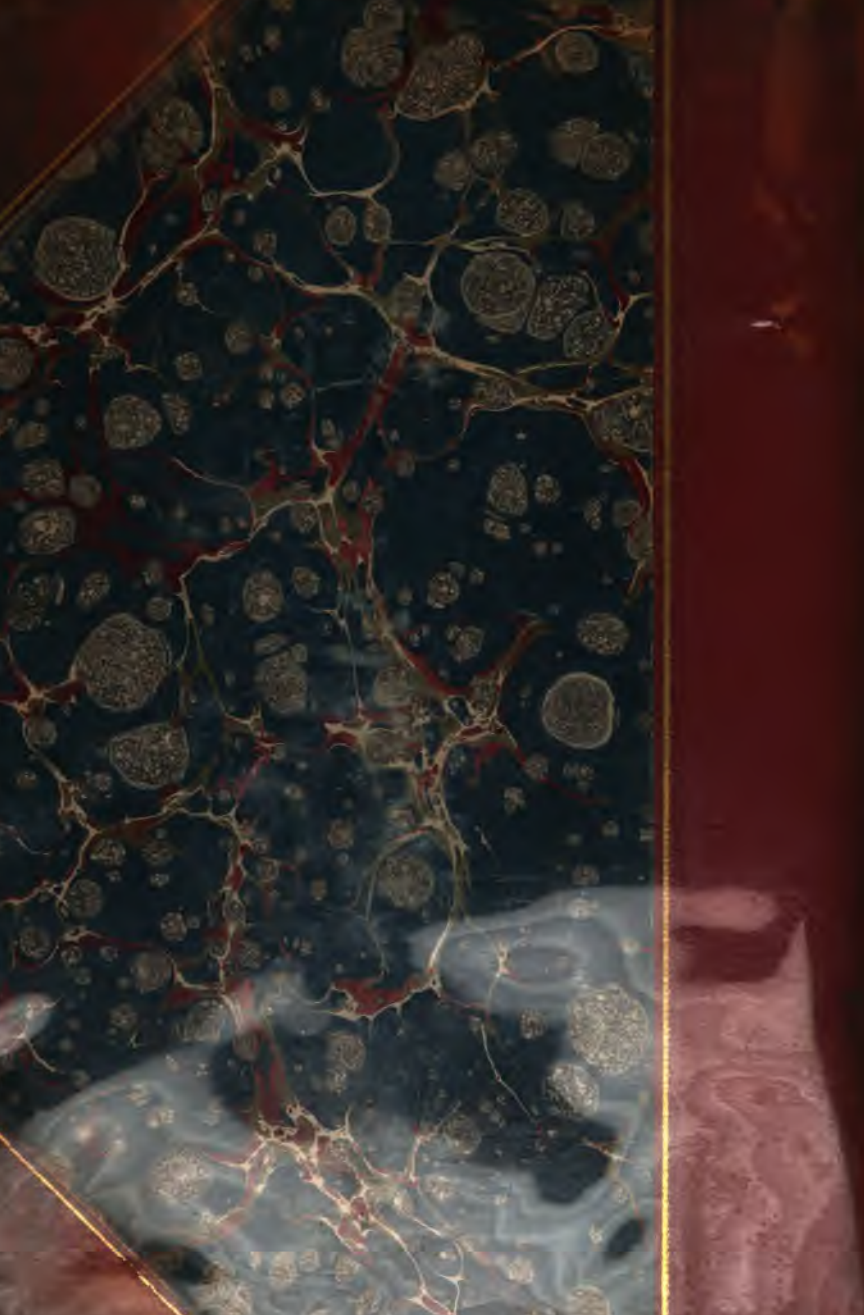
Und er wartete den Aufbruch ſeines Gefährten nicht ab, der ſich langſamer ihm nachſchwang, noch einen Blick befriedigter Schadenfreude auf die rauchenden Trümmer zurückwerfend, unter denen das arme Opfer ſeiner Rache begraben lag.

Inhalt

	Seite
Holdrio oder Das Märchen vom wohlerzogenen Königssohn	5
Das Märchen vom Herzblut	35
Die vier Geschwister (Fragment)	60
Der Jungbrunnen	76
Lilith	103
Die gute Frau	116
Johannisnacht	130
Das Märchen von Niels mit der offenen Hand	142
Die Nixe	171
Die Dryas	194
Die schöne Abigail	220
Mittagszauber	253
's Lisabethle	277
Das Waldlachen	287
Das Haus „Zum ungläubigen Thomas" oder Des Spirits Rache	318

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

MAY 23'55 H